Die Kanzelvorträge

in der

Notre-Dame-Kirche zu Paris

von

P. Heinrich Dominicus Lacordaire,

aus dem Predigerorden.

Aus dem Französischen übersetzt

von

J. A. Hitzfelder.

Vierter Band.

Vorträge von 1851.

Tübingen, 1852.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

— Laupp & Siebeck. —

Druck von H. Laupp jr.

Vorwort des Uebersetzers.

Mit vorliegender Abtheilung schließen die dogmatischen Conferenzen Lacordaire's. Dieselben bilden zusammen ein wohl geordnetes, in sich geschlossenes Ganze, über dessen Plan und Anordnung der Verfasser selbst in seinem letzten Vortrage sich kurz erklärt hat. Ob den dogmatischen Conferenzen noch weitere moralischen Inhaltes nachfolgen werden, läßt Lacordaire selbst vorläufig dahingestellt sein; die aus der neuesten Tagesgeschichte hinlänglich bekannten persönlichen Verhältnisse Lacordaire's machen es zum wenigsten sehr unwahrscheinlich, daß schon in der nächsten Zeit die Stimme des gefeierten Redners auf der ersten Kanzel Frankreichs in einem neuen Cyclus von Vorträgen, welche organisch an die vorangehenden sich anschließen und gleich diesen zu ihrer Vollendung mehrere Jahre in Anspruch nehmen dürften, sich werde vernehmen lassen.

Der Originalausgabe der letzten Abtheilung sind der Symmetrie mit den drei früheren Bänden wegen zwei Grabreden nebst einer philosophischen Abhandlung beigegeben. Wir haben

eine von diesen Grabreden, die auf O'Connell, in unsere Uebersetzung aufgenommen; dieselbe wird, obwohl bereits, wenn wir nicht irren, in deutscher Uebersetzung vorhanden, dem Leser der Conferenzen als angenehme Zugabe erscheinen. Dagegen haben wir die Lobrede auf den aus den napoleonischen Feldzügen bekannten Artillerie-General Drouot übergangen, weil sie sich ihres großen Umfanges ungeachtet fast durchgängig nur mit der Person des Verstorbenen beschäftigt und trotz mancher treffender Gedanken und schöner Partien für den deutschen Leser des Interessanten oder Belehrenden wenig bietet. Aus ähnlichen Gründen glaubten wir die in der französischen Ausgabe nahezu zehn Bogen füllenden Considérations sur le système philosophique de M. De la Mennais übergehen zu sollen. Wie dieselben vorliegen, sind sie der beigegebenen Erklärung zufolge ein fast unveränderter Abdruck der im Jahre 1834, nach dem Erscheinen der Paroles d'un Croyant, von Lacordaire veröffentlichten und seitdem längst vergriffenen Streitschrift gegen Lamennais. Der von Letzterem begonnene Kampf, in welchen bekanntlich auch Lacordaire nebst anderen nicht weniger berühmten Männern anfänglich sich verwickelt sah, hat Dank der eisernen Consequenz und rückhaltlosen Offenheit, womit Lamennais seine destructiven Prinzipien verfolgt und ausgesprochen hat, einen schnellen Verlauf genommen, ist als ein längst entschiedener zu betrachten und bietet in der Gegenwart kaum mehr

ein anderes als historisches Interesse. Das letztere gilt, obwohl nicht in demselben Maaße, auch von der Lacordaire'schen Gegenschrift. Wenn aber auch von ihrer nächsten Tendenz abgesehen wird und zugestanden werden muß, daß die aus Augustin und Thomas von Aquin zusammengetragenen Principien einer Philosophie des Christenthums eine nie veraltende Geltung behaupten, so sind diese Prinzipien doch nur nach ihren äußersten Umrissen und auch diese nur in ziemlich flüchtigen Zügen entworfen und können so bei dem größten Theile der katholischen Theologen Deutschlands als bekannt und wohl auch als anerkannt vorausgesetzt werden. Wo sie dieß aber nicht sind, dürfte die bekannte französische Manier in Behandlung spekulativer Fragen, eine Manier, von der selbst Lacordaire trotz seiner sonstigen Tiefe sich nicht ganz frei zu machen gewußt hat, ebenso wenig darauf berechnet als dazu geeignet sein, eine wissenschaftliche Ueberzeugung zu begründen oder eine schon fixirte im Wesentlichen zu modificiren.

Tübingen, den 1. März 1852.

Hitzfelder.

ein anderes als speculative Unterschied. Das letztere gilt, obwohl nicht in vermindertem Maaße, auch von der Stereotypischen Gegenschrift. Wenn aber auch von ihrer nächsten Tendenz abgesehen werden und zugestanden werden muß, daß sie das Bedürfniß nach Wahrheit und Recht gottesdienstlicher Principien einer Philosophie des Christenthums oder die berechtigte Stellung behaupten, so sind diese Principien doch nur nach ihrem subjectiven Umrissen und auch diese nur in ziemlich flüchtigen Zügen entworfen und können so bei dem größten Theile der katholischen Theologen Deutschlands als bekannt und wohl auch als anerkannt vorausgesetzt werden. Ob sie dieß aber nicht sind, dürfte die bekannte französische Schrift in Paderborn's Uebersetzung zeigen, eine Schrift, von der ich Eingangs nur seinen heiligen Theil ich nicht ganz frei zu machen gesucht hat, ebenso wenig darauf berechnet als dazu geeignet sein, eine wissenschaftliche Ueberzeugung zu begründen oder eine schon sichere im Wesentlichen zu erschüttern.

Tübingen, den 1. März 1852.

[illegible]

Inhalt.

Unterredungen im Jahre 1851. Von der providentiellen Oekonomie der Wiederherstellung.

Einleitung zur siebenundsechzigsten Unterredung.

An die Darstellung des Falles und der Wiederherstellung des Menschen sollte sachgemäß die Lehre von der Menschwerdung Gottes sich anschließen; allein der bekannte Einwurf gegen die Menschwerdung, welchen der Unglaube von dem späten Datum derselben herleitet, macht es räthlich, weiter zurückzugehen und die providentielle Oekonomie der Wiederherstellung überhaupt in Betracht zu nehmen. Die erste Frage, welche sich hier aufdrängt, ist die, ob eine göttliche Weltregierung überhaupt bestehe?

Regieren heißt, freie Wesen zu ihrem Ziele hinleiten. Regierung setzt also Freiheit voraus; unfreie Wesen bedürfen keiner Regierung, sie stehen unter dem zwingenden Gesetze der Naturnothwendigkeit. Freie Wesen aber bedürfen aus dem Grunde einer Leitung zu ihrem Ziele, weil sie eben vermöge ihrer Freiheit von demselben abirren können. Die Regierung bethätigt sich in einer dreifachen Funktion, nämlich in Erleuchtung der Blinden, in Unterstützung der Schwachen und in Bekämpfung der Hindernisse. Diese drei Akte selbst aber setzen eine höhere Intelligenz und Macht, und letztere hinwiederum als Motiv ihrer Bethätigung im Dienste Anderer eine höhere Liebe voraus. Es kann sonach die Regierung näher bestimmt werden als eine höhere Intelligenz, Macht und Liebe, welche freie Wesen zu ihrem Ziele leitet.

Die nächste Frage ist nun aber, ob solche Regierung in Wirklichkeit bestehe? Diese Frage ist unbedenklich zu bejahen. Jeder einzelne Mensch schon stellt an seiner Person eine Regierung dar, indem die Seele all' die aufgeführten Funktionen an ihrem Leibe übt. Noch deutlicher tritt uns das Dasein einer Regierung entgegen, wenn wir die Familie und in ihr die durchgängige Abhängigkeit der Kinder von den Eltern, und weiterhin die Gemeinde

und den Staat ins Auge fassen. Den Staat insbesondere betreffend, unterliegt es keinem Zweifel, daß derselbe, welches auch immer seine Form sein mag, um bestehen zu können, eine höchste Intelligenz und Macht, d. h. eine Regierung fordere. Allerdings besteht für die natürliche Ordnung keine sichtbare, die Gesammtheit der Menschen und Völker umfassende Regierung, aus Gründen, die in der Natur der Sache selbst liegen; für die übernatürliche Ordnung jedoch besteht, obwohl von Vielen geläugnet und bekämpft, in Wirklichkeit eine solche Regierung, die Kirche nämlich. Erweiset sich sonach die Regierung als eine allgemeine, im Wesen des Menschen begründete Thatsache, so läßt sich nicht absehen, warum Gott allein, der doch die höchste Intelligenz und Macht ist, das Scepter einer Regierung nicht führen solle. Diese Folgerung wird bekräftigt durch den allgemeinen Glauben der Menschheit, der in dem überall gebräuchlichen und treffend gewählten Worte Vorsehung, sowie in der Allgemeinheit des Gebetes sich kundgibt; sie wird bestätigt durch die ausdrücklichsten Versicherungen Jesu Christi und des hl. Geistes; für ihre Richtigkeit spricht endlich das Zeugniß der menschlichen Vernunft, welche sich Gott der Welt, näherhin den Menschen gegenüber schlechterdings nicht als unthätig denken kann. Muß aber die Fortdauer der göttlichen Thätigkeit eingeräumt werden, so kann man dieselbe nicht auf die bloße Erhaltung des Menschen beschränken; denn dadurch würde man Gott eine Gleichgiltigkeit gegen sein vorzüglichstes Geschöpf zutrauen, welche ebenso wenig der Güte Gottes als dem Bedürfnisse des Menschen entsprechen, ebenso sehr der Vernunft als dem allgemein menschlichen Glauben an eine Vorsehung widerstreiten und unaufhaltsam zum Atheismus führen würde. Vielleicht aber ist die göttliche Regierung mit dem Bestehen der allgemeinen Weltgesetze unvereinbar. Sie ist dieß nicht; denn die Regierung an sich ist, wie bereits gezeigt worden, selbst ein allgemeines Weltgesetz, und die göttliche Regierung insbesondere ist die schlechthinige Grundbedingung einer moralischen Ordnung, während durch sie die Gesetze der physischen Ordnung, ob auch durch Wunder hie und da suspendirt, doch im Ganzen und Großen nicht gestört werden. Was endlich die Existenz einer göttlichen Regierung vollends über allen Zweifel erhebt, das ist die Erfahrung, welche Jeder an seinem eigenen Lebensgange von ihr machen kann, das sind die tiefen Spuren von ihr, die wir in

der Geschichte ganzer Völker sowohl als einzelner Menschen auf das Deutlichste wahrnehmen. So steigert sich unser Glaube an die Regierung der Vorsehung zu beseligender Gewißheit.

Siebenundsechzigste Unterredung.

Von dem Bestehen der göttlichen Weltregierung.

Hochwürdigster Herr! [1])
Meine Herren!

Nachdem wir den Fall und die Wiederherstellung des Menschen abgehandelt, seinen Fall durch die Schuld des ersten Menschen, seine Wiederherstellung durch den freiwilligen und sühnenden Tod des Mensch gewordenen Gottessohnes, so erheischte, scheint es, die Sachfolge, daß wir von der Menschwerdung und der Natur des Gottmenschen handelten. Allein in demselben Augenblicke, in welchem wir zur Erörterung dieses Gegenstandes schreiten wollen, werden wir durch eine Hauptfrage aufgehalten, welche der Unglaube häufig an uns stellt. Der Unglaube sagt uns nämlich: „Ist es wahr, daß es der Wille Gottes gewesen, das menschliche Geschlecht wiederherzustellen, so muß es sehr befremden, daß er so spät zur Ausführung geschritten. Das bloße Datum der Ankunft Christi schon spricht seinem Werke das Urtheil und drückt ihm das Siegel des Menschlichen auf. Hätte Gott die Welt erlösen wollen, er hätte sie gleich in den ersten Tagen erlöst; er hätte nicht so viele Zeitalter, so viele Nationen auf unsichern Pfaden in der Irre gehen und blindlings in die Abgründe einer ewigen Verwerfung sich stürzen lassen. Der Kalvarienberg wäre dem irdischen Paradiese gleichzeitig gewesen, Adam hätte mit seinen Augen seinen und seines Geschlechtes Erlöser gesehen; er schon hätte das göttliche Blut getrunken, das in langen Strömen seine Nachkommenschaft trinken sollte. Nun ist es aber, nach dem Zugeständnisse der Christen selber, nicht also geschehen, und wir brauchen weiter

1) Der hochwürdigste Erzbischof Sibour von Paris.

nichts gegen sie, als das von ihnen selbst zugestandene Datum. Christus, sagen sie, Christus, der Sohn Gottes ist geboren vor achtzehn Jahrhunderten; damit begnügen wir uns, wir wollen nichts weiter. Wir geben ihnen die gleiche Antwort, wie jener Wilde, der einen Missionär befragte, ob sein Vater hätte selig werden können, ohne das Evangelium gekannt zu haben. Da ihm dieß verneint wurde, erklärte er mit dem verletzten Gefühle kindlicher Liebe: „Lieber will ich bei meinem Vater sein als bei dem Gotte, der meinen Vater nicht selig gemacht hat.""

Ich könnte Sie, meine Herrn, ein für alle Mal hinsichtlich dieser Schwierigkeit beruhigen, wenn ich dieselbe auf ihre gehörigen Grenzen zurückführte; ich ziehe jedoch vor, ihr einen größeren Umfang zu geben, um für meine Antwort einen weiteren Spielraum zu gewinnen und eine allgemeine Erklärung der Wege Gottes in Betreff unseres Heiles einzuleiten. Ich will daher aus Veranlassung des Datums, an dem der Sohn Gottes unter uns erschienen, von der providentiellen Oekonomie der Wiederherstellung handeln. Es schließt dieselbe eine große Anzahl von Wahrheiten der höchsten Ordnung in sich, die wir bisher noch nicht berührt haben. Ich fasse sie in folgende Fragen zusammen: Besteht eine göttliche Weltregierung? Welches sind die Grundgesetze der göttlichen Weltregierung? Welches sind die geschichtlichen oder muthmaßlichen Folgen der göttlichen Weltregierung?

Vor Allem handelt es sich uns darum, zu wissen, was eine Regierung bedeute?

Regieren heißt freie Wesen zu ihrem Ziele hinleiten. Ich sage: freie Wesen; denn unfreie Wesen, welche unter einem unwiderstehlichen, zwingenden Gesetze stehen, bedürfen keiner Regierung. Sie handeln morgen wie heute und übermorgen wie morgen, und die Ewigkeit trifft sie, ohne daß es sie etwas kostet, immer noch auf dem Punkte ihres Anfanges. Befassen Sie sich mit dieser Mechanik nicht, machen Sie sich mit ihr nichts zu schaffen; sie hat von Gott einen Anstoß erhalten, der

ihr genügt und nur auf einen Befehl hin stille stehen wird, dessen Allgewalt ebenso wenig einem Hemmnisse begegnen wird als die Bewegung. So ist einmal die Natur beschaffen, und aus diesem Grunde bedarf die Natur, wenn wir sie außerhalb ihrer Beziehungen zur Menschheit betrachten, keiner Regierung; sie geht ganz allein, unter dem schweren Joche der mathematischen Gesetze, welche ihre unwandelbare Regel und ihr ewiger Zügel sind. Auf diesem Gebiete, das den Mathematikern angehört, findet die Regierung keine Stelle, und das ist der Grund, warum die Geister, welche sich an diese Art von Spekulation gewöhnt haben, in der Regel sehr armselige Regenten der Menschen sind, weil sie nämlich die Dinge nicht kennen, die Widerstand leisten, und die Freiheit schon ihrem Wesen nach all' ihren Berechnungen sich entzieht. Aus der Freiheit entspringt die Regierung; Regierung ist Leitung freier Wesen zu ihrem Ziele hin.

Warum aber, werden Sie mich fragen, warum müssen freie Wesen zu ihrem Ziele hin geleitet werden? Sie müssen dieß, weil sie davon abirren können, und weil, wenn es eine über ihr Loos wachende Güte gibt, der natürliche Zug dieser dahin geht, ihnen Beistand zu gewähren, welcher sich nach der Verschiedenheit der Wege richtet, auf denen sie ihrem Verderben entgegengehen können. Dieser Wege nun aber gibt es viele.

Sie sind auf der Reise, Sie verfolgen eine breite, wohl erhellte Straße; allmählig aber neigt sich der Tag, wird es dunkel, verliert sich der Weg in unsichere Fußpfade; Sie wissen nicht mehr, wohin Ihre Schritte lenken, ohne zu verirren. Ein Mensch erscheint und spricht zu Ihnen: Wohin gehen Sie? Das ist Ihre Straße. Dieser Mensch, er ist eine Regierung.

Oder auch Ihr Weg ist Ihnen bekannt; allein Sie sind müde, ohne Brod, ohne Obdach, und schon kündet Ihnen die Stille des Abends die Verlassenheit einer unwirthlichen Nacht an. Ein Mensch kommt und spricht zu Ihnen: Was thun Sie da? Kommen Sie unter mein Dach und bringen Sie dort die Nacht zu. Dieser Mensch, er ist eine Regierung.

Oder vielleicht sind Sie voll Muth und kennen Ihren Weg genau; aber Sie stoßen am hellen Tage auf einen Feind, der stärker als Sie ist. Während Sie sich widersetzen oder umkehren, eilt ein Mensch herbei und spricht zu Ihnen: Vorwärts, verjagen wir diesen Schurken. Dieser Mensch, er ist eine Regierung.

Es gibt demnach dreierlei Akte der Regierung: Erleuchtung, Unterstützung, Bekämpfung: die Erleuchtung der Blinden, die Unterstützung der Schwachen, die Bekämpfung der Feinde. Um jedoch Diejenigen, die aus Unwissenheit von ihrem Ziele abirren, zu erleuchten, muß man es selbst kennen und folglich die Kenntniß der höchsten Bestimmung haben. Nun aber ist die Erkenntniß eine That der Geister, nur diesen ist sie eigen. Nur einer Intelligenz also ist die Regierung möglich, oder, um mich besser auszudrücken, es gibt eine Intelligenz, und zwar gibt es eine höhere Intelligenz, weil sie die anderen leiten muß, indem sie ihnen das Geheimniß, an dem ihr Schicksal hänget, enthüllt. Außerdem wird zur Unterstützung der Schwachen sowohl als zur Bekämpfung der Hindernisse, welche dem Starken entgegentreten können, der Besitz einer überwiegenden Macht erfordert; denn ohne diese würde man sich, während man die Andern vertheidigen will, nur mit ihnen zugleich ins Verderben stürzen. Die Regierung ist demnach eine Gewalt, welche alle Gewalten beherrscht, und sobald eine andere auftritt, von der sie überboten wird, höret sie augenblicklich auf, Regierung zu sein.

Wie kommt es aber, daß eine höhere Intelligenz und Macht zum Dienste Anderer sich herabläßt? Das kann im Allgemeinen blos durch ein Gefühl von Güte, d. h. von unverdienter Liebe geschehen. Denn man sieht nicht ein, wie die strenge Gerechtigkeit in allen Fällen vom Starken fordern solle, daß er den Schwachen beschütze, und vom Weisen, daß er den Unwissenden erleuchte. Es tritt somit in die Idee der Regierung, als Ursache und Triebfeder ihrer Bethätigung, das Ele-

ment der Liebe ein, und zwar einer Liebe von höherer Art, weil dieselbe zahllose Massen umfaßt, denen die Erleuchtung zufließen und der Schutz ohne Aufhören zutheil werden muß. Kurz, meine Herrn, die Regierung ist eine höhere Intelligenz, eine höhere Macht und Liebe, welche freie Wesen zu ihrem Ziele hinleiten, indem sie denselben das Licht und die Kraft mittheilen, welche, um dahin zu gelangen, erforderlich sind. Diese Begriffsbestimmung mag mehr als einen Regierenden und Regierten überraschen; allein es verhält sich in Wahrheit so.

Jedoch eine Begriffsbestimmung ist an und für sich noch keine Wirklichkeit, und, nachdem Sie diesen idealen Begriff von Regierung vernommen, werden Sie mich wohl fragen: Gibt es denn eine Regierung? Ist sie etwas mehr als ein Traum oder ein Gebilde unseres Geistes? Liegt Etwas in den Thatsachen dieser Welt, das von irgend einer Regierung Zeugniß ablegte und uns zu dem Glauben brächte, daß es hoch über uns eine allgemeine, höchste, wahrhaft göttliche Regierung gebe? Meine Herrn, betrachten Sie sich. Ich sage nicht: betrachen Sie sich in Ihrer Verbindung mit dem Himmel und der Erde, sondern betrachten Sie sich allein, von der ganzen Welt absehend und nur auf sich selbst hinblickend. Wissen Sie wohl, was Sie sind? Sie sind eine Regierung. Denn Sie sind freie Wesen, Wesen, welche aus zwei Theilen bestehen, einem dunkeln und schwachen Theile, es ist dieß Ihr Leib, und einem lichten und kraftvollen Theile, es ist dieß Ihr Geist. Und der höhere Theil, er leuchtet, er leitet, er beschützet ohne Unterlaß den niedern Theil mit einer nie erlöschenden Liebe. Ich weiß wohl, man trifft auch kraftlose Menschen, die sich nicht regieren; ich weiß es, wie es Könige auf dem Throne gibt, die das Befehlen aufgegeben, so gibt es auch einfache Menschen, welche die Leitung ihrer Persönlichkeit aufgegeben haben, Seelen, die sich an ihren Körper verkauft, die es weder verstehen noch wagen, ihm einen Befehl zu geben als das Zeichen des Besitzes seiner selbst, aus welchem die innere Mannhaftigkeit hervorleuchtet. Allein

solche Entwürdigung Einzelner beweiset nichts gegen die Natur Aller; der sklavische Mensch enkleidet den freien Menschen seines Königthumes nicht, und er selbst bewahrt, sogar in seiner Sklaverei noch, die Titel seines angebornen Ruhmes und die Macht, sobald er will, sich wieder in den Besitz desselben zu setzen.

Der Mensch ist eine Regierung. Ich sage: der Mensch allein für sich schon. Wie erst, wenn wir ihn zu der Stunde ins Auge fassen, wo er aus sich heraustritt, um in den Zweigen eines Stammes sich fortzusetzen? Er ist Vater, d. h. er regieret über Seelen, die in völliger Unwissenheit vom Himmel gekommen, denen er Alles, ihre Geburt sogar, offenbaren muß, deren Leben ein fortgesetzter Erguß seines eigenen ist. Er muß ihnen die Augen öffnen, ihr Gehör bilden, den Athem auf ihren Lippen gestalten und daraus ein Wort formen, das ihre Gedanken kundgibt; er muß ihre Glieder geschmeidig machen, ihre Schönheit bereiten, in das Geheimniß ihres Gewissens eingreifen und das Gute und die Freude an der Ausübung desselben ihnen einflößen. Er muß ihnen einen Namen, ein Erbtheil, einen gesicherten Beruf in dieser wandelbaren Welt hinterlassen, muß sie endlich aus allen Schwachheiten ihrer Wiege zur Freiheit einer mackellosen Jugend führen, die auf eigenen Füßen zu stehen vermag. Was ist die Familie anders als die wunderbarste der Regierungen? Keiner von uns entgeht dieser heiligen Bevormundung; keiner aus uns kann von sich sagen, daß er sich ganz allein gebildet habe; unsere Tugenden, wenn wir deren haben, sind nur ein forthallendes Echo der Seele unsrer Väter. Wir wiederholen ihr Leben in dem unsern, und indem wir unsre eigenen Verdienste dazufügen, erhöhen wir nur ihren Ruhm und setzen ihrem Werke die Krone auf.

Wird aber der Mensch nicht wenigstens dann, wenn er aus dem Alter der häuslichen Regierung herausgetreten, sich jeder anderweitigen Regierung entledigt sehen? Wird er nurmehr sich selber verantwortlich sein? Wird er sich allein Licht, Macht und Gesetz sein? Nein, meine Herrn, so geht es nicht,

und all' unser Unabhängigkeits-Gelüste in den zügellosesten Tagen der Jugend bringt es nur dahin, uns zu Sklaven unserer Laster zu machen, ohne auch nur den dünnesten Faden der um uns gewobenen Bande zu zerreißen. Sobald der Mensch den Fuß über die Schwelle seiner Wohnung setzt, tritt ihm die Stadt oder, wenn Sie lieber wollen, die Gemeinde entgegen, d. i. der Verein einer gewissen Anzahl von Familien, welche auf demselben Boden und unter einer Regierung zusammenwohnen, die eine größere Ausdehnung als die väterliche Regierung hat. Innerhalb der Familie war der Mensch nur der Liebe seiner Eltern unterworfen; er ward erleuchtet, beschützt und geleitet durch die sanfteste Autorität, die es auf der Welt gibt; wenn er aber in die Stadt eintritt, so fällt ein minder freundlicher und weniger nachsichtiger Blick auf ihn. Die Strenge nimmt zu mit der Kraft, und die Pflichten wachsen in dem Maaße, als der Schutz wächst. Es ist nicht mehr der Vater oder die Mutter, welche belehren, zurechtweisen und beschützen; es sind Mitbürger, die ihr Alter oder ihre Dienste hiezu berufen. Sie leiten die gemeinsamen Angelegenheiten im Namen des allgemeinen Vertrauens, und die Nothwendigkeit, welche ihr Amt geschaffen, wird von der öffentlichen Meinung, die ihre Person erkoren, getragen.

Die Gemeinde indessen ist nur ein beschränktes Element einer Macht von weit größerem Umfange. Gleichwie die Familie ohne die Gemeinde, welche sie hält und schützt, nicht bestehen könnte, so hätte die Gemeinde ihrerseits keine Bürgschaft für ihre Dauer, wenn sie nicht in einer allgemeinern und stärkern Regierung begriffen wäre. Der Instinkt der Sicherheit hatte dieß dem Menschen gar bald gelehrt. Er begnügte sich nicht damit, Felder und Wohnungen mit Mauern zu umgeben, um dadurch nebst der Stadt die erste Grundbedingung seines Lebens zu sichern; er dehnte sein Recht aus, und indem er weithin von dem Raume Besitz nahm, schuf er sich aus den Flüssen und Gebirgen Schutzwehren, welche seine Tugenden

heiligten. Er setzte seinen Namen mit seinem Banner darauf, und ruhig seinem Muthe hinter dieser weiten Umschanzung vertrauend ward er zu einem Volke und trat in die Geschichte ein. Weder weite Grenzen jedoch noch siegreiche Kämpfe genügen zur Existenz eines Volkes; es gehöret dazu eine einzige und allgemeine Intelligenz, die mit ihrer Thätigkeit alle Theile des gemeinsamen Gebietes erfüllt, die Rechte ordnet und handhabt, für die Bedürfnisse Vorsorge trägt und gleichsam die Seele ist, in welcher sich das Denken und Wollen Aller bewegt. Ein Volk, das seine Regierung verliert, verliert sich selbst, es sei denn, daß es unverzüglich sich aufraffe und aus seinen Trümmern einen Menschen oder einen Körper emporhebe, der ihm die Intelligenz und Macht und damit die Einheit wiedergiebt. Denn Intelligenz und Macht, haben wir gesagt, sind die wesentlichen Bedingungen der Regierung, und welches auch ihre Form sein mag, ob Monarchie, Aristokratie oder Demokratie, immer ist es, verstehen Sie wohl, meine Herrn, die Intelligenz, welche leitet, die Macht, welche schützt, und es gibt kein Mittel, diesem natürlichen Rechte der Oberherrlichkeit sich zu entziehen. Sollten Sie sich je geschmeichelt haben, einen Staat zu schaffen, in welchem einer vollkommenen Gleichheit zuliebe die Regierung den Geistern ohne Licht und den Armen ohne Geist gehörte, so erwachen Sie aus diesem Traume. Athen war die volksthümlichste Republik; gleichwohl nannte Athen unter seinen Einrichtungen den Areopag und Senat. Und ob auch die Volksversammlung eine Macht besaß, die alles Uebrige sich unterwarf, über sie erhob sich die Rednerbühne. Sie ließ sich den Ehrgeiz nicht ohne die Geschicklichkeit gefallen; einen Demosthenes stieß sie zurück, da er noch allzu sehr Neuling in der Beredtsamkeit war, und erweckte auf ihren Herrscherstufen die großen Männer, welche den griechischen Namen unsterblich gemacht, einen Miltiades, Cimon, Themistokles, Aristides, Phocion, Perikles und so viele Andere, deren Namen ohne Sie und trotz meiner genannt werden. Es ist wahr, das Volk von Athen sträubte sich oftmals, dem Ruhme

seiner Helden zu huldigen, es suchte im Ostracismus Beruhigung für seine Eifersucht; allein den Tag darauf, nachdem es die Beredtsamkeit und den Muth in die Acht erklärt, klaschte es denselben auf der Rednerbühne Beifall, und Griechenland, den Launen seiner Kinder nachgebend, schenkte ihm andere Miltiades und andere Themistokles mit einer Fruchtbarkeit, welche die Aechtung nicht erschöpfen konnte.

Auf allen Stufen des Daseins also, in der Familie, in der Gemeinde, im Staate, wird der Mensch regiert. Nirgends, selbst in Mitte der Wälder nicht, lebt er ohne eine Intelligenz, die ihn leitet, und ohne eine Macht, die ihn schirmet. Es ist dieß ein um so merkwürdigeres Schauspiel, als wir die Macht keineswegs lieben, und jeder Nerv unseres Geistes uns antreibt, sie niederzuhalten. Allein umsonst. Wenn der Königsname uns schreckt, geben wir uns einen Archonten; wenn der Archontenname uns noch zu stolz scheint, wählen wir einen Konsul; ist der Konsulsname uns anstößig, so stellen wir einen Präsidenten an die Spitze; wenn endlich jeglicher Titel und jedwede Regierung uns lästig sind, so nehmen wir auf einen Tag ein Kind aus der Menge und sprechen zu ihm: Sei du der Mann des Tages!

Vielleicht jedoch werden Sie mir entgegnen, bei alle dem werde die Menschheit doch nicht regieret, sondern, in Stücke zerschlagen, die sich gegenseitig stoßen und aufreiben, biete sie dem Auge nichts als eine unförmliche Masse dar, an der man weder Plan, noch Einheit, noch Fortschritt, noch sonst Etwas zu unterscheiden vermöge, was einen Körper verriethe, der unter der Leitung einer weisen und mächtigen Hand einem bekannten Ziele entgegengehe. Wie Wellen, die sich an einander zerschlagen, folgen sich die Völker an den gleichen Orten mit den gleichen wechselnden Geschicken, und ihr mit ihrer Erbschaft überkommener Name lasse uns an ihnen und uns nur unsere gemeinsame Hinfälligkeit erkennen. So verhält es sich scheinbar, meine Herrn; in Wirklichkeit aber verhält es sich nicht so. Die

Menschheit hat für die Dinge der zeitlichen Ordnung keine sichtbare und bekannte Regierung, und dieß dem ausdrücklichen Rathschlusse Gottes gemäß, der nicht in Eine Hand alle Rechte und alle Interessen der Welt legen, sondern die Verwaltung derselben theilen wollte, um durch Kampf und Freiheit ihre Harmonie zu erhalten. Zudem befaßt die zeitliche Ordnung nicht das letzte Ziel des Menschen in sich, sie ist nur die Vorbereitung dazu, und es gebührte sich, daß das Menschengeschlecht nur in dem, was sein allgemeines und letztes Gut betrifft, einer allgemeinen Regierung sich zu erfreuen habe. Wollen Sie in Abrede stellen, daß es eine solche Regierung gebe? Wollen Sie läugnen, daß es in der Welt, hinsichtlich unseres religiösen und höchsten Zieles, eine Intelligenz, eine Macht, eine Liebe gebe, von der wir insgesammt und solidarisch regiert werden? Doch ich habe nicht nöthig, eine solche Frage an Sie zu stellen; Sie haben sie schon genannt, diese einzige Autorität, deren Vorsehung über alle durch das Waffenglück oder die Gerechtigkeit der Völker ins Dasein gerufene Zustände sich erstreckt, welche ohne Unterschied der Stämme und der Bildungsstufen das Menschengeschlecht wie einen einzigen Menschen dem Ziele entgegenführt, an welchem ihm Gott zu erscheinen verheißen hat. Zweifelsohne lassen Sie sich nicht alle ihre höchste Leitung gerne gefallen; allein was verschlägt das? sie besteht darum nicht minder. Sie erwartet trotz ihrer die Kinder, die sie verläugnen, und rächt sich an ihrem Undanke durch Wohlthaten, welche selbst auf diese Welt einen augenfälligen Eindruck machen. Wie einst der Araxes unter der Brücke tobte, welche die römischen Konsuln eines Tages über ihn geschlagen, so verlaufen die Wogen der Geschlechter, ob sie ihr auch Trotz bieten, unter der schützenden Arche der katholischen Kirche. Ruhig in ihrem Lichte und in ihrer Kraft läßt die Kirche ihnen Zorn gewähren; sie segnet die, welche sie beschimpfen, mit denen, welche sie ehren, und eröffnet Allen die Bahn, welche durch die Wahrheit zum Ocean der Ewigkeit führt.

Es ist das gewöhnliche Loos der Regenten, von einem Theile Derjenigen mißkannt zu werden, welche sich der Segnungen ihres Schutzes erfreuen. Der Vater im Schooße der Familie steht nicht außer diesem harten Gesetze; noch mehr stehen der Beamte und der Fürst unter ihm, und die Kirche, der ehrwürdige Gipfel aller menschlichen Leitung, sie hat am allermeisten von der Herrschaft zu leiden, welche sie übt, und von dem Guten, das sie verbreitet. Ein geheimnißvolles Band verknüpfet hienieden das Leiden und die Macht. Die Seele sogar muß die Bedrückung des Körpers erfahren, welchen sie leitet, und selbst in dem geheimsten Knoten unserer untheilbaren Persönlichkeit hat die Empörung ihre Stunden, um nicht zu sagen ihre Jahre. Es heißt daher nichts gegen die allgemeine Regierung der Kirche gesagt, wenn man ihr die Gleichgiltigkeit oder die Empörung eines Theiles des menschlichen Geschlechtes entgegenhält; ihre Macht, ob sie auch geläugnet und bekämpft wird, übet sie darum nicht weniger in einer Fülle aus, die sich über das Ganze erstreckt und die Nachkommenschaft Adams leitet und ihrer Bestimmung entgegenführt. Ein Licht, heller als jedes Licht, eine Kraft, unbesiegbar für jede Kraft, eine Liebe, größer als jede andere Liebe, vereinigt die Kirche in unvergleichlichem Grade die Elemente in sich, welche den idealen Begriff der Regierung ausmachen. Sie krönet hienieden diese großartige Hierarchie der Leitung und des Schutzes, deren Princip die menschliche Seele und deren unsichtbarer und letzter Ring unzweifelhaft Gott ist. Denn wie könnte man sich einbilden, dieses herrliche Gesetz der Regierung reiche nicht weiter als bis zum Menschen herauf, und Gott habe sich verwehrt, die Welt, die er geschaffen, zu erleuchten und zu lenken? Ueberall, wo wir einen Starken neben einem Schwachen getroffen, haben wir den Schwachen unter dem Schutze des Starken erblickt; überall, wo wir den Schatten bei dem Licht bemerkt, haben wir das Licht den Schatten umstrahlen sehen, um ihn zu zerstreuen. Nun aber ist Gott das höchste Licht und die höchste Kraft, und

der Mensch vor ihm nur ein dunkler und schwacher Punkt, der um so mehr sein mitleidiges Erbarmen verdient, als er zum Unendlichen hinstrebt, und Gott selber es ist, der dahin zu streben ihm bedeutet hat. Darf man glauben, er lasse ihn im Stiche, nachdem er ihn berufen, diese freigebige und mächtige Hand sei die einzige Hand, welche nicht das Scepter einer Regierung führe?

Vernehmen Sie hierüber meine Herrn, die gemeine Ansicht der Menschheit. Erfahren Sie von ihr selbst, ob sie sich von Gott regiert glaube, ob sie in dieser großen Frage nach der Wirklichkeit der göttlichen Regierung nicht ebenso wie die Kirche, wie Jesus Christus sich aussprechen werde.

Ihre Antwort ist weder lang noch zweifelhaft; sie ist in einem einzigen Worte enthalten, welches aller Welt bekannt ist, weil alle Welt es nachgesprochen hat, in dem Worte: Vorsehung! Die Vorsehung — ein bewunderungswürdiges Wort, ist aus zwei anderen Worten entsprungen, aus denen das allgemeine Bewußtsein den beredten Ausdruck seines Glaubens geschöpft, praevidere, providere, voraussehen und vorsehen. In der That, die zwei vornehmsten Funktionen jeder Regierung sind, die Bedürfnisse vorauszusehen mittelst einer Weisheit, die in die Zukunft dringt, und für sie vorzusehen mittelst einer Macht, welche den Ereignissen gebietet. Und die Menschheit glaubt, daß in Gott diese Weisheit ist, daß diese Macht ihm gleichfalls zu Gebote steht, und daß eine Liebe ohne Grenzen sie dem Dienste der Schwachen, d. h. dem Dienste Aller, insbesondere aber derjenigen leihet, die ihrer Schwäche sich bewußt sind, sie Gott im Gebete bekennen und demüthig um seine Hilfe ihn anrufen. Aus diesem Grunde betet die Menschheit an jedem Orte und zu jeder Stunde; von keinem ihrer Bedürfnisse glaubt sie, daß es dem Herzen Gottes fremd sei. An ihn wendet sie sich als an das Licht, das Alles sieht, als an die höchste Macht, die Alles vermag, als an die Güte, welche Alles will, was sie vermag, und würden Wunder erfordert, um ihr Gebet zu er-

hören, sie zählet mit Sicherheit darauf als auf die natürliche Folge einer Ordnung, welche über alle Gesetze gebietet. Nicht unter seltenen und feierlichen Umständen blos erhebt sie ihre flehende Stimme zu Gott, gleich als ob Gott seine Dazwischenkunft nur auf folgenschwere Ereignisse, die ändernd in den Gang der Dinge und Nationen eingreifen, beschränkt hätte; nein, das Gebet steiget aus dem Herzen der Armen wie aus dem der Könige, es hält sich für ebenso stark, wenn es unter dem Dache einer Hütte, als wenn es unter dem Getäfel von Zedernholz verrichtet wird, wenn es Gott um ein Stückchen Brod anspricht, wie wenn es ihn um ein Königreich angeht. Jener Arme hat gerufen, sagt David, jener Arme hat gerufen und Gott hat ihn erhöret — Iste pauper clamavit, et Dominus exaudivit eum (Psalm. 33, 7). Ja, wenn man auf das Vertrauen der Kleinen zu der Regierung des Höchsten hinsieht, möchte man glauben, daß sie von Grund aus dieses große Gesetz kennen, welches gerade aus der Unmacht den Schutz erzeugt und so aus Gott und dem Unterdrückten zwei Dinge macht, die sich allernächst berühren.

Ich glaube nicht, meine Herrn, daß irgend Jemand die Allgemeinheit des Gebetes in Abrede ziehen oder der in ihr enthaltenen Folgerung widersprechen könne, dem Glauben des menschlichen Geschlechtes nämlich an Gottes Regierung. Wohl gibt es Menschen, die nicht beten, ja es gibt deren heutzutage vielleicht mehr denn je zuvor. Seit das Christenthum den Menschen das Gebet in seiner ganzen Reinheit gelehrt, hat eben diese Reinheit Widerwillen dagegen erzeugt, und das Herz einer größeren Anzahl hat sich auf sich selbst zurückgezogen und jedem göttlichen Beistande entsagt. Allein dieser Abfall des Stolzes gegenüber der Vorsehung hat die Grundlage der gemeinsamen Hoffnung keineswegs erschüttert; noch immer wendet sich die menschliche Seele in ihren Bedrängnissen an Gott, und Jene sogar, welche vom s. g. verständigen Denken gelernt haben, sich nur auf sich selber zu stützen, lernen vom Unglücke das Ge-

heimniß des Gebetes wieder. Was sie in den Tagen ihres Glückes der Einstimmigkeit des Zeugnisses zu Gunsten der Regierung Gottes entziehen, das erstatten sie in den Tagen ihrer Schwachheit mit Zinsen wieder. Und sollte dieser klagende und vertrauensvolle Ruf ihrer Brust auch niemals entlockt werden können, was verschlägt die Verhärtung Einiger gegen den natürlichen Trieb Aller?

Sie werden mir vielleicht erwidern: Was thut der Glaube des Menschen zur Wirklichkeit der göttlichen Regierung? Meine Herrn, erinnern Sie sich jederzeit, daß ich nicht als Philosoph, sondern als Christ vor Ihnen stehe. Ich lehre Ihnen nicht, was ich durch Forschungen meines Denkens gefunden, sondern was ich von Jesus Christus empfangen habe, nachdem ich mich und Sie selbst von der Göttlichkeit seines Werkes und seiner Person überzeugt. Diese göttliche Autorität schwebt über meiner ganzen Unterweisung. Sie ist ihr Licht, ist ihre Bürgschaft, ihre Macht; ich gebe ihr nur noch ein weiteres Licht bei, das der Vernunft. Ich habe von Jesus Christus die Versicherung, daß Gott die Welt regiere. Ich habe die Propheten, die seine Ankunft vorbereitet, in die Wette rufen hören: Völker der Erde, betet den Herrn an; es sollen sich freuen und jubeln die Völker; denn du, o Herr! regierest sie mit Billigkeit und lenkest sie in Gerechtigkeit. Dein Thron, o Gott! stehet von Jahrtausend zu Jahrtausend, und ein Scepter der Gerechtigkeit ist das Scepter deines Reiches (Psalm. 66, 4—5; 44, 7). Von Jesus Christus selbst habe ich den bei seiner Einfachheit noch großartigern Ausspruch vernommen: Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung? Betrachtet die Vögel des Himmels; sie säen nicht, sie ernten nicht; sie sammeln nicht in die Scheunen: und euer himmlischer

Vater ernähret sie. Seid ihr nicht viel mehr als sie?... Und warum sorget ihr ängstlich für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht und spinnen nicht; und doch sag' ich euch, daß selbst Salomon in all' seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, welches heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch dieses Alles zugegeben werden. (Matth. 6, 25 ff.) Mit Freuden haben die Christen diesen unnachahmlichen Ausspruch über Gottes Vorsehung aufgenommen; sie bedürfen keiner andern Versicherung, um sich von der Thätigkeit überzeugt zu halten, welche sie zu jeder Stunde zu Nutz und Frommen Aller übet; sondern beruhigt auf Grund eines Wortes, welches sie niemals getäuscht, macht es ihnen um Ihretwillen Freude, wenn die Stimme des Menschengeschlechts mit der Stimme des Gottmenschen sich vereint, um dem Bestehen einer göttlichen Regierung huldigendes Zeugniß zu geben. Denn selbst wenn man dieses Zeugniß von dem prophetischen Zeugnisse trennt, dürfte es der Vernunft der Ungläubigen schwer fallen, die Vernunft der Menschheit zu verachten. Wir alle sind vom nämlichen Fleische und vom nämlichen Geiste; unsere Triebe, unsere Gefühle, unsere Anschauungen, unsere Erfahrungen — alle das stammet aus dem Grundwesen des Menschen und knüpfet eine intellektuelle Solidarität, deren Band Niemand so leicht zerreißen kann. Hier ist zudem die gemeinsame Denkweise nicht blos einfache Thatsache, eine von einleuchtenden Vernunftgründen entblößte Bezeugung: das Menschengeschlecht unterwirft sich, wenn es der Regierung der Vorsehung seinen Glauben schenkt, der überzeugenden Macht eines allgemeinen Gesetzes, an welchem es überall ebensowohl thätigen Antheil nimmt, als es Zeugniß

von ihm ablegt. Jegliches Wesen auf Erden, selbst die Gifte, mit alleiniger Ausnahme der Unholde, tritt uns unter der Gestalt einer wohlthätigen Wirksamkeit entgegen, und je höher das Wesen steht, um so mehr verbreitet es um sich her den Wohlgeruch und die Saat des Guten, das es in sich birgt. Ein unthätiges Wesen ist ein Hirngespinnst, und eine Thätigkeit, die sich nicht in Wohlthun erweist, ein Ungeheuer. Wie sollte also das unendliche Wesen, das schöpferische Wesen, das einzige Wesen, welches nichts verliert, wenn es sich giebt, wie sollte Gott, nachdem er die Welt einmal erschaffen, aufhören, in Beziehung auf uns thätig zu sein, und wenn er thätig bleibt, wie sollte er uns etwas Anderes ertheilen als Licht, Kraft und Liebe, da hierin all' seine Eigenschaften beschlossen sind? Das Licht aber erleuchtet, die Kraft unterstützt und bekämpft, die Liebe erwärmt, was schon erleuchtet, und knüpfet enger zusammen, was schon gefestiget ist; ein erleuchtetes, unterstütztes, geschütztes, umschlungenes Wesen aber ist ein regiertes Wesen. Entweder thut Gott in Anbetracht unser gar nichts, oder er regieret uns: Eines von beiden. Behaupten aber, daß er nichts thue, sagen, er versenke sich ferne von uns in sein unnahbares Wesen, sei kaum ein aufmerksamer Zuschauer unserer Mühen und Bedrängnisse, heißt ebenso viel als ihn bezüchtigen, daß er weniger nütze als ein Regentropfen und weniger freigebig sei als der Kelch einer Blume. Weder der Regentropfen verschließt seine befeuchtende Kraft, noch die Blume ihren Balsam.

Ich errathe Ihre Gedanken. Gott, sagen Sie, ist rücksichtlich des Menschen nie unthätig, und gleichwohl regiert er ihn nicht. Er ist nicht unthätig, weil er ihn in seinem Sein erhält; er regiert ihn nicht, weil er nicht zu dem anfänglich ihm zugemessenen Umfange des Seins je nach Umständen Etwas hinzufügt. Gott allein ist die Sonne, deren unvergängliche Strahlung die Wesen erhält; aber sie ändert ihr Licht nicht nach Maßgabe der Schwäche oder Stärke derselben, vielmehr umkreisen diese Wesen vermöge ihrer Freiheit ihren unbeweglichen Stern in

einer Bahn, auf welcher Kraft oder Ohnmacht, Erleuchtung oder Verdunkelung sich verschieden vertheilen.

Allerdings, meine Herrn, ist Gott unter dieser Voraussetzung rücksichtlich des Menschen nicht metaphysisch unthätig; aber er ist im strengen Sinne des Wortes gegen ihn gleichgiltig. Thu', was du willst, geh', wohin du willst, werde alles Beliebige, das ist Ihnen zufolge die Gesinnung Gottes gegen sein freies Geschöpf, gegen jenes Geschöpf, das er aus Liebe geschaffen und, wofern es ihm treu bleibt, zum ewigen Leben bei sich vorherbestimmt hat. Ist das die Rolle einer wohlthuenden Thätigkeit, die Rolle eines Vaters? Genügt es, einer gebrechlichen Seele das Leben gegeben zu haben und ein unermeßliches Ziel ihr vorzustecken, um damit schon die Pflicht des Starken gegen den Schwachen, des Vaters gegen das Kind erfüllt zu haben? Und wenn man auch die einfache Erhaltung von der That der Schöpfung selbst unterscheiden will, genügt es der unendlichen Güte, die Wesen nicht wieder in das Nichts zurückzustürzen und über dem Abgrunde sie schwebend zu erhalten, wo die Freiheit sie hält und sie hinabstürzen kann? Daß eine Macht wie die Sonne, die nicht mit Ueberlegung und Willen begabt ist, mit mathematischer Gleichheit ihr Licht auf die untern Körper ergießet, das läßt sich begreifen; aber daß ein lebendiges und freies Licht mit der gleichen Unempfindlichkeit sich ausstrahlen solle, ist das begreiflich? Abgesehen davon, daß die Sonne nicht Herr ihrer selbst ist, so erleuchtet sie nur Welten, welche unter den nämlichen mechanischen Gesetzen wie sie stehen, unter Gesetzen, die ihnen nicht gestatten, von der Bahn abzuweichen, auf welcher die Strahlen des herrschenden Gestirns sie erreichen und beleben können. Die Intelligenzen dagegen, welche Gott zur Sonne haben, stehen nicht unter der unbeugsamen Herrschaft des Mechanismus; sie entfernen sich von ihrem Mittelpunkte, soweit sie wollen, und wenn ihnen Gott auf ihrer Flucht nicht folgt, so entbehret offenbar die moralische Ordnung der der physischen Ordnung überreichlich

zugedachten Hilfe, und behandelt Gott die Geister mit einer Nachlässigkeit, die keine Vaterschaft an ihm beurkundet. Dächte ich ganz allein so von ihm, es würde die Vereinzelung meines Gedankens mir Unruhe machen; allein das ganze Menschengeschlecht denkt von ihm so wie ich. Es trennet die Idee Gottes von der Idee der Vorsehung nicht, und es ist eine beachtenswerthe Thatsache, daß sich das Menschengeschlecht weit öfter hinsichtlich der göttlichen Natur als der Natur der göttlichen Regierung geirrt hat. Das heidnische Alterthum hat sich mehr oder weniger unwürdige Götter gemacht; aber keinem von ihnen versagte es ein auf unsere Klagen merkendes Ohr, ein Eingreifen in unsere Freuden oder Leiden, und sogar wenn es böse Götter annahm, kannte es Wege, um bis in die Unterwelt hinabzusteigen und das Herz der härtesten Unsterblichen zu rühren. Die Läugnung der Vorsehung machte bei Epikur den Anfang zur Herrschaft des Atheismus; der Erste, der Gott im Namen der Wissenschaft verwerfen wollte, begnügte sich damit, seine Regierung zu verwerfen. Das war so viel, als dem Begriffe der Gottheit selbst den Todesstoß geben. Erhebet in den Himmel, so hoch ihr wollet, eine unermeßliche Intelligenz und Macht; gebet ihr erhabene Namen und Eigenschaften ebenso groß als ihre Namen: nehmet ihr derselben das Scepter aus der Hand, welches regiert, so wisset, daß ihr nicht einmal ein Götzenbild gemacht habt. Das Volk wird vorübergehen, ohne darauf zu achten, und stärker als eure unbeugsame Metaphysik, wird es in der einen oder andern Weise David's Gesang wiederholen: Qui habitat in adjutorio Altissimi, in protectione Dei coeli commorabitur — Wer (in Gedanken) unter dem Beistande des Allerhöchsten wohnet, der weilet (in der That) unter dem Schutze des Gottes des Himmels (Psalm. 90, 1).

Werden Sie mir, meine Herrn, werden Sie dem Menschengeschlechte entgegnen, es sei die Regierung der Vorsehung unvereinbar mit dem Bestande der allgemeinen Gesetze, welche

das Universum regieren? Was werden Sie mir aber antworten, wenn ich Ihnen erkläre, daß die Regierung selbst ein allgemeines Gesetz ist, und habe ich Ihnen hiefür nicht am Anfange dieser Unterredung den Beweis geführt? Ein allgemeines Gesetz ist eine fest stehende Ordnung, welche die Wesen und die Thaten von derselben Art umfaßt und sich unterstellt. Eben dieß findet nun aber bei der Regierung statt. Indem Gott, der Urheber aller Gesetze, den Intelligenzen die Macht gab, sich über sie wegzusetzen, hat er auch das Mittel vorbereitet, sie dabei festzuhalten und zu denselben zurückzuführen. Gleichzeitig mit der Freiheit gründete er auch die Regierung, und beide sind die sich auf einander beziehenden Grundbestandtheile der moralischen Ordnung. Ohne die Freiheit würde es eine moralische Ordnung, eine Ordnung, in welcher das Wesen an seiner eigenen Vervollkommnung arbeitet, nicht geben, und ohne die Regierung würde sie sich in eine heillose Verwirrung verlieren. Die Freiheit ist der Fluß der mit Verantwortlichkeit verbundenen Handlungen; die Regierung ist das Ufer, welches sie eindämmt und zu ihrem natürlichen Ziele leitet. Jeder Wassertropfen, jede Welle kann von der ihr angewiesenen Richtung abgehen und ein Bett ohne Ausgang sich graben; die Masse der Gewässer aber verirret sich wegen des Falles und der Ufer niemals gänzlich, und immer bleibet im eigentlichen Rinnsale genug übrig, damit die Ordnung bestehen und der göttliche Rathschluß zu seiner Verwirklichung gelangen könne. Entweder muß man sogar den Begriff allgemeiner Gesetze läugnen, oder man muß einräumen, daß die Regierung alle Merkmale davon an sich trägt.

Es ist wahr, die Gesetze der moralischen Ordnung verfahren nicht so wie die der physischen, d. h. sie beugen die Wesen und die Thaten nicht mit unwiderstehlicher Gewalt unter ihre Herrschaft; der regierte Wille bleibt dem regierenden Willen gegenüber frei; allein folgt etwa hieraus, daß es kein Gesetz der Regierung gebe? In diesem Falle wäre das Gesetz gleich-

bedeutend mit der Nothwendigkeit, und die Materie allein genöße das Vorrecht, regiert zu werden. Andererseits würde die Freiheit mit der Unordnung zusammenfallen, und jede Intelligenz wäre von Natur aus ein Chaos.

Bleiben wir bei der Wahrheit. Möge die Furcht, von der göttlichen Güte erleuchtet, von ihr getragen und geleitet zu werden, uns nicht in die Tiefen eines gewissenlosen und der Menschlichkeit baaren Materialismus stürzen. Bekennen wir, daß die allgemeine Harmonie in zwei Ordnungen sich zerlegt, in die physische und in die moralische Ordnung, daß beide durch Gesetze regiert werden, welche der Natur der in ihrer Sphäre begriffenen Wesen sich anpassen, daß beide von Gott stammen, der ihr Lenker, weil ihr Prinzip, ist, und sie der Bestimmung der seiner Erkenntniß und Liebe fähigen Geister dienstbar macht. Weder heben die Gesetze der moralischen Ordnung die der physischen auf, noch umgekehrt. Gott erleuchtet die Intelligenzen mit einem Lichte, welches dem Lichte der Körper nicht den geringsten Eintrag thut; er unterstützt sie mit einer Kraft, welche die mechanische Kraft durchaus nicht stört; er leitet sie mittelst einer Bewegung, welche die Bewegung der Welten nicht hemmt, wie immer sie auch die unendlichen Gebiete des Raumes, in welchen Gott sie gestreuet, durchlaufen mögen. Das Wunder freilich tritt nach einer Seite hin in die Regierung der Vorsehung ein; allein wenn es auch da und dort die Gesetze der physischen Ordnung außer Wirksamkeit setzte, so würde es doch keineswegs das Ganze und die Schwerkraft ins Mitleid ziehen. Ein aus seinem Orte verdrängter Wassertropfen im Ocean würde hier eine größere Bewegung verursachen, als ein Wunder, das in der ganzen Masse der Dinge sich verliert. Zudem ist das Wunder, wie ich bei den Wundern Jesu Christi bewiesen, eine der Stetigkeit der Natur von der Allmacht Gottes dargebrachte Huldigung. Gott achtet die Natur, während er sie zu verletzen scheint; er störet dabei nicht im geringsten die mathematische Ordnung, die das alleinige Gesetz der Körper ist,

und die Wirkung, die er von ihren Kräften durch Anwendung seiner Kraft erhält, ist ebenso einfach als die Wirkung, die wir durch Anwendung unserer Kraft hervorbringen.

Gott regieret die Welt, die Menschheit glaubt es, und die Menschheit legt sich Rechenschaft von diesem Glauben ab, der einen Theil ihrer theuersten Gedanken und ihrer unantastbarsten Ueberlieferungen ausmacht. Aber nicht genug, daß sie daran glaubt und wegen ihres Glaubens sich rechtfertigt, sie sieht die Thatsache der göttlichen Regierung mit eigenen Augen, so daß sie nimmer daran zweifeln kann. Gott ist unsichtbar in seinem Wesen; er ist dieß nicht in seinen Handlungen. Wäre er in seinen Handlungen ebenso geheimnißvoll wie in seinem Wesen, Niemand würde an ihn glauben, oder zum wenigsten würde ihn die Stimme des Volkes nicht mit jenem einmüthigen und stets sich gleich bleibenden Zurufe begrüßen, der die Hölle vom Halle seines Namens erzittern macht und denselben bis in den Himmel an das bewegte Ohr der reinen Geister trägt.

Das Volk denkt wenig, es sieht, es berührt, es fühlt, und soll es sich für Gott interessiren, so muß Gott weniger als eine Idee, denn als ein Gefühl ihm nahe gebracht werden. So ist es auch. Während Himmel und Erde in ihrem unwandelbaren Kreislaufe sich bewegen, bewegt sich der Mensch in andern Bahnen, und die Vorsehung erscheint ihm auf einem zweifachen Schauplatze, auf dem seelenlosen Schauplatze und auf dem öffentlichen Schauplatze der Geschichte. Wer wäre unter uns, der nie in seinem Leben eine andere Hand als die seinige erkannt, eine unvorgesehene, gewandte, verborgene Hand, die sich mit keinem andern Namen als dem der Vorsehung bezeichnen läßt? Man kann zuweilen daran zweifeln, aber nicht immer. Wenn das Glück leichtlich den Undank des Stolzes erzeugt, so offenbaret uns das Unglück, das wir nicht gesucht, einen andern Künstler, als wir sind. Und kann ich auch nicht sagen, woher wir diese Gewißheit haben, wir haben sie dennoch. Es wäre das wohl eine verworfene Seele, die niemals in ihrer

inneren Geschichte bis zu einem gewissen Punkte gelangte, wo sie sich sagen muß: das war nicht ich. Wie es sich aber auch bei den Weisen und Stolzen verhalten mag, die Einfältigen dieser Welt, Diejenigen, welche ihr Gewissen nicht zum Schweigen zu bringen gelernt haben, diese nehmen Gott in dem Gewebe ihres Lebens wahr, und alle Gestirne des Himmels zusammen machen keinen solchen Eindruck auf sie, als dieses eigene Schauen macht, welches die Schrift die Heimsuchung Gottes nennt. Was ist der Mensch, sprach David, daß du seiner gedenkest, und der Menschensohn, daß du ihn heimsuchst! (Psalm. 8, 5.) Und derselben Ausdrücke bediente sich Job, da er sprach: Was ist der Mensch, daß du so hoch ihn achtest, daß du auf ihn dein Sinnen richtest? Und jeden Morgen nach ihm schauest, und jeden Augenblick ihn prüfest? (Job 7, 17—18.)

Diese Geheimnisse des verborgensten Daseins aber sprengen auf einmal ihre Hülle und werden in Anwendung auf die Völker zu Begebenheiten, die aus ihrer Geschichte die Geschichte Gottes selbst machen. Man macht sich viel mit dieser Geschichte zu schaffen, um sie hinsichtlich der Vergangenheit ihres göttlichen Charakters zu entkleiden; man macht aus der Zeit ein Leichentuch, um damit die Vorsehung den getäuschten Blicken zu verhüllen. Glücklicherweise aber ist die Geschichte niemals zu Ende, sie setzt sich lebendig unter den Augen der Geschlechter fort, und wir alle sehen sie, bevor wir sterben, an dem einen oder anderen Tage so wie sie ist. Sie sehen dieselbe, meine Herrn, und ohne daß wir von unserem Zeitalter rückwärts oder vorwärts blicken, indem wir bei der gegenwärtigen Stunde, zu der wir gelangt sind, stehen bleiben, frage ich Sie: wer hält das Scepter unserer Schicksale? Wer darf sich rühmen, daß er uns führe? Wer kann den Hafen sich versprechen oder nur ihn uns nennen? Und doch fehlen weder Männer von Erfahrung unserer Nation, noch fehlen ihr Verstand, Geist und Muth; sie ist annoch das beredte und tapfere Volk, wie Cäsar es

schilderte, im Besitze des schönsten Ländergebietes auf Erden, im Besitze eines Alters, welches jedes Alter der Völker, die ihre Zeitgenossen und Nebenbuhler sind, übertrifft, im Besitze einer Geschichte, welche die Titel des Erstgebornen der Kirche, des Schildes des Glaubens und des Schwertes der Gerechtigkeit Gottes ihr zusichert. Könnte ein von Menschen bewohntes Land der Regierung Gottes entbehren, so wäre es das unsrige. Gleichwohl stehen wir im vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, inmitten so vieler Erinnerungen und Schätze, unserer selber ungewiß da und zittern vor der Zukunft und erwarten, mögen wir wollen oder nicht, von Gott allein das Geheimniß und die Stunde unserer Rettung. Ihr hattet euch geschmeichelt, ihn bei Seite setzen zu können; ihr rühmtet euch, hinsichtlich seines Christus enttäuscht zu sein, und gestandet dem Evangelium weiter nichts als die veraltete Ehre zu, die Vorbereitung und der Vorläufer des Reiches der Vernunft gewesen zu sein. Was saget ihr nun zur Stunde von ihm? Der Arm Gottes, ist er etwas so Geringfügiges, ist sein Beistand entbehrlich, sein Name ein veralteter Gemeinplatz der Metaphysik und Abstraktion? In welch' fabelhaftes Labyrinth hat eure Weisheit sich verirrt! Und müßte ich nicht in euren Verirrungen des Vaterlands Unglück beweinen, mit welch' grausamen Vergnügen könnte ich mich nicht über euren durch seine Früchte geschlagenen Unglauben lustig machen!

Was Sie nunmehr sehen, das hat die Welt zu allen Zeiten gesehen. Unter wandelbaren Formen und wechselnden Namen tritt die Eitelkeit der Völker bälder oder später zu Tage. Bälder oder später, sage ich; denn die Vorsehung ist nicht jederzeit gleich sichtbar; würde sie immer erscheinen, so würde sie niemals erscheinen. Eine Erscheinung kann nur in Folge einer Abwesenheit statthaben. Gott verbirgt und offenbart sich abwechselnd, um besser erkannt zu werden. Sein Schweigen bildet den Rahmen für sein Wort, sein Begräbniß beglaubigt seine Auferstehung. Deßhalb will er erwartet werden, und David,

sein Prophet, richtete das treffende Wort an das Volk Israel: Warte auf den Herrn....... und du wirst ihn sehen. Und wann wird es ihn sehen, meine Herrn? Vernehmen Sie: Du wirst ihn sehen, wenn die Sünder werden untergegangen sein, — Expecta Dominum..... cum perierint peccatores, videbis (Ps. 36, 34).

Ja, Gott ist in der Geschichte; er ist in der Geschichte der Seelen und in der Geschichte der Völker. Und wenn er durch das Evangelium mir sagt, daß alle Haare meines Hauptes gezählt sind (Luk. 12, 7), so brauch' ich es nicht zu glauben, ich weiß, ich fühle, ich sehe es. O Gott! es ist wahr, du hast meine Haare gezählt, und nicht eines wird von meinem Haupte fallen ohne deine Zulassung. Du hast mir meine Stunde und meinen Ort angewiesen; du theilest mir dein Licht mit, du trägst mich auf deiner Hand; du streitest für mich. Ich bin nicht mehr als ein Sperling; aber ein Sperling, hast du gesagt, werde von dir nicht vergessen (Luk. 12, 6). Um wie viel weniger ein Mensch und ein Christ, ein Mensch, geschaffen nach deinem Ebenbilde, ein Christ, gebadet in dem Blute deines Sohnes! Hierin, meine Herrn, liegt die unsägliche Stärke des Christen: mehr als jedes andere Ding hienieden ruht er in der rechten Hand Gottes. Die Vorsehung, die Alles umfaßt und regiert, sie umfaßt und regiert ihn mit Vorliebe. Wie wird es erst um die Kirche stehen, die da der unvergängliche Speisesaal erkaufter Seelen ist, wo in dem Dunkel der Zeit und der Veränderung der Glaube, die Hoffnung, die Liebe, das Gebet, alle Tugenden und all' ihre Werke vor Gott stehen, bis sein Tag herankömmt? Und wenn dieser Tag für alle Welt kömmt, um wie viel schneller und unaufhaltsamer kömmt er für die Kirche? Wie muß jedes Kind dieser fruchtbaren, dieser hehern Mutter mit Gewißheit das Wort wiederholen, das noch nie ist zu Schanden geworden, Davids Wort: Erwarte den Herrn,..... und wenn die Sünder werden untergegangen sein, wirst du ihn sehen!

Doch ich ermüde mich mit diesen erhabenen Worten; ich möchte herabsteigen, und statt daß der römische Dichter sagt:

Sicelides musae, paulo majora canamus,

möchte ich im Gespräche über Gottes Vorsehung meine Sprache herabstimmen und die Zedern der Berge über dem Hysop der Niederungen vergessen. Denn gerade so steiget auch die Vorsehung herab; mit dem Strahle, womit sie die Gestirne erleuchtet, erhellet sie die Felsenspalte, und der Sturm, der das Weltmeer aufwühlt, trägt einen Wassertropfen dem Blatte zu, das mitten im Walde verwelket. Ich möchte es auch so machen; die Reiche, die großen Verhängnisse, den Fall und die Anfänge weithin bekannter Dinge bei Seite lassend, möchte ich in einer Seele die dunkeln Erinnerungen aufsuchen, die uns so nahe berühren und in unser aller Herzen das Gedächtniß Gottes in seinen unerkannten Wohlthaten wecken.

Ich stehe im Begriffe, einen Namen zu nennen, der zwar nicht mehr der Name eines lebenden Menschen, immerhin aber der Name eines Zeitgenossen ist. Derjenige, der ihn geführt, wird es mir gerne verzeihen; denn ich werde nichts sagen, was nicht sein Leben ehren und seine Asche wieder beleben könnte.

Unsere Zeit erinnert sich noch der Berühmtheit, welche vor einem Vierteljahrhundert ein Mann besaß, der seine chirurgischen Operationen mit ebenso seltener Unerschrockenheit der Seele als Festigkeit der Hand vollzog. Dieser Mann, er war schon bei Jahren, sah in sein Kabinet eine einfache, ernste, sanfte Gestalt treten, in welcher er ohne Mühe einen Landpfarrer erkannte. Nachdem er einige Augenblicke ihn angehört und ausgeforscht, sagte er ihm in dem barschen Tone, der ihm eigen war: „Herr Pfarrer, Sie müssen sterben.“ „Herr Doktor, erwiderte der Pfarrer, Sie hätten mir die Wahrheit etwas schonender sagen können; denn ob an Jahren auch vorgerückt, gibt es Menschen meines Alters, die vor dem Sterben sich fürchten. Doch wie die Wahrheit auch gesagt werden mag, sie ist immerdar kostbar, und ich danke Ihnen, daß Sie mir sie

nicht verhehlt haben." Darauf legte er ein schon zum voraus bereit gehaltenes Fünffrankenstück auf den Tisch und setzte hinzu: „Ich bin mehr, als ich zu sagen im Stande bin, beschämt, daß ich meine Erkenntlichkeit einem Manne wie dem Herrn Doktor Dupuytren so schlecht beweisen kann; aber ich bin arm, und es gibt noch viele Arme in meiner Pfarrei; ich kehre zurück, um mitten unter ihnen zu sterben." Diese Sprache drang in das Herz des Mannes, den noch nie ein Schmerzensschrei außer Fassung gebracht hatte; er fühlte sich mit sich selber im Streite, und dem Greise nacheilend, den er anfangs abgewiesen, rief er ihm von seiner Thüre nach und bot ihm seine Hilfe an. Die Operation fand Statt. Sie traf die empfindlichsten Lebensorgane; sie war lang und schmerzlich. Der Kranke aber erstand sie mit ungetrübter Heiterkeit der Miene, und als der erstaunte Operateur ihn fragte, ob er nichts gefühlt habe, antwortete er: „Ich habe gelitten, aber ich dachte an Etwas, das mir wohlthat." Er wollte zu ihm nicht sagen: Ich habe an Jesus Christus, meinen für mich gekreuzigten Meister und Gott gedacht; er hatte vielleicht befürchtet, den Unglauben seines Wohlthäters zu verletzen, darum verbarg er seinen Glauben unter dem Schleier der liebenswürdigsten Bescheidenheit und sagte blos: Ich habe an etwas gedacht, das mir wohlthat. Mehrere Monate nachher, an einem heißen Sommertage, befand sich der Doktor Dupuytren im Hotel Dieu, von seinen Schülern umringt, bei seinem Geschäfte. Er sah von ferne den alten Priester kommen, mit Schweiß und Staub bedeckt, wie ein Mensch, der einen weiten Weg zu Fuße zurückgelegt hat. Er trug einen schweren Korb an der Hand. „Herr Doktor, redete der alte Mann ihn an, ich bin der arme Landpfarrer, den Sie vor mehreren Wochen operirt und geheilt haben; noch nie habe ich eine festere Gesundheit genossen als gegenwärtig, und um Ihnen einen Beweis davon zu geben, habe ich Ihnen von den Früchten meines Gartens bringen wollen, und bitte, dieselben entgegenzunehmen als Andenken an eine wunderbare Cur, die Sie

gemacht, und an eine gute Handlung, für welche Gott an meiner Statt Ihr Schuldner ist." Dupuytren ergriff die Hand des Greisen: das war das dritte Mal, daß derselbe Mensch ihn bis ins Innerste gerührt hatte.

Zuletzt kam dieser berühmte Mann, der Doktor Dupuytren, selbst auf das Todbett, und mit demselben sicheren Blicke, womit er die Gefahr von so vielen Anderen beurtheilt hatte, erkannte er die seine. Diese Stunde traf ihn fest; er hatte zu viel Ruhm, um den Verlust der Erde zu bedauern und über sein Nichts sich zu täuschen. Allein die Offenbarung des geringen Werthes des Lebens reicht nicht aus, die Seele über ihre Bestimmung zu erleuchten; sie ist vielleicht die schwerste Versuchung des Stolzes im Kampfe mit dem Tode. In diesem letzten Augenblicke muß man gleicherweise das Elend und die Größe des Menschen erkennen, und kann auch das Genie durch sich selber bis zum Gefühle seines Elendes sich erheben, so vermag es doch nicht gleichzeitig seine Größe zu fassen. Dieß doppelte Geheimniß einet und offenbaret sich zugleich nur in einem Lichte, das von etwas Höherem kommt als der Ruhm. Dupuytren sah es kommen. Indem er das Schauspiel der Dinge, bei denen er sich betheiligt, an seiner Seele vorüberziehen ließ, war unter den vielen Gestalten, die vor seinem letzten Blicke sich beugten, eine, die immer größer wurde und deren anmuthsvolle Einfachheit ihm Gefühle zurückrief, die er nur durch sie hatte kennen gelernt. Der alte Landpfarrer war seiner Seele gegenwärtig geblieben, er stellte sich ihm in dem schmalen Vorhofe des Todes in einem sich gleich bleibenden, lieblichen Bilde dar. Meine Herrn, ich werde Ihnen das Uebrige nicht sagen: Dupuytren stand an den Abgründen der Wahrheit, und um sich lebend in sie zu versenken, durfte er nur in die Arme eines Freundes sinken. Das ist die Gnade, welche Gott den Menschen seit dem Tage gebracht, an dem er ihnen von der Höhe des Kreuzes herab die Hand gereicht, die Gnade, das Leben von einer Seele zu empfangen, welche es vor uns besitzt

und uns es mittheilt, weil sie uns liebt. Dupuytren hatte dieß Glück. Am Ende einer denkwürdigen Laufbahn erkannte er, daß es etwas Glückseligeres gebe als das Glück und etwas Größeres als den Ruhm: die Gewißheit, Gott zum Vater zu haben, eine Seele, fähig ihn zu erkennen und zu lieben, einen Erlöser, der sein Blut für uns gegeben, die Freude endlich, mit der Wahrheit, mit der Gerechtigkeit und dem Frieden auf ewig versöhnet zu sterben. Meine Herrn, die Vorsehung regieret die Welt, und ihr erster Minister — Sie haben es so eben vernommen und schulden Gott unaufhörlichen Dank dafür — ihr erster Minister ist die Tugend.

Einleitung zur achtundsechzigsten Unterredung.

Nachdem die Existenz einer göttlichen Regierung festgestellt ist, so handelt es sich weiterhin darum, die Regeln, nach denen sie verfährt, oder, da alle Regeln auf gewissen höchsten Prinzipien beruhen, die Fundamentalgesetze der göttlichen Regierung kennen zu lernen. Es sind deßhalb folgende zwei Fragen zu beantworten: Hat die göttliche Regierung Grundgesetze? und welches sind diese Gesetze?

Die Frage, ob die göttliche Regierung Grundgesetze habe, bedeutet ebenso viel als die andere, ob Gott bei Regierung der Welt nach reiner Willkür verfahre, oder aber ob der Wille Gottes, der unzweifelhaft die Norm der Dinge ist, von etwas Anderem geleitet und bestimmt werde? Letzteres behauptet die Theologie und nennt als dasjenige, was den göttlichen Willen bestimme, die göttliche Vernunft. Die göttliche Vernunft ist es, welche Gott sowohl das Musterbild der Schöpfung vorhielt, als auch, nachdem das Universum erschaffen, das Gesetz seiner Regierung ihm vorzeichnet. Dieses Gesetz ist für Gott ein bindendes Gesetz; denn während es ihm vollkommen frei stund, Wesen zu schaffen oder nicht zu schaffen, dieselben so oder anders zu schaffen, so muß er dagegen, will er

nicht mit seiner eigenen Vernunft, d. h. nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen, die einmal erschaffenen in materieller sowohl als geistiger Hinsicht der ihnen anerschaffenen Natur gemäß leiten und ihrem Ziele entgegenführen. Die göttliche Vernunft ist also die Norm des göttlichen Willens in Regierung der Welt, wie dieß auch in der hl. Schrift, namentlich in der Schöpfungsgeschichte, deutlich ausgesprochen ist. Doch besorgend gleichsam, es möchte uns diese Bürgschaft für unsere Freiheit noch nicht genügen, und sich wegen der Unermeßlichkeit seiner Macht s. z. s. mißtrauend, hat sich Gott den Menschen gegenüber auch noch durch positive Verträge binden wollen. Bekanntlich schloß er einen solchen Vertrag zuerst mit Noe und machte zum Zeichen des Bündnisses den Regenbogen. Einen noch engern Bund aber schloß er mit Abraham, setzte zum Zeichen desselben die Beschneidung ein und bekräftigte denselben sogar mit einem Eidschwur. Am Sinai wurde dieser Bund mit Abrahams Nachkommen erneuert und durch eine Menge sprechender Symbole bekräftigt. Selbst in der neuen, von Christus gegründeten Ordnung wurde der Name Bund beibehalten und als dessen ewiges Zeichen das Blut Jesu Christi eingesetzt. So ist demnach die zweite Grundlage der göttlichen Regierung der freiwillige Vertrag, und ist derselbe, nachdem sich Gott einmal dazu herbeigelassen, für ihn ebenso bindend wie das ewige Gesetz seiner Vernunft. Beide Gesetze sind aber auch das Ur- und Vorbild jeder menschlichen Regierung. Ohne Heilighaltung des ewigen Gesetzes der Gerechtigkeit kann keine Regierung, wie stark sie auch sein mag, auf die Länge bestehen; und ebenso sind die Vertragsbestimmungen, die einzelnen Verfassungen, welche nichts anderes als spezielle Anwendungen des allgemeinen Gesetzes auf die individuellen Verhältnisse der Menschen und Völker sind, die Grundbedingungen für das Bestehen der bürgerlichen sowohl als der staatlichen Gesellschaft.

Diese in ihren Grundlagen dargestellte göttliche Regierungsverfassung zerfällt nun aber in 4 Hauptartikel, welche wir aus der Schrift und den Erklärungen der Kirche kennen lernen. Der erste derselben lautet: Gott ist frei, und alle seine Gaben sind freiwillige. Das Herrscherrecht Gottes muß, wie bei jeder anderen Verfassung, so auch hier als Quelle aller anderen Rechte an der Spitze stehen. Gott ist frei, und zwar in einer für uns,

die wir nach allen Seiten gebunden sind, unerfaßbaren Weise; Gott ist frei, d. h. er besitzt sich selbst, ist von nichts abhängig, schuldet schlechterdings Niemanden etwas. Giebt sich Gott daher selber, so geschieht dieß nur vermöge einer ganz freien Entschließung, d. h. die Gaben Gottes sind schlechthin freiwillige und insofern von der freiwilligen Gabe des Menschen wesentlich verschieden, als der Mensch Alles, was er ist und hat, nicht sich selbst zu verdanken hat, als er bei Allem, was er giebt, immer durch äußere, von ihm unabhängige Bestimmungsgründe sich leiten läßt, in der Gabe selbst seine eigene Befriedigung sucht und findet und niemals etwas giebt, was über ihn selbst hinausläge, während dagegen Gott nichts schuldet, bei seinen Gaben durch keinen im Geschöpfe selbst, welches ja noch nicht ist, oder was es ist, nur durch ihn ist, liegenden Beweggrund sich bestimmen läßt, sich selber vollkommen genügend außer sich nichts suchet und der Creatur das Unendliche, sein eigenes Leben, d. i. sich selber giebt.

Der zweite Artikel lautet: Gott gewährt allen freien Wesen den Beistand, dessen sie zur Erreichung ihres Zieles bedürfen. Es ist dieses Gesetz darin begründet, daß, nachdem Gott den freien Wesen und den Menschen insbesondere ein aus eigenen Kräften unerreichbares Ziel gesteckt und gleichwohl das Streben nach demselben zur Pflicht gemacht hat, er ihnen die zu dessen Erreichung nöthigen Gnadenmittel ohne Ungerechtigkeit nicht vorenthalten kann — ein Satz, welcher durch die klarsten Aussprüche der Schrift und der Kirche bestätiget wird.

Ein weiteres Grundgesetz lautet also: Gott achtet die Werkthätigkeit freier Wesen, sei es im Guten oder im Bösen. Würde Gott die alleinige Ursache, und würden die erschaffenen Wesen blos passive Werkzeuge in seiner Hand sein, so wäre damit alle freie Thätigkeit, und da diese die nothwendigste, eigenste Bethätigung des Wesens ist, letzteres selbst vernichtet, davon gar nicht zu reden, daß persönliches Verdienst und persönliche Vollkommenheit eine reine Unmöglichkeit wären. Dasselbe gilt hinsichtlich der Freithätigkeit im Bösen. Das Drama der Weltgeschichte ist kein von Gott aufgeführtes Puppenspiel; die mitwirkenden Geister spielen in diesem Drama neben Gott eine freie Rolle. Auch das Böse muß darum von Gott wenigstens zugelassen werden, um so mehr,

als es ohne die Möglichkeit des Bösen auch nichts wahrhaft Gutes gäbe. Läßt Gott aber das Böse zu, so wird dadurch nothwendig sein ursprünglicher, blos auf das Gute berechneter Plan gestört, kann nicht zu seiner vollen Verwirklichung kommen. Aus diesem Grunde muß in Gott ein zweiter Plan angenommen werden, wodurch der erste je nach der vom Bösen herrührenden Störung fortwährend rectifizirt, und so das Böse zum Guten gelenkt wird. Es gibt somit zwei Pläne in Gott, einen ursprünglichen und einen rectifizirten, und damit zusammenhängend auch eine zweifache Vorherbestimmung, eine ideale und eine nachträglich abgeänderte — ein Satz, worin viele scheinbare Widersprüche der Schrift ihre Lösung finden.

Das vierte Grundgesetz der göttlichen Regierung endlich läßt sich also ausdrücken: Da die übernatürliche Ordnung das Ziel der freien Wesen ist, so verläuft und entwickelt sich die natürliche Ordnung aus dem Gesichtspunkte der übernatürlichen. Das Ziel des Menschen ist der ewige Besitz Gottes; die sichtbare Welt ist also blos der Ort der Prüfung und Vorbereitung. Es sind deßhalb alle Dinge und Begebnisse auf ihr bloße Mittel zur Erreichung des letzten Zieles, und wird von Gott Alles auf der Welt blos mit Rücksicht auf dieses Ziel angeordnet und geleitet. Und hieraus erkläret sich auch vollständig die vom vorchristlichen Alterthume nie ganz begriffene Erscheinung, daß der Gute hienieden von Gott häufig mit schweren Leiden heimgesucht wird, während sich der Bösewicht oftmals eines fast ungetrübten Glückes erfreut.

Achtundsechzigste Unterredung.

Von den Grundgesetzen der göttlichen Regierung.

Hochwürdigster Herr!
Meine Herren!

Es gibt eine göttliche Regierung: das ist der Glaube nicht blos der katholischen Kirche, das ist der beharrliche Glaube des ganzen menschlichen Geschlechtes, und Sie haben die Gründe

kennen gelernt, welche diesen Glauben ebensosehr zur Klarheit eines philosophischen als zur Gewißheit eines religiösen Dogma erheben. Mit der bloßen Erkenntniß jedoch, daß es eine Regierung gebe, ist noch nicht alles abgethan; wir müssen auch ihre Gesetze, d. i. die Regeln kennen lernen, welche sie bei der Leitung und Beschützung freier Wesen, die sie zu ihrem Ziele führen will, befolget. Und da alle Regeln selbst wieder ihre Quelle in gewissen ersten und allgemeinen Prinzipien, Fundamentalgesetze genannt, haben, so werden wir uns folgende zwei Fragen stellen: Hat die göttliche Regierung Grundgesetze? Welches sind diese Gesetze?

Fragen, ob die göttliche Regierung auf Grundgesetzen d. h. auf Prinzipien beruhe, welche sie selbst leiten, ist nun aber so viel als fragen, ob sie unumschränkt oder beschränkt, willkürlich oder vernünftig, mit anderen Worten, ob der Wille Gottes für sich betrachtet die einzige und höchste Richtschnur der Dinge sei, oder ob dieser Wille selbst von einem Lichte geleitet werde, welches die Wurzel der Ordnung, sein Vorbild und seine Leuchte ist. Die Frage ist von hoher Bedeutung, meine Herrn; denn da Gott das allgemeine Musterbild ist, so wird uns die Form seiner Regierung die wahre Form der untergeordneten Regierungen, welche von der seinigen abstammen, enthüllen.

Ich wiederhole also: ist es der reine Wille Gottes, welcher Alles festsetzt und Alles entscheidet, und muß man auf die erste Seite der göttlichen Gesetze, die da die Quelle der menschlichen sind, den bekannten Vers schreiben:

Sic volo, sic jubeo, stet pro ratione voluntas;

oder aber geht Gott, bei der ruhigen und erhabenen Billigkeit seines Wesens, in sich mit Etwas zu Rathe, wenn er befehlen will? Der Wille ist der Sitz des Befehles; das Befehlen aber, welches von nichts erleuchtet und geleitet wird, ist seiner Natur nach eine blinde Macht, und ebensowenig ist der Wille, aus dem es hervorgeht, an sich selbst betrachtet, ein Licht und eine

Leitung. Dieß Licht und diese Leitung, wo sind sie? und vorausgesetzt, daß sie seien, hat Gott an ihnen ein erstes und unabänderliches Gesetz, welches das Gesetz seiner Regierung sein kann?

Vernehmen Sie die Antwort der katholischen Theologie, und vernehmen Sie dieselbe aus dem Munde jenes großen Lehrers, des hl. Thomas von Aquin: Wie die göttliche Vernunft, sofern Alles durch sie erschaffen ist, den Namen Kunst, Musterbild oder Idee annimmt, ebenso nimmt sie den Namen Gesetz an, sofern sie alle Dinge zu ihrem Ziele führt. So ist es demnach die göttliche Vernunft, welche Gott das Muster der Schöpfung vorhält, und sie ist es wieder, welche, nachdem das Universum einmal erschaffen, ihm die Regel seiner Regierung vorzeichnet. Gott blicket in seine Vernunft, um ein Wesen oder eine Welt ins Dasein zu rufen, er ziehet sie zu Rathe, um dieselben zu regieren. Im ersten Falle ist seine Vernunft das Urbild der Dinge, im zweiten ist sie ihr ursprüngliches und ewiges Gesetz und gleicherweise das Gesetz Gottes. Wie so letzteres? Weil, würde es ihm freistehen, sich desselben zu entheben, es ihm auch freistünde, seine Vernunft zu verletzen, welche doch als ein Theil seines Wesens ebenso unverletzlich wie dieses selbst ist. Während also Gott unter den Vorbildern der möglichen Dinge diejenigen frei auswählen konnte, die es ihm zu verwirklichen gefiel, so hat er nicht mehr den gleich weiten Spielraum, wo es sich darum handelt, sie zu ihrem Ziele zu führen, weil seine Regierung nothwendigerweise der Natur und Bestimmung derselben entsprechen muß. Frei in seiner Wahl, ist er gebunden eben durch diese Wahl; seine Vernunft, welche, da er zu schaffen sich vornimmt, nur ein Musterbild ist, ist ein Gesetz, wenn er sich vornimmt, zu regieren. Bliebe Ihnen noch ein Zweifel hierüber, so sehen Sie auf einen Augenblick von der moralischen Welt ab, um die materielle Welt ins Auge zu fassen. Es steht sicherlich in der Macht Gottes, Körpern mit

geometrischer Gestalt das Dasein nicht zu geben; wenn er sie aber erschafft, wenn er Kugeln im Raume rollen läßt, so ist unmöglich, daß auf diesen Kugeln nicht alle Punkte der Oberfläche in der gleichen Entfernung von dem Mittelpunkte seien, und daß sie nicht in den Tiefen des Himmels Bewegungen je nach Maßgabe ihrer gegenseitigen Stellungen vollziehen. Was nun das mathematische Gesetz für die Körper, das ist das moralische Gesetz für die Geister. Wie Gott keine Figur hervorbringen kann, welche mit dem Wesen eben dieser Figur im Widerspruch stünde, ebenso wenig kann er einer intelligenten und freien Seele Bedingungen der Natur und Regierung stellen, welche die Intelligenz und die Freiheit verletzen. Er ist hinsichtlich der Geister durch das Gesetz der Gerechtigkeit gebunden, wie er hinsichtlich der Körper durch das mathematische Gesetz gebunden ist, und diese beiden Gesetze bestehen in seiner ewigen Vernunft vor allen möglichen Körpern und vor allen erschaffbaren Geistern. Mit einem Worte der göttliche Verstand erleuchtet und leitet den göttlichen Willen, und die Regierung der Vorsehung ist eine Regierung, die ihre Grundgesetze aus dem Wesen Gottes selber schöpft.

Also sehen wir sie von den ersten Seiten der heiligen Geschichte an auftreten. Nachdem Gott sechsmal seine Allmacht durch einen schöpferischen Befehl bethätigt, gleichsam um uns durch diese selbstgesetzten Zwischenräume eine Unterweisung in der Geduld und planmäßigen Thätigkeit zu geben, so steht geschrieben, daß er ruhte, um sein Werk zu beschauen; und nachdem er es mit einem letzten Blicke überflogen, urtheilt er, daß es seines Beifalles werth sei: Viditque Deus cuncta quae fecerat, et erant valde bona (Genes. 1, 31). Hieraus ergibt sich klar, daß Wollen und Handeln bei Gott nicht zwei Dinge sind, die keine Regel haben, sondern daß es in ihm ein Licht, eine Ordnung, ein Gesetz gibt, nach denen er seine Handlungen bemißt, die ihm zugleich das Maaß von dem geben, was er schaffen will, und die Probe, daß er es gut geschaffen. Zuweilen hat

es sogar den Anschein, als wolle er anfänglich die Dinge nicht bis zu ihrer höchsten Vollendung führen, um sich selbst zu verbessern und uns dadurch seine wachsame Sorgfalt für seine Werke zu offenbaren. Das will es bedeuten, wenn die heil. Schrift, nachdem Gott mit eigenen Händen den Menschen aus Lehm gebildet und durch seinen Hauch ihn belebt hatte, hinzusetzt, daß er damit nicht zufrieden war, sondern an sich selber die Gegenrede richtete: Non est bonum esse hominem solum — Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei (Genes. 2, 18). Die Jahrbücher der göttlichen Regierung sind voll von solchen Beispielen und von Rechtfertigungen seines Verhaltens, die Gott sich selber giebt, sei es, daß er zu sich allein spricht, oder daß er seine Geschöpfe zu Zeugen seiner Wohlthaten aufruft.

Wir können uns demnach der Besorgnisse, welche die Allmacht Gottes uns einflößt, begeben. Sie wird uns nicht einem ausgetretenen Strome gleich überfluthen; dasselbe Scepter, welches David ein Scepter der Leitung nennt, wird vom hl. Paulus ein Scepter der Gerechtigkeit genannt (Hebr. 1, 8). Zwischen Gott und dem Menschen, zwischen der Stärke, die regiert, und der Schwäche, die regiert wird, waltet ein Gesetz der Gerechtigkeit, ein ursprüngliches, ewiges, fundamentales Gesetz, die Vernunft Gottes selbst, von dem Gott nicht abgehen kann, ohne sich selbst zu vernichten. Ist dieß übrigens die ganze Bürgschaft, die wir haben? Nein, meine Herrn; so tüchtig sie wäre, so besorgte Gott dennoch, sie möchte uns nicht als genügend erscheinen, und hat deßhalb Vorsichtsmaßregeln treffen wollen, um bei seinen Rathschlüssen und Urtheilen über uns nicht allein zu stehen. Da er sich selbst so stark und uns so schwach sah, so hat er gewissermaßen Mißtrauen in seine Gerechtigkeit selbst gesetzt, und ihm, der da die Unabhängigkeit und höchste Gewalt ist, ihm hat es gefallen, sich uns gegenüber durch positive Verträge, so wie einfache Sterbliche unter einander sie machen, zu binden. Hören Sie, wie er zu Noe, dem

zweiten Vater des Menschengeschlechtes, und seinen Söhnen spricht: Ich werde meinen Bund aufrichten mit euch und mit eurem Geschlechte nach euch..... Und dieß ist das Zeichen des Bundes, welchen ich aufrichte zwischen mir und euch und mit jeglicher lebenden Seele unter euch von Geschlechte zu Geschlecht: ich werde meinen Bogen in die Wolken setzen, und dieser soll das Zeichen des Bundes sein zwischen mir und der Erde (Genes. 9, 11 ff.). Gott begnügt sich nicht, den Menschen gegenüber eine feierliche Verpflichtung einzugehen; er bekräftiget dieselbe durch ein äußeres Zeichen, dessen Fortdauer unsere Vorfahren und ihre Nachkommen für immer beruhigen sollte. Wie groß ihre Verbrechen auch sein mögen, die allgemeine Rache der entfesselten Wasserfluthen wird sie nimmer erreichen. Und dennoch, trotz so furchtbarer, durch so große Erbarmungen gemilderter Erinnerungen, geräth der Mensch zum zweiten Male ins Verderbniß: der Götzendienst fängt an, inmitte der verdunkelten Ueberlieferung sich auszubreiten, und nun erwählt sich Gott, um seine Verehrung zu retten, ein bevorzugtes Geschlecht in einem getreuen Manne mittelst eines neuen Vertrages. Ich bin der allmächtige Gott, spricht er zu diesem auserkornen Manne, wandle vor mir und sei vollkommen..... Und ich werde einen Vertrag schließen zwischen mir und dir und mit deinen Nachkommen auf alle Geschlechter, auf daß ich dein Gott sei und der Gott deiner Nachkommen..... und ihr sollet euer Fleisch beschneiden, damit es das Zeichen sei des Bundes zwischen mir und euch (Genes. 17, 1. 7. 11). Dießmal wird das Zeichen des Vertrages zwischen Gott und dem Menschen nicht mehr von der äußern Natur hergenommen; das Fleisch des Menschen selbst empfängt und verewigt das Malzeichen desselben, um anzuzeigen, um wie viel näher uns Gott getreten sei. Gott ging noch weiter. Nachdem er den Gehorsam Abrahams erprobt

hatte, indem er das Leben seines einzigen Sohnes von ihm forderte, bestätiget er seinen Bund mit dem Patriarchen auf Staunen erregende Weise: Ich hab' es geschworen bei mir selber, spricht der Herr, weil du das gethan und deines einzigen Sohnes um meinetwillen nicht geschonet hast, so werde ich dich segnen, ich werde dein Geschlecht mehren wie die Sterne des Himmels und wie den Sand, der am Meeresufer ist; dein Geschlecht wird die Thore seiner Feinde besitzen, und in ihm werden gesegnet werden alle Völker der Erde (Genes. 22, 16 ff.). Hier kommt ein Eidschwur hinzu, um dem Zeichen und der Verheißung einen Zuwachs von Kraft zu verleihen, und Gott, bei welchem jeder Geist schwört, wenn er seinem Worte Glaubwürdigkeit verleihen will, läßt sich seinem Geschöpfe gegenüber zu diesem Hilfsmittel herab und nimmt sich selbst zum Zeugen seiner Wahrhaftigkeit unter einer Form, die um so erhabener ist, als sie seiner unwürdig scheint. So sprach zwei Jahrtausende nachher, noch ganz ergriffen von jenem Eide, der seinen Vätern geschworen worden, der heil. Paulus zu ihrer Nachkommenschaft: Die Menschen schwören bei einem Größeren, als sie sind, und der Eid, zur Bestätigung geleistet, macht jedem Streite unter ihnen ein Ende. Deßwegen hat Gott, um den Erben der Verheißung überschwänglich die Unwandelbarkeit seines Rathschlusses zu zeigen, einen Eid beigefügt, damit wir durch zwei unwandelbare Dinge, wobei Gott unmöglich lügen kann, einen festen Trost hätten (Hebr. 6, 16—17).

Begleiten wir Gott auf diesem Wege, meine Herrn, verfolgen wir bis zum Ende seine Rücksicht für den Menschen und seine Gewissensbedenklichkeit über die Unermeßlichkeit seiner Macht.

Das in Abraham auserwählte Volk hatte das fremde Land eben verlassen; es hatte unter Gottes sichtbarem Schutze die

Ungerechtigkeit getäuscht und die Macht der Bedrückung gebrochen. Seine in der Wüste aufgestellte Heerhaufen erwarteten am Fuße des rauchenden Sinai schweigend die Gesetzgebung, welche für immer ihre Nationalität begründen, und die Moses, ihr Befreier und Führer, vom Berge herabbringen sollte, nachdem er sie aus dem Munde Gottes selber empfangen. Moses steigt wirklich herab; er verliest dem Volke das Buch des Bundes (Exod. 24, 7), und von dem Blute auf dem Opferaltare nehmend besprengt er damit die Menge, indem er spricht: Das ist das Blut des Bundes, welchen der Herr mit euch geschlossen durch das Gesetz, welches ihr vernommen habet (Exod. 24, 8). Sofort errichtet er ein Zelt vor dem Volke, nach dem Muster, welches Gott ihm gezeigt hatte, und nennt es die Bundeshütte (Exod. 33, 7). Er stellet darin hinter einem unantastbaren Vorhange eine Lade von Holz mit Gold beschlagen, die den Namen Lade des Testamentes (Exod. 30, 26) erhält, und zwischen die Wände dieser Lade, als an den heiligsten und unnahbarsten Ort, legt er zwei steinerne Tafeln nieder, auf welche Gott selbst das Gesetz gegraben hatte. Sie werden die Tafeln des Vertrages genannt (Deuteron. 9, 9). So erhalten das Opferblut, der Tempel, die Lade, die Gesetzestafeln, das Gesetz selbst, Alles zumal bei der feierlichen Einweihung des erwählten Volkes, einen und denselben Namen, den Namen des Bundes, des Testamentes oder des Vertrages, indem sich Gott mit seinem Volke und sein Volk mit sich durch die geheiligte Kraft einer freiwilligen und gegenseitigen Verpflichtung verbinden wollte. Und wenn die Propheten diesem Volke seine lang andauernden Treubrüche vorhalten werden, so werden sie dieß nie mit mehr Beredtsamkeit thun, als indem sie ihm das unverwüstliche Andenken an jenen ersten Augenblick seiner Geschichte zurückrufen, wo es Gott Treue schwor und Gott ihm von Angesicht zu Angesicht mit ähnlichen Schwüren erwiderte.

Endlich kommt der Tag, wo in Christus, dem Sohne

Gottes, die den vorangehenden Geschlechtern gemachte Verheißung sich erfüllen sollte. Welchen Namen wird das vorausbestimmte Zeitalter, das sich nun eröffnen soll, erhalten? Welcher dem Denken Gottes entsprungene Name wird an die Stelle des glorwürdigen Namens des Bundes treten? Durch was für Bundeszeichen werden die früheren Zeichen des Regenbogens und der Beschneidung aufgehoben und ersetzt werden? Der Prophet Jeremias sprach: Siehe es kommen die Tage, spricht der Herr, und ich werde mit dem Hause Israel und dem Hause Jakob einen neuen Bund schließen; nicht nach dem Bunde, welchen ich mit ihren Vätern beschworen habe, da ich sie an der Hand nahm, um sie herauszuführen aus dem Lande Aegypten, einem Bunde, den sie gebrochen haben, spricht der Herr, und um deßwillen ich sie verworfen habe; sondern das ist der Bund, welchen ich mit dem Hause Israel an jenen Tagen schließen werde, spricht der Herr: Ich werde mein Gesetz in ihr Inneres legen und es in ihr Herz schreiben, und ich werde ihr Gott, und sie werden mein Volk sein (Jerem. 31, 31 ff.). So folgt demnach der Name Bund auf den Namen Bund, der Name Vertrag auf den Namen Vertrag, der Name Neues Testament auf den Namen Altes Testament. Und was das Bundeszeichen betrifft, welches für alle Folgezeit an der Spitze des Vertrages zwischen Gott und dem Menschen stehen soll, so suchet es nicht am Gewölbe des Himmels noch an dem Fleische des Menschen; jetzt ist es anderswo; es bricht nicht mehr aus den Gewölken hervor, die dem Gewitter vorangehen oder nachfolgen, noch aus einer schmerzlichen Wunde an den Schamgliedern: es ist größer, milder, ist zugleich Gott und dem Menschen näher. Jesus Christus, des neuen Bundes Mittler, hat es aus seiner Doppelnatur hervorgebracht und am Vorabende seines Todes unter des Ostermahles heiteren Freuden es eingesetzt, da er zu seinen

Aposteln sprach: Nehmet und esset, das ist mein Leib: ..... Trinket alle daraus, das ist mein Blut, das Blut des neuen Bundes (Matth. 26, 26 u. 27). Achtzehn Jahrhunderte sind es, seitdem wir diesem Befehle gehorsam das Blut des neuen Bundes trinken, seit sich an ihm und durch es die wirksamsten Geheimnisse jener göttlichen Regierung vollziehen, deren uranfängliche Grundlagen Sie eben kennen gelernt haben.

Dieser Grundlagen sind es, wie Sie gesehen, zwei: ein ewiges Gesetz der Gerechtigkeit und ein freiwilliger Vertrag der Gerechtigkeit. Das ewige Gesetz der Gerechtigkeit ist die Vernunft Gottes selbst, sofern sie, außer den Urbildern der erschaffbaren Wesen, die nothwendige Ordnung ihrer Beziehungen in sich befaßt. Den Vertrag der Gerechtigkeit zähle ich diesen Beziehungen bei, ohne daß ich das Unumschränkte, das sie an sich haben, die freie Bewegung der Intelligenzen und Willen dadurch beeinträchtigte. Niemand, selbst Gott nicht, kann das ewige Gesetz der Gerechtigkeit außer Kraft setzen; Alle, Gott miteinbegriffen, können durch persönliche Verpflichtungen sich binden. Wäre jenes der Wille Gottes gewesen, so hätte er der Verheißungen an uns sich enthalten und wäre bei der Regierung der Welt nur dem ungetrübten Lichte seiner höchsten Vernunft gefolgt; da er uns aber einmal aus reiner Gnade zur Theilnahme an seiner Natur und seinem Leben berufen, so hat dieses Geschenk, das größte von allen, ihn dazu vermocht, uns so zu sagen als seines Gleichen zu behandeln und mit Verpflichtungen sich zu uns herabzulassen, welche mit dem Siegel des Eidschwures bekräftiget sind. Vielleicht auch wollte er in dieser doppelseitigen Anordnung seiner Vorsehung uns ein vollendetes Muster unserer menschlichen Regierungen geben. Durch diese Unterweisung belehrt, können wir, Fürsten und Völker, niemals vergessen, daß über uns, als Regel unserer Beziehungen, ein ewiges Gesetz der Gerechtigkeit stehe, dem selbst Gott sich unterworfen hat, nicht zwar als einer ihm fremden und überlegenen Macht, sondern als dem Gebote seines eigenen Wesens

und seiner untrüglichen Vernunft. Wer dieß Gesetz verletzt, der greift, wie hoch er auch stehen möge, das Befehlen und das Gehorsamen in ihrer Quelle an und wird von solch' ruchloser Verwegenheit nur Umsturz ernten. Alles ruhet in der moralischen Ordnung allein auf der Gerechtigkeit; Nichts hat Bestand als durch sie. Und wenn die Geschichtsbücher der Welt ein so wechselvolles Schauspiel darbieten, eine abwechselnde Folge von Einsturz und Aufbau, die Ebbe und Fluth der Geschichte, wem anders muß man die Schuld hievon zuschreiben als dem Außerachtlassen des ewigen Gesetzes, welches allein die Grundlage des Rechtes und des Bestandes ist? Eine Ungerechtigkeit ruft der andern, eine Gewaltthat gebiert die andere, und bälder oder später werden die Beherrscher der Welt, nachdem ihr Glück die Höhe ihrer Wünsche erreicht, an einer Klippe scheitern, die sie belehrt, daß alle Macht nichts ist, wenn sie die Vernunft Gottes nicht zur Richtschnur und Stütze hat. Gott hat, um ihre Gewalt zu stürzen, nicht nöthig, die Hand zu erheben; er darf nur sie selbst gewähren lassen. Wie ein Haus einstürzt, wenn der Baumeister das mathematische Gesetz nicht beachtet hat, so stürzen die Reiche, wenn das ewige Gesetz der Gerechtigkeit ihnen abhanden gekommen.

Das ewige Gesetz reicht indessen seiner erhabenen Allgemeinheit wegen für sich allein zur Regierung der Völker nicht aus. Das menschliche Leben empfängt von der Zeit, von den Orten, von den Bedürfnissen, von den Thatsachen, von den Sitten einen lebendigen und wechselnden Anstoß, welcher naturgemäß seine Form in stillschweigenden oder ausdrücklichen Vertragsbestimmungen sucht. Daher rührt es, daß die Völker außer dem ewigen Gesetze, welches ihnen zum gemeinsamen Bande und zur ersten Grundlage dient, ihrem Geiste angepaßte Einrichtungen sich geben oder empfangen; und hieraus entsteht unter ihnen ein Volksrecht, welches sein Gepräge und sein Leben der gesammten übrigen Gesetzgebung mittheilt. Diese Verträge haben nicht zum Zwecke, die Gesellschaft zu schaffen,

denn diese besteht von Natur aus zwischen mit Vernunft begabten Wesen; sondern sie haben zum Zwecke, die Gestalt eines Volkes, wenn ich so sagen darf, die Weise seines Daseins und seiner Thätigkeit zu bestimmen.

Sie werden mehr als einmal, meine Herrn, über diesen Gegenstand leichtfertig absprechen hören, und es ist nicht zu läugnen, in unsern bewegten Zeiten hat man das Recht, nationale Verträge zu schließen und aufzuheben, gar vielfach mißbraucht. Aber was mißbrauchen die Menschen nicht? Erheben Sie Ihren Geist über Ihr Zeitalter, und wenn Sie sich versucht fühlen, die Dinge ihrer Entheiligung wegen geringzuschätzen, so betrachten Sie dieselben in ihrem göttlichen Urbilde, woher sie ihren Ursprung, ihre Sanction und ihre Heiligkeit haben. Erinnern Sie sich, Gott selbst hat, so sicher er seine Gerechtigkeit war, nicht für unnütz erachtet, sich uns gegenüber durch eidlich bekräftigte Verheißungen zu binden. Erinnern Sie sich, der größte der menschlichen Gesetzgeber, Moses, hat seinem Volke eine Verfassung gegeben, und mit dieser Verfassung überlebt dieses Volk nach vier Jahrtausenden alle Unbilden der Zeit und des Mißgeschickes. Erinnern Sie sich, Jesus Christus, Gottes eingeborner Sohn, der herniedergekommen ist, die Welt zu erlösen, hat der wiedergebornen Menschheit eine Verfassung gegeben, und in Kraft dieser göttlichen Verfassung erfüllet die Kirche, stärker und dauerhafter als jedes irdische Reich, getreu ihre unvergängliche Mission unter uns. Erinnern Sie sich, die Gründer religiöser Orden, ein hl. Basilius, ein hl. Benediktus, ein hl. Franz von Assisi, ein hl. Dominikus, ein hl. Ignatius, ein hl. Vinzenz von Paul, haben ihrer mystischen Nachkommenschaft Verfassungen gegeben, und durch diese vereinet jede dieser gesegneten Genossenschaften ihre irdische Unsterblichkeit mit der himmlischen Unsterblichkeit ihres Stifters. Und wäre es erlaubt, so hehren Beispielen profane an die Seite zu stellen, so erinnern Sie sich, daß die gefeiertsten Staaten der alten Welt, daß Athen, Sparta, Rom, gleichfalls durch die Zeit geheiligte Ein-

richtungen besaßen und daß sie diesen jenes Uebergewicht im Krieg und Frieden, in den Künsten und Wissenschaften verdankten, welches ihren Ruhm so hoch erhoben und bis zu einem gewissen Grade vorbereitende Werkzeuge der christlichen Gesittung aus ihnen gemacht hat.

Vor Allem aber, meine Herrn, wie Sie immer auch, jetzt oder dereinst, zur Regierung der Menschen berufen werden mögen, denken Sie daran, die Gerechtigkeit zu lieben und sie niemals zu opfern. Bereiten Sie ihr in Ihrem Herzen eine Zufluchtsstätte, wohin nimmer die Interessen, die Leidenschaften, die Partei-Verbindlichkeiten dringen können, wo sie allein herrschet, von wo aus sie sich mit unbestechlicher Kraft über alle Handlungen Ihres Lebens verbreitet. Oftmals werden Sie mit der Gerechtigkeit vereinsamt leben; die Ereignisse, stärker als das Recht, werden Ihnen Beleidigung und Spott bringen: fürchten Sie nichts, lassen Sie die Beschimpfung mit der Zeit vorübergehen. Bälder oder später wird die Gerechtigkeit ihr gebeugtes Haupt wieder erheben; die Menschen, welche sie geächtet, werden zu ihren Altären zurückkehren, und wenn sie Sie dann bei denselben Hand in Hand mit ihr stehend treffen, so werden sie Ihnen den Tribut der Bewunderung zollen, jenen Tribut, der um so weniger erlischt, als ihm die Schläge des Undanks vorangegangen sind. Sollten Sie aber auch niemals den Lohn Ihrer unerschütterlichen Rechtlichkeit von Menschen einnehmen dürfen, es bliebe Ihnen noch eine Belohnung, die für sich allein genügt, jene, welche dem großen Papste, dem hl. Gregor VII. zu Theil ward, da er zu Salerno starb und zu seinem Gewissen die süßen Worte sprach: „Ich liebte die Gerechtigkeit und haßte die Ungerechtigkeit; deßhalb sterbe ich in der Verbannung."

Nachdem wir so festgestellt haben, daß die göttliche Regierung keine willkürliche, sondern eine Regierung der Vernunft, des Rechtes, der Billigkeit ist, folglich von Grundgesetzen geleitet wird, so kommen wir von selbst auf die Frage, welches

diese Gesetze seien? Kennen wir dieselben? Sind sie uns geoffenbaret worden? Oder sind sie in dem unerforschlichen Bewußtsein Gottes begraben, und haben wir keinen anderen Trost, als daß wir wissen, sie existiren, und Gott nehme sie zur Regel seiner providentiellen Beziehungen zu uns?

Der hl. Paulus rief aus: O Tiefe des Reichthumes der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege!" (Röm. 11, 33). Dieser Ausruf von solch' einer Seele angesichts der geheimnißvollen Führungen der Vorsehung sollte uns, scheint es, an der Schwelle der göttlichen Rathschlüsse zurückhalten und uns nichts als zitternde Anbetung seiner Gerechtigkeit gestatten. Doch es beruhiget uns David, der in seinen Ergießungen gegen Gott sprach: Herr, zeige mir deine Wege, lehre mich deine Pfade..... Alle Wege des Herrn sind Erbarmung und Gerechtigkeit für die, welche nach seinen Zeugnissen und seinem Bunde forschen (Psalm. 24, 4 und 10). Gibt es Schatten darin, so gibt es also auch Licht; kann der Schleier nicht ganz gehoben, so kann er doch etwas gelüftet werden, und hiebei wie bei allen göttlichen Fragen darf man sich weder Alles gestatten noch Alles versagen, sondern muß die Scheue einer heiligen Zurückhaltung mit dem Vertrauen einer von Gott erleuchteten Seele verbinden. Die heil. Schriften sind nichts anderes als die authentische Geschichte der göttlichen Regierung im Verlaufe von vierzig Jahrhunderten; warum sollten wir aus ihnen nichts über die Gesetze dieser Regierung erfahren können? Wie sollten sie uns über die Ursachen angesichts ihrer Wirkungen in Unwissenheit lassen? Außerdem, meine Herrn, hat die Kirche über diese Gegenstände, welche die Austheilung der Gnade betreffen, zahlreiche Entscheidungen gegeben, und wir werden uns nur an diese halten dürfen, um vor Irrthum gesichert zu sein. Treten wir also mit Ehrfurcht, aber auch mit Hoffnung, zu dem Throne, auf welchem mit der Barm-

herzigkeit, mit der Gerechtigkeit und Wahrheit Derjenige sitzet, der das Scepter aller Schicksale hält und die freien Intelligenzen, die er zur Theilnahme an seiner Vollkommenheit und Seligkeit berufen, diesem übernatürlichen Ziele mittelst einer Einströmung von Licht, Kraft und Liebe entgegenführt, deren Gesetze er uns nicht gänzlich verborgen hat.

Der erste Artikel dieser Grundgesetze, die man die göttliche Regierungsverfassung nennen könnte, lautet folgendermaßen: Gott ist frei und alle seine Gaben sind freiwillige.

Ich sagte: der erste Artikel, meine Herrn, nicht, wie begreiflich, als ob es in Gott eine in Kapitel und Paragraphen eingetheilte Charte gebe, sondern weil der natürlichen Ordnung jeder Gesetzgebung gemäß das erste Recht das Recht des Herrschers ist. Der Herrscher in der That ist das Lebensprinzip einer Gesellschaft, und weil er die Quelle ist, so folgt hieraus, daß jedes Recht mit dem seinigen beginnt. So ist in dem engen Vereine, der unsere Persönlichkeit ausmacht, die Seele das Prinzip des Lebens, folglich der Herrscher, und ihr Recht ist in uns das erste Recht. In der häuslichen Gesellschaft ist es der Vater, der als Lebensprinzip auch der Herrscher ist, und sein Recht ist im Schooße der Familie das erste Recht. Handelt es sich um die politische Gesellschaft, so muß man unterscheiden: entweder ist der Staat eine Monarchie, und dann ist der Fürst, als der Ausgangs- und Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens, naturgemäß der Herrscher, und sein Recht das erste Recht; oder der Staat ist eine Republik, und in diesem Falle, wo die Gesellschaft selber Prinzip und Regel ihres eignen Lebens ist, ist sie auch der Herrscher, und ihr Recht ist das erste Recht. Sollte Ihr Stolz an dieser Ordnung in der Austheilung der Rechte sich stoßen, so möge er sich mit dem Gedanken trösten, daß das erste Recht auch die erste Pflicht mit sich bringt, daß die Seele, der Vater und der Fürst wie an Gewalt, so auch an Verantwortlichkeit Alle überragen. Es ist nicht so leicht, als Sie vielleicht glauben, Rechte an sich zu nehmen, denn

ebendamit nimmt man auch Pflichten auf sich. Und dieß ist die Ursache, welche in der Geschichte den Ruhm so vieler gefeierten Männer, die zu Befreiern von Völkern sich aufgeworfen, verdunkelt hat. Gefeiert als Tribunen, sind sie als Herrscher zu Grunde gegangen. Von dem Tage an, an welchem das wieder eroberte Recht auf ihrem Haupte in Pflicht sich verwandelte, sind sie hinter der Erwartung, die sie von sich erregt hatten, zurückgeblieben, und die Autorität hat sie um so kleiner gemacht, je größer sie die Freiheit gemacht hatte. Die Regierung ist die letzte Probe des Menschen, weil sie mit dem höchsten Rechte auch die höchste Pflicht enthält.

Da nun Gott das erste Prinzip von Allem ist, so ist er ebendamit der erste und allgemeine Herrscher, und mit Grund stellt die katholische Theologie sein Recht vor und über alle andere Rechte, indem sie dasselbe in die schöne Formel faßt: Gott ist frei, und alle seine Gaben sind freiwillige.

Gott ist frei, das will sagen, er besitzt sich selbst. Frei sein heißt sich selbst besitzen. Wer immer nach Seele und Leib sich besitzt, der ist frei. So besitzet sich aber Gott, und zwar in einem Grade, den zu fassen wir nicht im Stande sind, weil die Freiheit, von welcher wir durch die unsrige eine Idee haben, ein bloßer Schatten der wahren Freiheit ist. So unabhängig immer die Lage sein mag, in welche Glück, Genie, Autorität oder Tugend uns versetzt, es bleiben Bande übrig, die wir nicht zu zerreißen vermögen, es sei denn, daß wir von der Natur und der Menschheit uns lossagten — eine erträumte Vereinsamung, die, wäre sie möglich, nur der von dem Stolze eines prunkenden Namens verhüllte Tod wäre. Wir können nicht athmen, ohne an die Luft gebunden zu sein, die unsere Brust schwellet und erfrischt; wir können nicht gehen, ohne an die Erde gefesselt zu sein, die uns trägt, können nicht denken, ohne uns der Bilder zu bedienen, die wir von den Körpern hernehmen, nicht leben, ohne den Gewächsen und Thieren den demüthigenden Tribut einer augenscheinlichen Herrschaft abzu-

tragen: die Knechtschaft drückt von allen Seiten auf uns, und jede unsrer Handlungen, selbst diejenigen, die wir ganz in unsrer Gewalt zu haben meinen, enthält nebst dem Zeichen unsrer Abhängigkeit einen Hohn auf unsere Eitelkeit. Gott allein hängt von nichts ab, weil er aus und durch sich lebt; unwandelbar in seiner einsamen Ewigkeit, ist sein Wesen, sein Denken, sein Leben, sein Thun er selbst und nur er. Er ist, das ist sein Name und das seine Freiheit. Von keinem Raume eingeschlossen wegen der metaphysischen Kraft seiner Wesenheit, weiß er ebenso wenig von einer moralischen Verpflichtung, bevor er selbst sie gewollt hat. Denn wem sollte er etwas schulden, da er allein ist? Eine Schuld setzt Zwei voraus, und wenn Gott in dem undurchdringlichen Geheimnisse seiner inneren Thätigkeit mehrfach ist, so vervielfältigt diese Mehrheit nicht sein Wesen und hebt seine Einheit nicht auf. Er ist immer nur er selbst von sich und durch sich; seine dreifache Persönlichkeit schließt sich in einem einzigen Rechte zusammen, welches sein Recht ist. Allerdings besteht das ewige Gesetz der Gerechtigkeit zum voraus in dem göttlichen Wesen, von dem es ein Theil ist; so lange aber Gott allein ist, findet dieß Gesetz keine Anwendung und muß ruhig die Stunde abwarten, wo es auf äußere Beziehungen, die es zu regeln hat, treffen wird.

Gott hat demnach eine unvergleichliche Freiheit; er besitzt sich vollständig; er ist von Natur ohne Band und ohne Verbindlichkeit. Wie wird er über diese Freiheit hinauskommen, wie, ohne sein Wesen zu verletzen, aus diesem unbeschränkten Besitze seiner selbst heraustreten? Wenn man Schulden hat, tritt man aus dem Besitze heraus, indem man sie bezahlt; wenn man keine hat, wenn man vollkommen frei und sein eigener Herr ist, tritt man aus sich selbst und seinem Besitze durch ein sehr einfaches, obwohl wunderbares Mittel heraus, durch die freiwillige Gabe. Man besitzt sich und man giebt sich; man giebt sich um so besser, je vollkommner man sich besitzt. Sich besitzen ist die erste That des göttlichen Lebens; sich geben ist

die zweite. Die erste That jedoch ist eine nothwendige, während die zweite von dem freien Willen Gottes abhängt, ausgenommen jene innere Ergießung, aus welcher das Geheimniß der heiligsten und unaussprechlichen Dreieinigkeit hervorgeht. Die freiwillige Gabe ist eine Folge der unbeschränkten Freiheit Gottes allem dem gegenüber, was nicht er selbst ist, d. i. Allem gegenüber. Das Geschöpf dagegen schuldet sich, bevor es sich giebt, weil es von Anderen empfangen hat, schon bevor es war. Was schuldet nicht der Mensch insbesondere denen, die im Leben ihm vorangegangen? Was hat man nicht für dieses noch ungenannte, nicht existirende Wesen gethan, welches kommen oder auch nicht kommen konnte, welches, da es eines Tages ins Dasein trat, in einer zum voraus bereiteten Ordnung Platz genommen hat, in einer durch den Schweiß, die Thränen und das Blut der Geschlechter vorbereiteten Ordnung? Gleichwohl ist der Mensch nicht gänzlich gebunden, nicht gänzlich geknechtet, und deßhalb kennt er gleichfalls die Ehre der freiwilligen Gabe. Die freiwillige Gabe ist die Seele der menschlichen wie der göttlichen Liebe; denn die Liebe, wie immer auch sie beschaffen sein mag, enthält in ihrem Wesen die freiwillige Hingabe, und was ist die freiwillige Hingabe anders als die freiwillige Gabe seiner selbst, die Nachahmung der That, wodurch Gott den Wesen sich mittheilt, deren er nicht bedurfte, und die kein Recht auf ihn hatten?

Zwischen der freiwilligen Gabe des Menschen und Gottes bestehen jedoch merkliche Unterschiede, deren Angabe von Wichtigkeit ist. Der Mensch folgt in seinen reinsten und glühendsten Neigungen dem Reize der Eigenschaften, welche den Gegenstand seiner Wahl schmücken. Seine Wahl ist frei und dennoch von den Verdiensten bestimmt, die ihr vorangehen und von denen er der Urheber nicht ist. Gott dagegen entdeckt, bevor er wählt und liebt, nirgend Etwas als das Nichts. Der erste Beweggrund seiner Auszeichnungen ist nicht das Geschöpf, da es nicht existirt, noch sind es die Schönheiten, welche es im Augenblicke

seiner Erschaffung an sich hat, da er der unumschränkte Ausspender derselben ist. Er liebt und giebt sich vermöge einer Bewegung, die von ihm allein herrührt und die anfängliche Ursache von all' dem Guten ist, das an einem geschaffenen Wesen sich vorfindet. Letzteres kann sofort in Kraft seiner Willensfreiheit, von der Gnade unterstützt, zu Gott sich hinwenden und seine Liebe in Wahrheit verdienen; nichts desto weniger aber bleibt es in dem Stande, in welchen es Gott ursprünglich gesetzt, und zwar ohne einen anderen Bestimmungsgrund als seine freie und unbeschränkte Güte gesetzt hat.

Obwohl weiterhin der Mensch nicht diesen oder jenen von seines Gleichen lieben muß, so hat er doch das Bedürfniß zu lieben; sein Herz ist ein Abgrund, welcher mit lauter Stimme nach der Fülle und Sättigung ruft, die allein die Liebe gewährt. Wenn er sich demnach giebt, so giebt er sich aus einem Antriebe, von dem er das Opfer und der Nutznießer zumal ist. Er kann sterben aus Liebe, sterben vor Schmerz oder Freude; aber wie sein Opfer auch geschehen mag, in seinem vergossenen Blute wird er sich selbst finden und das Zeugniß wird er sich nicht geben können, daß er sich hingegeben habe, ohne seine eigene Befriedigung gefunden zu haben. Bei Gott verhält sich dieß nicht so. Die Liebe, welche seine Natur mehr noch als die des Menschen ist, hat innerhalb seiner selbst, in den Falten seiner Dreipersönlichkeit, eine unaussprechliche und volle Befriedigung; und wenn er aus dieser ewigen Trunkenheit heraus einen Blick auf die Welten wirft, die noch nicht sind, so weiß, so sieht er, daß er ihrer, um zu lieben und geliebt zu werden, nicht bedarf. Das Geheimniß vollzieht sich ganz und gar innerhalb seines eigenen Wesens, und wenn dieses ihm gestattet, sich über die Welten auszuströmen, so geschieht dieß mittelst eines Ergusses, für dessen erhabene Freiwilligkeit das Universum ihm niemals wird dankbar genug sein.

Was endlich der Mensch dem Menschen in der hochherzigsten Liebe giebt, liegt nicht jenseits des Menschen; der, welcher em-

pfängt, ist dem gleich, der giebt, und das, was zwischen beiden gegeben und empfangen wird, ist von derselben Beschaffenheit, wie das Herz beider, schwach, beschränkt, vergänglich. Wie ganz anders aber, wenn Gott der Geber ist! Was Gott der Creatur mittheilt, ist das Unendliche, ist ein Samen der Ewigkeit, eine Einhauchung seines eigenen Lebens in eine Seele, die von Natur desselben unfähig ist, und später, sofern diese Seele dankbar und treu sich erweist, eine enge und unauflösliche Vereinigung zwischen ihr und sich, zwischen dem Nichts und der Vollkommenheit, dem Elende ohne Grenzen und der höchsten Glückseligkeit. Auch da noch ist die Gabe eine freiwillige, von einer für unser Denken unerfaßbaren Freiwilligkeit, angesichts welcher der Mensch nicht mehr von dem sprechen kann, was er giebt, wäre es auch tausendmal sein ganzes Wesen.

Aus alle dem können Sie abnehmen, meine Herrn, von welcher Bedeutung in der Oekonomie der göttlichen Regierung dieses erste Grundgesetz ist, das ich in die Worte faßte: Gott ist frei, und alle seine Gaben sind freiwillige. Nun das zweite: Gott gewährt allen freien Wesen den Beistand, dessen sie zur Erreichung ihres Zieles bedürfen.

In der That, ist die Creatur einmal in die Welt gesetzt und aus freiem Willen von Gott zu einem Ziele berufen, das ihre Bestimmung ist, so kann ihr Gott nicht mehr ohne Ungerechtigkeit die nöthigen Mittel vorenthalten, um dieses Ziel zu erreichen, wo er sie erwartet, da er ihr dahin zu streben befohlen hat. Die freien Intelligenzen und der Mensch insbesondere haben nun aber von Gott die Bestimmung erhalten, ihn zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dereinst von Angesicht zu Angesicht in einer wahren und durchdringenden Anschauung ihn zu besitzen. Das ist ihr Ziel, und dieses Ziel ist keine Creatur, so hoch sie auch stehen mag, aus sich selber zu erreichen im Stande, des unendlichen Mißverhältnisses wegen zwischen dem Geschaffenen und dem Unerschaffenen. Damit also der Gedanke Gottes sich verwirkliche, damit das den freien

Intelligenzen verliehene Recht kein chimärisches und die Erfüllung ihrer Pflicht keine Unmöglichkeit sei, muß ihnen Gott selbst mit einem fortdauernden Zuflusse von Licht und Kraft zu Hilfe kommen und sie dadurch in den natürlicher Weise unzugänglichen Bereich ihrer göttlichen Bestimmung erheben. Dieser Beistand wird, wie wir früher einmal gesagt haben, Gnade genannt. Die Gnade muß somit eine Wohlthat für Alle sein, weil sie ein Bedürfniß Aller, ein Mittel Aller ist und Alle berufen sind. Dieß finden wir denn auch auf jeder Seite der Schrift bestätigt. Salomo sagte: Es gibt keinen andern Gott, der für Alle sorgt, als Du..... Deine Macht ist die Grundlage der Gerechtigkeit, und da Du der Herr von Allen bist, erbarmest Du Dich über Alle (Weish. 12, 13 u. 16). Der heil. Johannes der Täufer erkläret vom Erlöser der Menschen: Dieser ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen, denn er war eher als ich, und von seiner Fülle haben wir alle empfangen (Joh. 1, 15 u. 16). Der heil. Jakobus sagt: Gott giebt Allen im Ueberflusse (Jak. 1, 5), und der hl. Petrus: Gott hat Geduld mit euch, indem er nicht will, daß Jemand verloren gehe, sondern daß Alle zur Buße sich wenden (2. Petr. 3, 9); und der hl. Paulus: Wir hoffen auf den lebendigen Gott, welcher ist der Retter aller Menschen (1. Timoth. 4, 10). Christus ist für Alle gestorben (2. Cor. 5, 15). Gleichwie in Adam Alle sterben, so werden auch in Christo Alle lebendig gemacht werden (1. Cor. 15, 22). Und die Kirche, wenn sie am Charsamstage für die Irrgläubigen, die Juden und die Heiden betet: Allmächtiger, ewiger Gott, der Du der Erretter von Allen bist und den Tod von Keinem willst,... der Du selbst die Untreue der Juden von Deiner Barmherzigkeit nicht ausschließest... der Du nicht den Tod der Sünder suchest, sondern allezeit ihr Leben!

Und der heil. Thomas von Aquin: Gott will, daß alle Menschen selig werden; darum läßt er es Keinem an Gnade mangeln, sondern theilet sie Allen mit, so weit es an ihm liegt.

Diese herrlichen Zeugnisse für das Recht der Intelligenzen auf den Beistand Gottes überheben mich jedes weiteren Nachweises, und ich gehe zu dem dritten Fundamentalgesetze der göttlichen Regierung über, das in theologischer Fassung also lautet: Gott achtet die Werkthätigkeit freier Wesen, sei es im Guten oder im Bösen.

Unterstützt werden, meine Herrn, erleuchtet, gestärkt, mit einem Worte regiert werden, heißt nicht, an die uns unterstützende Thätigkeit die Kraft und das Verdienst unserer eigenen Thätigkeit verlieren. Sonst müßte man sagen, Regierung und Knechtschaft seien gleichbedeutend, und selbst dieser Ausdruck wäre noch nicht stark genug, sondern man müßte sagen, regieren heiße verschlingen, heiße das der Regierung unterworfene Wesen vernichten. Ein Wesen ist in der That nichts anderes als eine Thätigkeit in einer Substanz, und die Thätigkeit ist nur wirklich durch die That, die aus ihr entspringt. Was wäre nun aber eine That, die der Wirksamkeit entbehrte? Was wäre eine Handlung, deren Prinzip uns fremd wäre, deren Verantwortlichkeit uns nicht berührte, deren letzte Folge ganz und gar auf einen Andern, als wir sind, zurückfiele? Offenbar wäre eine solche Handlung ein reines Nichts und würde bei ihrer fortwährenden Nichtigkeit die Unterdrückung der Thätigkeit selbst und in Folge davon die moralische Vernichtung des Wesens nach sich ziehen, welches so von innen und außen jeder Ursächlichkeit und jeder Wirkung beraubt wäre. Wohl würde eine Substanz übrig bleiben, aber eine träge Substanz, welche kaum die Ehre hätte, dem unbeugsamen Beherrscher, dem sie dienstbar ist, als passives Instrument zu dienen. Würde Gott so seinen freien Geschöpfen gegenüber handeln, so handelte er im Widerspruche mit der Natur, die er ihnen gegeben, und könnte

sich nicht einmal damit entschuldigen, daß er sie sicher zu ihrem Ziele führte. Denn ihr Ziel ist nicht blos die Seligkeit, sondern die Vollkommenheit. Die Seligkeit wäre vielleicht mit der schlechthinigen Passivität vereinbar; die Vollkommenheit setzt bei einem Geschöpfe die Erwerbung persönlichen Verdienstes durch freie Verwendung seiner Thätigkeit voraus.

Deßwegen schuldet die göttliche Regierung, eben auf Grund ihres Zweckes, der Freiheit der Intelligenzen die gebührende Achtung. Sie muß ihnen, während sie sie leitet, die Eigenschaft der Ursächlichkeit belassen, eine Eigenschaft, ohne welche die Handlung bei ihnen bloßer Schein und die Thätigkeit Lüge wäre. Gott ist die erste Ursache, weil er die Welt ins Dasein gerufen und sie regiert; die Geister sind die zweite Ursache, weil sie wirksame Handlungen unter der Regierung Gottes vollbringen. Und diese Wirksamkeit erstreckt sich nicht blos dahin, das frei zu thun, was Gott zu thun ihnen eingibt, sondern so weit, daß sie mit siegreicher Kraft ihm widerstehen und die Herrschaft ihres Willens an die Stelle der Herrschaft seiner Rathschlüsse, seiner Befehle und seiner Antriebe setzen können. Folgen die Geister der göttlichen Anregung, die ihre Mitwirkung heischet, so arbeiten sie an dem Werke der Vollkommenheit und Glückseligkeit Aller: das ist das Gute. Wenn sie den Eingebungen der Gnade widerstehen und den Willen Gottes so sehr mißkennen, daß sie das Gegentheil wollen, so arbeiten sie an der Verschlimmerung und dem Unheile Aller: das ist das Böse. Im ersten Falle sind sie Gehilfen Gottes, im zweiten Werkzeuge ihrer eigenen Verkehrtheit. Immer jedoch sind sie frei, thätig, mächtig, verantwortlich, wahre Ursachen in dem geheimen Drama des allgemeinen Geschickes.

Dieses Drama ist weit entfernt, ein im voraus eingeübtes Schauspiel zu sein, in welchem jede Person ihre Rolle erhalten hat und sie getreulich spielt. Die Geister und die Welten sind nicht dazu da, vor den Augen Gottes ein Stück aufzuführen, das er zu seiner Unterhaltung componirt hat und von Akteuren

spielen läßt, deren Denken nach seinem Denken, deren Wollen nach seinem Wollen sich richtet, wo die moralischen Katastrophen zur Ausschmückung des Ganzen im voraus bestimmt sind. Nein, Gott will das Böse nicht, er hat den Abscheu einer unendlichen Heiligkeit davor. Das Böse ist sein Feind, das Böse macht einen unmittelbaren Angriff auf ihn und stürzte ihn, stünde es in seiner Macht, von dem Throne herab, auf welchem seine Vorsehung dasselbe sieht und zuläßt, um den Söhnen der Freiheit jenen großen Titel der Ursächlichkeit nicht zu verkümmern, ohne welchen die Tugend nicht ihren ganzen Glanz, die Liebe nicht ihren vollen Werth, noch die Vergeltung ihre ganze Wahrheit hätte. Gott und die Geister spielen im Drama des Geschickes, jeder an seinem Orte, ernsthafte Rollen, thun nicht Alles, was sie wünschen, wollen nicht Alles, was sie können, die Geister, weil sie beschränkt sind, Gott, weil er Gott ist, und weil seine Allmacht selbst seiner Allmacht Grenzen setzt aus Achtung vor dem Ziele, welches er uns allen Ernstes gesetzt hat. Mit welcher Kunst er auch die Möglichkeit des Bösen ausgeschlossen, auf welche Weise er auch den beherrschenden Einfluß seiner Gnade in die Seelen eingeführt hätte, dadurch allein schon, daß sie immer, an jedem Orte, zu jeder Zeit, an jedem Geiste ihren Zweck erreicht hätte, wäre nichts Ernstes, nichts Heroisches mehr in dem Kampfe der Geschicke übrig geblieben. Da die Gefahr mangelte, hätte auch der Ruhm gemangelt, und so schwachen Tugenden hätte Gott keine so herrliche Krone bereitet.

Wenn aber Gott die freie Werkthätigkeit der Geister so sehr achtet, daß er sogar das Böse zuläßt, welches Maaß von Macht erübriget da noch seiner Regierung? Beschränkt er sich darauf, den Seelen ein bestimmtes Maaß von Licht und Kraft mitzutheilen, ohne hinsichtlich des Laufes der Dinge etwas vorauszusehen und anzuordnen? Befolgt er keinen Plan? Steht sein Plan, wenn er einen hat, über der Empörung der Geister, oder wird er bald vereitelt, bald verbessert, je nachdem das Gute oder das Böse abwechselnd die Oberhand über einander gewinnen?

Meine Herrn, augenscheinlich befolget Gott einen Plan, da keine Weisheit auf's Ungefähr handelt; ebenso augenscheinlich aber verwirklicht sich dieser Plan nicht nach all' seinen Theilen auf unfehlbare Weise; denn sonst wäre das Böse unwirklich oder aber von Gott als ein wesentlicher Bestandtheil der von ihm ausdrücklich gewollten Ordnung geradezu vorausbestimmt; dieß aber behaupten wäre Gotteslästerung. Das Böse ist von Gott nicht vorherbestimmt; das Böse existirt, das Böse ist eine Störung des göttlichen Planes; also erreicht dieser Plan nicht seine volle Verwirklichung. Gott aber rectifizirt denselben unaufhörlich, indem er seine Gnaden überträgt und das Böse mittelst eines erhabenen Verfahrens zum Guten wendet. Hiedurch werden die Wahrheit und Gerechtigkeit in der Welt aufrecht erhalten, ohne daß je die Verkehrtheit der Intelligenzen ihr Reich zerstören und ihre Fackel auslöschen könnte. Das Böse spielt also seine Rolle; allein es ist dieß eine unmächtige Rolle, welche die Ordnung nur störet, um sie besser ins Licht zu stellen. Unter Gottes nachbessernder Hand erleuchtet die Finsterniß, bezeuget die Lüge, bejahet die Verneinung, betet die Lästerung an, und die ganze Heerschaar der Geister erkennt bälder oder später Gottes Sieg in seinem Triumphe.

Die göttliche Regierung, in dem Nebeneinander ihrer Thätigkeiten betrachtet, zerlegt sich demnach in zwei Plane, in den ursprünglichen und in den rectifizirten Plan. Der ursprüngliche Plan befaßt die Verkettung der Dinge und Gnaden, wie sie gewesen wäre, wenn die freien Geschöpfe den Eingebungen Gottes in Allem nachgekommen wären und ihren Willen dem seinigen vollständig untergeordnet hätten. Der rectifizirte Plan umfaßt die Verkettung der Dinge und Gnaden, wie sie das Resultat des Gehorsames und der Empörung, des Verdienstes und des Mißverdienstes der Geister ist, deren wirkliche Thätigkeit in Verbindung mit der göttlichen Thätigkeit die verschlungene und definitive Bewegung des moralischen Universums bildet. So gehörte, um mich eines Beispieles zu bedienen, das Paradies

der Wonne, in welches der Mensch anfänglich gesetzt war, zu dem ursprünglichen Plane der Vorsehung; die Menschwerdung und das Leiden des Sohnes Gottes dagegen gehören zu dem spätern oder rectifizirten Plane; denn das göttliche Wort hätte nicht Fleisch angenommen und gelitten, wenn der Mensch den Faden seiner Bestimmung durch die Sünde nicht abgerissen hätte. Freilich hatte Gott diese Sünde zugelassen und vorhergesehen; allein gewünscht oder vorbereitet hatte er sie nicht, weil das Wünschen und Anbahnen des Bösen für seine unendliche Heiligkeit etwas Unmögliches ist. Hieraus folgt, daß, wie es zwei Plane der göttlichen Regierung gibt, den ursprünglichen und den rectifizirten Plan, so auch zwei Vorherbestimmungen angenommen werden müssen, eine ursprüngliche und eine rectifizirte. In der That setzt jeder Plan voraus, daß die Intelligenz eine Reihenfolge von Handlungen, die auf ein Ziel hingerichtet sind, voraussehe, und daß die durch die Vorsicht erleuchtete Macht dafür Vorsorge treffe, daß die Mittel zu dem Zwecke im Verhältnisse stehen. Diese doppelte Thätigkeit des Voraussehens und Vorsorgens heißt, auf die Regierung der Vorsehung übertragen, Vorherbestimmung, und da nun die Vorsehung zwei Verhaltungsplane sich vorgezeichnet hat, einen idealen und einen nachträglich abgeänderten, so ergibt sich hieraus, daß das Geheimniß der Vorherbestimmung von Ewigkeit her der nämlichen Theilung und dem nämlichen Gesetze sich hat unterziehen müssen. So gehörte, um mich eines weiteren Beispieles zu bedienen, die Berufung Sauls zum Königthume über Israel zu der ursprünglichen Vorherbestimmung jenes jungen Mannes; seine durch seine Fehltritte verschuldete Verwerfung dagegen war eine Wirkung der rectifizirten Vorherbestimmung. Deßhalb erklärt Gott in der Schrift, daß es ihn reue, daß er seine Verheißungen zurücknehme, daß er seine Gnaden übertrage. Er bedient sich tausend ähnlicher Ausdrücke, die keine Wahrheit hätten, wenn er nicht anfängliche Entschließungen vor Augen hätte, welche wegen der fehlenden Mitwirkung der Wesen, die er

ideal vorherbestimmt hatte, waren abgeändert worden. Allerdings ist die göttliche Intelligenz nicht wie die unsere dem Wandel und Wechsel unterworfen, und Alles bei Gott nimmt die geheiligte Gestalt der Einheit an. Diese Einheit schließet jedoch, wie wir an dem Geheimnisse der drei gleich ewigen Personen sehen, den Unterschied nicht aus, und es steht somit nichts im Wege, daß Gott mit einem einzigen Blicke auf einmal überschaue, was er aus den treuen Geistern würde gemacht haben, und was er nunmehr aus denselben Geistern machen werde, die gegen seine Liebe sich empört haben. In diesem Sinne gibt es, wenn man will, nur einen einzigen Plan der göttlichen Regierung und eine einzige Vorherbestimmung nur; gleich wie aber die physische Analyse sieben Farben in der Einheit des Lichtes entdeckt, so entdecket die metaphysische Analyse zweierlei Arten von Entschließungen in der Einheit der Voraussicht und des Willens Gottes. Hier liegt, scheint es, der Knoten der scheinbaren Widersprüche der Schrift hinsichtlich dieses schwierigen Gegenstandes. Wenn der heil. Paulus von Jakob und Esau sagt: Da sie noch nicht geboren waren und weder etwas Gutes noch Böses gethan hatten (damit der Rathschluß Gottes aus freier Wahl bestünde), ward ihnen nicht um der Werke willen, sondern Kraft des Rufenden gesagt: der Aeltere wird dem Jüngern dienen (Röm. 9, 11 ff.); wenn, sage ich, der heilige Paulus diese Sprache führt, so hat er augenscheinlich die ursprüngliche Erwählung im Auge, welche jedwedem Verdienste vorangeht und keine andere Regel als die Freiheit Gottes selbst hat. Wenn der heil. Petrus spricht: Brüder, befleißet euch, euern Beruf und eure Auserwählung durch gute Werke gewiß zu machen (2. Petr. 1, 10), so redet er offenbar von der rectifizirten Vorherbestimmung, d. h. davon, daß der zum Behufe der Befestigung von der Gnade unterstützte Gebrauch unserer Willensfreiheit die Wirkung unserer ursprünglichen Vorherbestimmung

schwächen, ja sogar vereiteln könne. In diesem Sinne hat der heil. Thomas von Aquin gesagt: Mögen auch zwei Getaufte die gleiche Gnade empfangen, so benützen sie dieselbe nicht gleichmäßig, sondern der eine zieht durch seine Sorgfalt einen größeren Gewinn daraus, der andere aber wirket aus Nachlässigkeit der Gnade Gottes nicht mit.

Das vierte Grundgesetz der göttlichen Regierung läßt sich also ausdrücken: Da die übernatürliche Ordnung das Ziel der freien Wesen ist, so verläuft und entwickelt sich die natürliche Ordnung aus dem Gesichtspunkte der übernatürlichen.

Damit will gesagt werden, daß, da der ewige Besitz Gottes unsere Bestimmung und unser Ziel ist, die sichtbare Welt sammt Allem, was auf ihr vorgeht, nur ein Ort der Prüfung und Vorbereitung für uns ist; und daraus folgt, daß diese Welt nicht in Hinsicht auf den gegenwärtigen, sondern in Hinsicht auf den zukünftigen Zustand von Gott regiert werde, aus dem entscheidenden Grunde, weil die Regierung eine Leitung freier Wesen zu ihrem Ziele ist, und diese Leitung nothwendigerweise voraussetzt, daß Alles für den Zweck und nicht für das Mittel geschehe. Dieß Wort allein, meine Herrn, so kurz es ist, hellet Ihnen das Dunkel auf, welches hienieden die Rathschlüsse Gottes in Betreff der Menschen umhüllt; es erklärt Ihnen insbesondere, warum oftmals der Gerechte von Leiden heimgesucht werde, welche den glücklichen Verbrecher zu verschonen scheinen. Was liegt in der That daran, wenn der Gerechte vorübergehend Schmerzen erduldet, die er nicht verschuldet hat, da er einer Ewigkeit entgegengeht, die weit größer als seine Tugend ist? Oder vielmehr es ist viel daran gelegen, daß er dulde, viel für ihn und viel für uns. Für ihn ist das Leiden eine Gelegenheit zu Verdiensten, ein Mittel, durch aufrichtige Lostrennung von der Welt und heroische Aufopferung sich zu Gott zu erheben. Uns predigt der Anblick seiner Trübsale mit beredter

Stimme, daß die Erde unsre Heimath nicht ist, daß wir weiter weg und höher die Quelle unseres Lebens, die Ruhe von unsern wechselvollen Schicksalen und die Belohnung für unsere erfüllten Pflichten zu suchen haben. Was gibt es Größeres, als Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen! Was wäre Gottes, was des Menschen und der Tugend würdiger! Hinweg daher mit den kindischen Fragen der Philosophie über die Regierung der Vorsehung, oder zollen wir derselben vielmehr unsere Anerkennung, daß sie sich nicht gänzlich verblendet und in dem Geheimnisse der unverdienten Leiden die Probe und das Unterpfand unserer Unsterblichkeit halbwegs erkannt hat. So ahnte es Sokrates, der von Athen verurtheilt worden, in jener bekannten Nacht, da er starb. „Meine Freude, sprach er, verkennet die Gaben des Himmels nicht; glauben wir an Gott, weil ich unschuldig sterbe; glauben wir an die jenseitige Vergeltung, da die Vergeltung hienieden uns nicht zu Theil wird. Trinken wir mit Freuden den Todestrank, ihr mit dem Herzen, ich mit den Lippen; denn er ist ein Duft der Unsterblichkeit, der von Gott auf uns herabkömmt."

Das sind in Kurzem, meine Herrn, die Grundgesetze der göttlichen Regierung. Ich habe sie, um sie in helleres Licht zu setzen, metaphorisch in Artikel zerlegt. Das erste begründet das Recht Gottes auf die Geschöpfe und in Ausspendung seiner Gnaden; das zweite und dritte bestimmen das Recht der freien Wesen Gott und seinen Gaben gegenüber; das letzte giebt die Beziehung an, in welcher in der Ordnung der Vorsehung das Gegenwärtige zum Zukünftigen, das Zeitliche zum Ewigen steht. Erleuchtet von dieser Offenbarung werden wir uns nunmehr erlauben dürfen, an dem Schauspiele der Dinge selbst den Gang der göttlichen Regierung zu beobachten und nachzusehen, ob wirklich dieser Gang den Gesetzen gemäß sei, deren Gerechtigkeit und hohe Bedeutung wir eben erkannt haben.

Einleitung zur neunundsechzigsten Unterredung.

Verlassen wir den bisherigen rein spekulativen Standpunkt der Betrachtung und fassen wir die göttliche Regierung, so wie sie in concreto, zunächst in ihrem Verhalten gegen die einzelnen Menschen, sich darstellt, ins Auge, so drängen sich unserem Blicke sogleich zwei Thatsachen auf, die Ungleichheit in Austheilung der göttlichen Gnadengaben nämlich und der Fortschritt in Benützung derselben. Es fragt sich, worin beide ihren Grund haben?

Jeder Mensch kommt mit dem Ebenbilde Gottes, mit dem Preise des Blutes Christi und mit der Bestimmung zur Seligkeit auf die Welt. Darin besteht das gemeinsame Kapital der ganzen Menschheit, an welchem jeder Einzelne Antheil hat. Dieses göttliche Kapital ist jedoch nicht an Alle gleichmäßig vertheilt: der Eine bringt die glücklichsten sittlich-religiösen Anlagen schon mit auf die Welt, ein Anderer das gerade Gegentheil davon, und es macht sich hierin überhaupt eine unendliche Verschiedenheit bemerklich. Liegt nun der Grund von dieser Erscheinung etwa in der verschiedenen Beschaffenheit und Disposition der Seelen? Allerdings können anerebte oder persönliche Tugenden die Ertheilung einer größern Gnade veranlassen, und umgekehrt; allein hiedurch wird das Geheimniß doch nicht ganz aufgehellt, da einestheils die Gnade jeder freien Thätigkeit vorangeht, anderntheils es Fälle gibt, wo die Gnade zu den ererbten oder persönlichen Verdiensten nicht blos in keinem geraden, sondern sogar in einem umgekehrten Verhältnisse steht. Oder beruht die Verschiedenheit in Ertheilung der Gnaden lediglich auf der freien Wahl Gottes, und letztere selbst wieder auf reiner Willkür oder auf einem vernünftigen Plane, der sie fordert? Wir entscheiden uns für das letztere. Das Handeln Gottes nämlich ist seiner Natur nach ein planmäßiges, jeder Plan aber setzt eine Ordnung voraus, und die Ordnung wird von vier Elementen constituirt: der Mehrheit, der Aehnlichkeit, der Mannigfaltigkeit und der Einheit; mit andern Worten: jede Ordnung, die physische sowohl als die geistige, involvirt die Ungleichheit. Wollte also Gott eine moralische Ordnung, so mußte er

auch die Ungleichheit der Gnadengaben wollen. Es hat diese Ungleichheit um so weniger etwas Bedenkliches, als die ursprüngliche Verkürzung durch tüchtige Mitwirkung ausgeglichen werden kann, und das Mehr, welches Einzelne empfangen, nicht so fast persönliches, als Gemeingut ist.

Die Ungleichheit in Austheilung der Gnaden ist also im Wesen der Ordnung begründet. Hiemit ist aber noch nicht erklärt, warum Gott diesen mehr, jenen weniger begünstige? Versuchen wir eine annähernde Lösung dieses schwierigen Problems. Wäre Adam nicht gefallen, so hätte er den ursprünglich von Gott ihm anvertrauten Gnadenschatz gleichmäßig auf alle seine Nachkommen vererbt, und die Mehrung des einem jeden zufallenden Antheiles hätte von der persönlichen Mitwirkung jedes Einzelnen abgehangen. Da nun aber Adam jenen Schatz der Gnade und damit auch die Möglichkeit der Vererbung durch die Sünde verloren hat, so kommt nunmehr jeder Mensch von der Gnade entblößt und überdieß mit geschwächter Natur zur Welt. Diese Beraubung und Schwächung hat indeß verschiedene Grade, welche regelmäßig der größern oder geringern Deteriorirung seiner unmittelbaren Stammeltern entsprechen. Hieraus erklären sich jedoch zunächst blos die natürlichen Ungleichheiten; denn die Behauptung, daß Gott je nach Maaßgabe der natürlichen Begabung den Grad der ursprünglichen, und nach Maaßgabe des natürlichen Verdienstes den Grad der nachfolgenden Gnaden bemessen müsse, ist pelagianisch, schlechthin verwerflich, da natürliche Begabung sowohl als natürliches Verdienst in unendlichem Mißverhältnisse zur übernatürlichen Gnade stehen, mithin kein Anrecht auf dieselbe begründen können. Als Prinzip der Ungleichheit der Gnadengaben bleibt somit allein der freie Wille Gottes übrig. Hiedurch wird aber keineswegs ausgeschlossen, daß natürliche Anlagen, nebenbei auch gewisse äußere Umstände und Lebensverhältnisse einen fördernden oder hemmenden Einfluß auf die Aufnahme sowohl als auf die Wirksamkeit der Grade üben können, und daß weiterhin Gott auf Grund der moralischen Einheit zwischen den Vorfahren und den Nachkommen bei Zuwendung der Gnade an letztere auf die Verdienste ersterer Rücksicht zu nehmen pflege.

Die zweite Erscheinung an der concreten Gnade ist der Fortschritt in Benützung derselben. Im ersten Kindesalter ist die Gnade

nur erst lebendiger Keim. Mit dem Erwachen der Vernunft aber entwickelt die Gnade gleichfalls ihre Thätigkeit, und zwar anfänglich nur insoweit, daß sie den Menschen in den Stand setzt, dem ungestümen Andrange der erwachenden Leidenschaft erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Man kann sie auf dieser Stufe die Gnade der Möglichkeit nennen. Wirket der Mensch ihr getreulich mit, so folgt auf sie die Gnade des Gleichgewichts, d. i. der beginnenden Herrschaft über die dem Guten feindlichen Triebe und Leidenschaften, und auf diese endlich die Gnade des Ueberflusses, d. h. des vollendeten Sieges. Dieses Gesetz des Fortschrittes, dessen sämmtliche Stufen freilich nicht von Allen durchlaufen werden, ist in dem Wesen der Vollkommenheit begründet, indem nämlich die Vollkommenheit wegen der Beschränktheit des menschlichen Wesens nicht auf einmal, sondern nur stufenweise, noch, der unendlichen Höhe ihres Zieles wegen, jemals vollkommen, sondern immer blos annähernd erreicht werden kann. Zugleich macht dieser Fortschritt eine Ausgleichung der ursprünglichen Ungleichheit in Austheilung der Gnade möglich. Der ursprünglich weniger reich Bedachte vermag mittelst desselben den anfänglich mehr Begünstigten weit zu überflügeln und von Stufe zu Stufe bis zur höchsten Vollkommenheit sich zu erschwingen.

Neunundsechzigste Unterredung.

Von der Austheilung der Gnaden an die Seelen unter der göttlichen Regierung.

Hochwürdigster Herr!
Meine Herren!

Die Grundgesetze der göttlichen Regierung sind uns bekannt. Wir haben nunmehr diese Regierung nicht mehr von einem rein spekulativen Standpunkte, sondern in den persönlichen und geschichtlichen Thatsachen, welche uns vor Augen liegen, zu betrachten, um beurtheilen zu können, ob die Wirklichkeit den Prinzipien, die Erscheinungen den Gesetzen entsprechen. So

betrachtet stellt sich die göttliche Regierung unter einem zweifachen Gesichtspunkte dar, sofern sie die Seelen jede für sich genommen, und sofern sie die Gesammtheit der Menschen regiert. Wir werden sie heute unter dem ersten Gesichtspunkte ins Auge fassen.

Wirft man hiernach einen Blick auf die Seelen in ihren Beziehungen zu der Regierung der Vorsehung, so unterscheidet man unschwer darin zwei Arten von Erscheinungen, die Erscheinung der Ungleichheit in Austheilung der göttlichen Gnadengaben und die Erscheinung des Fortschrittes in der Benützung dieser Gaben. Ungleichheit und Fortschritt sind das fortwährende Schauspiel, das die Seelen dem forschenden Auge des Philosophen und Theologen darbieten. Wir müssen die Ursachen hievon aufsuchen, müssen uns fragen, woher die Ungleichheit in der Austheilung der Gnadengaben Gottes, und ebenso woher der Fortschritt komme, welchem sie die Hand, die sie austheilt, hat unterstellen wollen.

Jeder Mensch kommt mit dem Ebenbilde Gottes zur Welt: Creavit Deus hominem ad imaginem suam (Genes. 1, 27). Jeder Mensch kommt wiedererkauft mit dem Blute Gottes zur Welt: Pro omnibus mortuus est Christus (2. Cor. 5, 15). Jeder Mensch ist zur Ewigkeit Gottes, zur Seligkeit berufen: Speramus in Deum vivum, qui est salvator omnium hominum (1. Tim. 4, 10). Diese drei Dinge, das Ebenbild Gottes, das Blut Gottes, die Ewigkeit Gottes, sie gehören uns allen; sie sind der gemeinsame Schatz der Menschheit, ebenso auch der persönliche Schatz jeder einzelnen Seele, das göttliche Kapital, welches jeder Geist bei seinem Eintritte in das Fleisch angewiesen erhält. Denn gleichwie wir mit unserer Geburt ein gewisses Erbtheil antreten, das von unsern Vätern uns erworben unter dem Namen Kapital die erste Grundlage unseres irdischen Lebens bildet, ebenso können wir mit diesem Namen das Erbtheil benennen, welches wir mit unserer Geburt vom Himmel erhalten, und das die erste Grundlage unseres ewigen Lebens ist.

Dieses Allen verliehene göttliche Kapital aber ist nicht an Alle nach gleichem Maaße vertheilt. Wie es in der natürlichen Ordnung Arme und Reiche gibt, so gibt es Arme und Reiche auch in der übernatürlichen Ordnung. Die Einen kommen von einem Hauche von oben durchdrungen zur Welt, mit einem so lebendigen Glauben, daß er ihnen gar keine Anstrengung kostet, und daß ihre Seele eine von der Hand Gottes selbst beschriebene Seite des Evangeliums zu sein scheint. Ihre Sinne, den Befehlen der Vernunft gehorsam, kennen die Stürme der Empörung nicht, oder wenn es vorkommt, daß ein allzu heftiger Windstoß sie in augenblickliche Erregung setzt, so folgt dieser vorübergehenden Störung ein um so tieferer Friede und heiterer Himmel. Ihre Tage sind Werke, ihre Schritte sind Gnaden. Andere dagegen, schwerfällig zur Erde gebeugt, erheben nur mühsam die Augen zu der unsichtbaren Ordnung, und wenn sie mehr aus Zufall denn aus freiem Willen nach ihrem Bilde forschen, so entdecken sie daran nur schlecht erhellte Züge, welche ebenso sehr ihre Zweifel als ihren Glauben erregen. Der Stolz entstellt bei ihnen alle Anschauungen, und der Reiz der Lüste zieht sie ab von dem, was zu gewahren ihnen noch vergönnt ist. Zwischen diesen beiden Extremen reiht sich in einer Stufenfolge von unendlichen Schattirungen die Masse der von Gott mehr oder weniger begünstigten Seelen.

Was ist nun aber der Grund dieser ungeheuern Verschiedenheit in Austheilung der Gnaden? Warum erhalten, während Alle das Nothwendige empfangen, die Einen das Ueberflüssige, die Anderen nicht? Warum ist dieser ein hl. Petrus, jener ein hl. Johannes, ein dritter ein hl. Paulus? Ist dieß reine Folge der göttlichen Wahl, oder aber ist die freie und verschiedene Mitwirkung der Seelen in der ganzen Abfolge der Geschlechter der Punkt, von welchem ein Licht auf dieses Geheimniß fällt? Unwidersprechlich, meine Herrn, tragen die persönliche Tugend und die erbliche Verkettung der Verdienste dazu bei, das Geheimniß der Vorsehung in der Spendung ihrer Gaben aufzu-

hellen; ausreichend aber erklären sie dasselbe nicht. Einestheils gewahrt man, vor jeder freien Mitthätigkeit des Menschen, eine mehr oder weniger wirksame Thätigkeit der göttlichen Gnade in ihm, anderntheils steht diese Thätigkeit zu dem von den Vorfahren ihren Nachkommen übermachten Schatze von Werken nicht immer im richtigen Verhältnisse. Es trifft sich sogar, daß die Gottlosigkeit einer gesegneten Wurzel entsproßt, wie der Segen einem Stamme des Fluches, sowie manchmal auch Gott mit ganz besonderer Barmherzigkeit einer Seele nachgeht, welche mit der größten Undankbarkeit und Hartnäckigkeit vor ihm fliehet. Und mögen auch diese Fälle nicht die allgemeine Regel sein, sie kommen dennoch vor, wäre es auch nur, um unserem Geiste angesichts der Rathschlüsse Gottes Stillstand zu gebieten und eine allzu leichte Aburtheilung ihrer Gründe uns zu verwehren.

Was wollen wir also sagen? Wollen wir uns zu jenem Grundgesetze flüchten, welches wir an die Spitze der providentiellen Gesetzgebung gestellt haben: Gott ist frei und alle seine Gaben sind freiwillige? Es ist wahr, meine Herrn, und der Beweis dafür ist Ihnen geliefert worden, Gott schuldet, bevor er etwas versprochen oder gegeben hat, Niemanden etwas; allein sobald es sich um den allgemeinen Plan der übernatürlichen Ordnung handelt, schließt die Freiheit in der göttlichen Intelligenz einen Grund nicht aus, welcher sie bestimmt, und dessen Motiven nachzuforschen wir berechtigt sind. Gott konnte sich auf den einen oder den anderen dieser Plane beschränken, entweder Allen eine gleiche Gnade ertheilen, deren Zuwachs blos im Verhältnisse zu dem Verdienste oder dem Mißverdienste jedes Einzelnen gestanden wäre, oder er konnte sie auch anfänglich in ungleichen Theilen an die geschaffenen Geister ausspenden und dabei den persönlichen Anstrengungen einen Einfluß auf den weiteren Verlauf der Gnade gestatten. Gott hat sich für den zweiten Plan entschieden, und wir fragen nach dem Grunde davon. Wir fragen nach dem Grunde, weil wir unmöglich

annehmen können, Gott habe diese Wahl von Ungefähr getroffen, ohne sich selber von seiner Entscheidung Rechenschaft abzulegen. Hat er sich aber Rechenschaft abgelegt, so ist uns erlaubt, mit der Achtung, welche eine beschränkte Intelligenz der höchsten Intelligenz schuldig ist, dem Geheimnisse eines Willens nachzuforschen, der uns so nahe berührt.

Jedweder Plan nun ist eine Ordnung, und die Ordnung schließt vier Elemente in sich, die ich sogleich angeben will. Zuvörderst die Mehrheit. Denn in der That ist die Ordnung eine Verkettung harmonisch gegliederter Beziehungen, und die Beziehungen setzen Mehrere, mit einem andern Worte eine Mehrheit voraus. Und je umfassender, je ausgedehnter, je durchgreifender die Ordnung ist, desto reichhaltiger tritt auch die Mehrheit in ihr auf, mit einem zweiten Elemente jedoch, der Aehnlichkeit nämlich. Denn nur ähnliche Wesen sind in wechselseitige Beziehungen zu treten fähig. Weiter kommt die Mannigfaltigkeit hinzu; denn ohne diese würde die Aehnlichkeit, statt Harmonie hervorzubringen, nur ein kaltes, einförmiges Gewebe erzeugen, welches weder dem Auge des Geistes noch dem des Leibes jene Befriedigung, die aus der Schönheit erwächst, zu gewähren im Stande wäre. Nehmen Sie in der Natur das schönste der erschaffenen Dinge, die Zeder oder die Rose, den Löwen oder den Menschen, und geben Sie der Welt nur dieß einzige ins Unendliche vervielfältigte Ding, ohne daß an ihm die geringste Verschiedenheit zum Vorscheine käme: ich frage Sie, was wird aus der Schönheit und folglich aus der Ordnung des Universums werden? Nicht einmal mehr eine Ausdehnung werden Sie darin entdecken, und man könnte sagen, die Vielheit verliere sich in der nichtssagenden Menge eines beständigen Einerlei. Hätten Sie eine Zeder oder Rose gesehen, so hätten Sie alle gesehen, und die Unermeßlichkeit der Natur wäre in ihrem ganzen Bestande nichts als ein dunkler unmerklicher Punkt. Die Mannigfaltigkeit bei der Aehnlichkeit und die Mehrheit erschöpfen indeß den Begriff der Ordnung noch nicht; es fehlet

noch das letzte Element, die Einheit. Alle Wesen, welche die Gesammtheit ausmachen, müssen, so ferne sie einander auch stehen mögen und trotz des Entgegengesetzten ihrer Gestalt und Bewegung, in ein einziges, mit einem Blick zu überschauendes Leben zusammengehen; das Mehrfache muß eins, das Einige mehrfach, das Mehrfache ähnlich und verschieden sein, ähnlich, um nach Einheit zu streben, verschieden, um noch mehr darnach zu streben; denn die Einheit ist die wechselseitige Durchdringung der Wesen, und die Wesen durchdringen sich ebenso wohl kraft ihrer Aehnlichkeit als ihrer Verschiedenheit. „Schlage mir etwas ab, damit wir zwei seien," sagte ein Alter zu seinem allzu gefälligen Freunde; „Gewähre mir etwas, damit wir eins seien," hätte der Angeredete erwidern können.

Dieß also gehöret zur Ordnung: Mehrheit, Aehnlichkeit, Mannigfaltigkeit, Einheit. Was folgt hieraus? werden Sie mir sagen. Was daraus folge? Sie sollen es sogleich sehen. Die Mehrheit verhält sich an und für sich gleichgiltig gegen die Gleichheit oder Ungleichheit; sie besteht ebenso wohl bei gleichen als bei ungleichen Wesen. Die Aehnlichkeit dagegen fordert schon die Ungleichheit; denn sie ist um so merklicher, je mehr gewisse unterscheidende Schattirungen an den Gegenständen hervortreten. Aber auch zugegeben, daß ähnliche Wesen bei vollkommener Gleichheit von dem Verdienste ihrer Aehnlichkeit nichts verlieren, so verhält sich dieß doch nicht mehr so, sobald man zu dem Begriffe ihrer Beziehungen den Begriff ihrer Verschiedenheit hinzufügt. Die Verschiedenheit setzt das Mehr und das Weniger, das Große und das Kleine, das Weite und das Enge, den Bach und den Ocean, den Abgrund des Nichts und den Abgrund der Hoheit voraus. Welche unparteiische Ausgleichung Sie auch immer versuchen mögen, niemals wird der Epheu der Eiche gleichkommen, die er mit seinen zarten Ringen umschlingt; nie wird das an den feuchten Wänden des Felsen sich anheftende Moos dem glänzenden Vogel gleichkommen, dessen Nest es füttert; nie wird das mit Füßen getretene

Haidegras die Lilie erreichen, die den Purpur von Tyrus und Sidon beschämt. Die Verschiedenheit erstreckt sich bis auf die Wesen der nämlichen Familie, und die Abweichungen, die sie erzeugt, begründen, ohne die Dieselbigkeit der Natur aufzuheben, gleichwohl merkliche Ungleichheiten. Wie viel mehr wird dieß erst zwischen Wesen stattfinden, welche weder die gleiche Beschaffenheit haben noch zu derselben Art gehören! Hiernach wird es Ihnen schon begreiflich, meine Herrn, warum die Ungleichheit einen Theil des Wesens der Ordnung selbst ausmache; aber gehen Sie bis ans Ende, erwägen Sie, daß die Einheit, das höchste und letzte Kennzeichen der Ordnung, ihrem Wesen nach mit der Idee der Hierarchie zusammenhängt, da Alles nur durch Unterordnung zur Einheit gebracht werden kann, und sofort werden Sie die Ungleichheit begreifen, welche jeglicher Ordnung der Dinge wesentlich ist. Von vier Elementen der Ordnung ist ein einziges, die Mehrheit, an sich gegen Gleichheit und Ungleichheit indifferent; die drei übrigen fordern die Ungleichheit in steigendem Maaße: die Aehnlichkeit ein wenig, die Verschiedenheit mehr, die Einheit noch mehr. Das ist Gesetz.

Gott nun, welcher die Ordnung ist, kann nichts als Ordnung schaffen. Sei es denn, daß er die Hand ausstrecke, um Welten zu erschaffen oder um Gnaden zu spenden, sei es, daß er die Zeit oder die Ewigkeit zum Rahmen seiner Wohlthaten mache, immer theilt er das Leben nach Zahl, Gewicht und Maaß aus, indem er die Engel nach den Seraphinen nennt, die Trabanten um ihre Sonnen reiht, die Berge über die Hügel erhebt, die Flüsse zu den Meeren führt, das Eine mit Vorzug vor dem Anderen erwählt, indem er endlich aus unzähligen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten eine einzige Welt für einen einzigen Gott macht. Sein Recht gestattet dieß, sein Wille ordnet es an, seine Macht setzt es in Vollzug, seine Vernunft rechtfertigt's und das Universum, der Inbegriff alles Seienden, verkündet uns allzumal sein Recht, seinen Willen, seine Macht und Vernunft. Bekennen wir denn kühnlich mit dem hl. Paulus,

daß Gott nach einem ersten und ursprünglichen Plane die Ungleichheit der Gnaden gewollt hat, und sagen wir mit ihm: Spricht etwa das Werk zu seinem Meister: warum hast du mich so gemacht? (Röm. 9, 20.) Denn jegliches Gefäß, selbst dasjenige, welches zu nicht ehrenvollem Gebrauche bestimmt ist, gehört zur allgemeinen Ordnung des Hauses und hat darin, wie seinen Platz, so auch seinen Nutzen. Im Hause der Gnade ist überdieß jedes Gefäß ein freies und des Verdienstes fähiges Werkzeug, welches zur Prüfung die Zeit, zum Ziele die Ewigkeit hat, welches mittelst der Tugend seine anfängliche Bestimmung verbessern und zur höchsten Stufe der künftigen Ehre sich erschwingen kann.

Fassen Sie indessen die vorausbestimmte Ungleichheit noch unter einem andern Gesichtspunkte ins Auge. Da die Ordnung vermöge der wechselseitigen Durchdringung der Wesen, die sie ausmachen, eine ist, so gehöret das, was einem aus ihnen als persönliche Ausstattung gegeben wird, in Wahrheit Allen an. Wenn Gott zuoberst am Firmamente einen Stern leuchten läßt, so geschieht dieß, um die Welten zu erhellen; es gibt nur eine Sonne, aber alle Augen sehen sie, und der dunkelste, in die weiteste Ferne des Himmels gerückte Planet empfängt Licht und Wärme von dem bevorzugten Gestirne. Ebenso ist es unter uns. Wenn ein Mensch in die Höhe kommt und der Führer seines Jahrhunderts wird, so ist es nicht die Rücksicht auf seinen Ruhm, was ihn aus der Menge emporgehoben, sondern die Rücksicht auf das Volk, dem er geschenkt worden, und das den matten und ungewissen Gang seines Geschickes unter den Schutz seines Genie's stellt. Der Instinkt des Volkes irret sich nicht; es begrüßt im Gesetzgeber, der ihm die Gesetze, oder im Heerführer, der ihm den Sieg bringt, das Werkzeug seines Heiles und macht die Erhebung eines Einzelnen zur gemeinsamen und solidarischen Erhebung Aller. Welches Volk hat hierin je einen Mißgriff gethan? Welcher Ostracismus hat nicht bälder oder später die berühmten Gebeine ins Vaterland zurückgebracht und

ihrem Gedächtnisse geliebte Grabdenkmale errichtet? Die Geschichte eines Volkes ist die Geschichte seiner großen Männer; es vergißt Alles, ausgenommen sie, und ihrer allein gedenkend ist es überzeugt, daß es seiner selbst genugsam gedenket. Wie viel mehr wird sich dieß in der übernatürlichen Ordnung so verhalten, in jener Ordnung, in welcher die Gesetzgeber Heilige, die Eroberer Apostel, die Bürger Märtyrer sind, wo die Selbstverläugnung die Tugenden, die sich über Alle ergießen, vollendet! Da der hl. Paulus bei Damaskus unter dem Blitzstrahle seiner Bekehrung niedersank, wollte ihm damals Gott in einer selbstsüchtigen Erwählung die Wahrheit, die Beredtsamkeit und den Muth für sich allein geben? O nein! Die Schrift sagt es uns deutlich genug, Gott sandte ihn zu den Nationen, machte ihn zum Zeugen seiner Auferstehung für Alle, zum blitzenden Schwerte seines Wortes, zum Apostel des Juden, des Griechen, des Römers, des Barbaren, und hatte beschlossen, sein Haupt, nachdem es über die Welt geleuchtet, in einem dem menschlichen Geschlechte ewig sichtbaren Brandopfer fallen zu lassen. Der hl. Paulus war ein Geschenk des Himmels an die wiedergeborne Menschheit, seine Gnade war die Gnade Aller, seine Auserwählung die Auserwählung seines und der künftigen Jahrhunderte. Und hören Sie ihn selbst von diesem großen Geheimnisse reden, er wird Ihnen in seiner großartigen Sprache sagen: Gott giebt Jedem die Offenbarung des Geistes zum Nutzen; dem Einen wird durch den Geist verliehen das Wort der Weisheit, dem Andern aber das Wort der Wissenschaft nach demselben Geiste, einem Andern der Glaube in demselben Geiste, einem Andern die Gabe zu heilen durch denselben Geist, einem Andern Wunder zu wirken, einem Andern Weissagung, einem Andern Unterscheidung der Geister, einem Andern mancherlei Sprachen, einem Andern Auslegung der Reden. Dieses Alles aber bewirkt ein und derselbe Geist, der einem Jeden

zutheilt, wie er will (1. Cor. 12, 7 ff.). Und befragen Sie ihn näher um den Grund, so wird er Ihnen sagen: Denn gleichwie der Leib Einer ist und viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obschon ihrer viele sind, doch Ein Leib sind, also auch Christus. Denn durch Einen Geist sind wir alle zu Einem Leibe getauft, Juden oder Heiden, Knechte oder Freie, und alle sind wir mit Einem Geiste getränkt (ebendas. V. 12 u. 13). Sie verstehen ihn, er beruft sich, um die Verschiedenheit in Austheilung der Gnade zu rechtfertigen, auf die Einheit und Solidarität der Kirche, und da er die Klage der Selbstsucht, die sich verkürzt glaubt, voraussieht, setzt er unmittelbar bei: Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo wäre das Gehör? Wenn der ganze Leib Gehör wäre, wo wäre der Geruch?.... Wenn alle Ein Glied wären, wo bliebe der Leib? Nun aber sind viele Glieder, aber nur Ein Leib..... Und dieser Leib ist der Leib Christi (ebendas. V. 17. 19. 20. 27).

Die Gaben Gottes sind persönliche hinsichtlich ihres Empfängers, allgemeine hinsichtlich des Zweckes, den sie erfüllen sollen. Und hieraus erklärt sich der Abscheu, den das menschliche Geschlecht von jeher vor dem Neide hatte. Die Menschen achten den Stolz; sie glauben in einem hochfahrenden Wesen das Anzeichen einer Seele zu erblicken, welche sich ihrer Vorzüge bewußt und, um ihre Ehre zu wahren, zu den größten Opfern bereit ist. Ich will nicht untersuchen, bis zu welchem Grade diese Ansicht richtig sei; ich ziehe sie nur an, um Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Welt, welche den Stolz achtet, den Neid, der doch eine natürliche Tochter des Stolzes ist, verachte. Der Neid nämlich will, statt seinen Ruhm in seinen eigenen Gaben zu suchen, durch Haß und Verkleinerung der Gaben Anderer sich erheben, und ist deßhalb eine ungerechte, selbstsüchtige, engherzige Regung, die bei der Beraubung Eines Menschen die Beraubung des menschlichen Geschlechtes zum Ziele

hat. Der Neid ist die Verschwörung eines Einzigen gegen die Größe Aller, und Alle fühlen das; Alle begreifen, daß er das Licht haßt, weil er nicht selbst das Licht ist, einem Blinden ähnlich, der in das Firmament hinaufzusteigen versuchte, um die Sonne herabzureißen. Welche Entschuldigung kann eine so unvernünftige Leidenschaft für sich anführen, in was für eine Tugend sich hüllen? Mit Fug und Recht also ist sie der allgemeinen Verachtung preisgegeben; diese Verachtung aber beweist uns, daß die Ungleichheit in Austheilung der Gnadengaben ein natürliches, billiges, gemeinnütziges, des Menschen, der Welt und ihres Urhebers zumal würdiges Gesetz ist.

Wir haben indessen, meine Herrn, das Geheimniß der Verschiedenheit in der Vorausbestimmung der Gnaden noch lange nicht erklärt. Man begreift wohl, daß die Ordnung, im Allgemeinen betrachtet, diese Verschiedenheit fordere; warum aber muß der Eine ihre Gunst, der Andere ihre Ungunst erfahren? Gott will die Ungleichheit, ich geb' es zu; sie ist nothwendig, es mag sein: aber es ist nicht nothwendig, daß diesem die göttliche Wahl mehr als jenem zustatten komme. Ein hl. Johannes konnte so gut als ein hl. Petrus zum bevorzugten Amte des Kirchenoberhauptes berufen werden; er konnte so gut wie dieser, statt den Zunamen Donnersohn zu erhalten, den Namen Kephas bekommen und die Ansprache vernehmen: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. Warum ward dem Einen der Vorzug vor dem Andern bei der Wahl gegeben? Hier, meine Herrn, stehen wir an den tiefsten Tiefen der Theologie und des Geschickes und sind gezwungen, auf den Anfang der Dinge zurückzugehen.

Adam war, wie ich Ihnen früher einmal gesagt, das Prinzip und der einzige Repräsentant seiner Nachkommenschaft; in seinem Leben umschloß er alle Leben, in seiner Erkenntniß die Erkenntniß Aller, in seiner Unschuld und Schönheit die Unschuld und Schönheit Aller: das menschliche Geschlecht hatte in ihm ein gleiches Maaß von Gütern empfangen, und als un-

parteiischer wie als gemeinsamer Vater hatte er die Aufgabe, die Quelle derselben allen Geschlechtern mittelst einer Ausgießung zu erschließen, die für jede Stufe an das Gesetz des Verdienstes gebunden sein sollte. Wie ein aus derselben Quelle am Fuße der Berge entspringendes Wasser den Niederungen des Landes entlang läuft, und nach tausend Richtungen sich zertheilt, so sollte das ursprüngliche Gnadengeschenk, welches den Menschen in der Person ihres gemeinsamen Vaters zutheil geworden, so wie es anfänglich gespendet worden, an sein Geschlecht sich vertheilen und nur in Folge der freien Thätigkeit der aufeinander folgenden Empfänger eine Veränderung erleiden. Und das galt für die Gnadengaben ebenso wohl wie für die Gaben der Natur. Denn Adam war das Prinzip des natürlichen und zugleich des übernatürlichen Lebens seiner Nachkommen; er war Mensch und Sakrament mit einander. Als Mensch sollte er das menschliche Leben gemäß den Gesetzen der äußern Zeugung vererben; als Sakrament sollte er das göttliche Leben gemäß den Gesetzen einer geheimen, allen Blicken verborgenen Zeugung überleiten. Und im einen wie im andern Falle griff Gott nur ein, um die freie Mittheilung dieses zweifachen ursprünglichen Kapitals zu wahren. Er ließ den Menschen gewähren, weil der Mensch König, Hoherpriester, in höchstem Grade mit dem Vertrauen seines Schöpfers beehrt war.

Die erwählende Thätigkeit der Vorsehung sollte nur an zweiter Stelle auftreten, nachdem der Mensch, der das adamitische Kapital ungeschmälert empfangen, zu diesem Schatze der Natur und Gnade noch die Früchte seiner persönlichen Arbeit und seiner eigenen Tugend hinzugebracht haben würde. Alsdann hätte Gott die Einen mit Vorzug vor den Andern, nach Maaßgabe ihrer Verdienste, erwählt, und die Hierarchie hätte sich auf der Welt als ein auf dem Zusammenwirken Gottes und des Menschen beruhender Zuwachs von Vollkommenheit geoffenbart.

Diese erhabene Ordnung zerstörte die Sünde. Dadurch, daß Adam sündigte, verlor er in seiner Person die Hinterlage

der Gnade, welche ihm als sein und seines Geschlechtes Schatz war anvertraut worden. Er hörte auf, Prinzip des übernatürlichen Lebens zu sein, und bewahrte in seinem zerrissenen und verwüsteten Herzen nur noch die verdorbene Welle des natürlichen Lebens. In diesem Zustande der Verstümmlung empfangen wir von ihm nicht mehr das ganze und volle Kapital, das für uns der Ausgangspunkt unserer freien Thätigkeit hätte sein sollen; wir kommen ohne die Gnade zur Welt, ohne auch nur einen Ueberrest von ihr zu besitzen, arm und nackt in dieser Hinsicht, Schiffbrüchigen gleich, die an einem ihnen unbekannten Gestade landen. Was uns von unserm ersten Vater übrig geblieben, ist eine geschwächte Natur, geschwächt bei Allen, zudem aber noch von Verschiedenheiten durchfurcht, welche bei ihrem Gange durch die Jahrhunderte und die Geschlechter sich an sie angesetzt haben. Jeder unserer tausend Ahnen hat ein gutes oder böses Malzeichen der Substanz eingedrückt, welche durch die langen Windungen des erblichen Lebens auf uns gelangt, und Opfer ihrer Fehler wie Nutznießer ihrer Verdienste, kommen wir mehr oder weniger arm, mehr oder weniger von glücklichen Anlagen entblößt zur Welt, je nachdem wir einem Stamme entsprossen sind. Der Eintritt der Seele in das Fleisch ändert diese Zufälligkeiten unserer Geburt in nichts; denn kraft der Gesetze, welche sie mit dem Leibe einen, empfängt sie von ihm die gleiche Physiognomie und erzeugt mit der gemeinsamen Befleckung der Erbsünde die eigenthümlichen Schattirungen, welche durch die Verschiedenheit der Abkunft hinzutreten. Richtiger noch pflanzet nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin Gott der Seele eine Prädisposition ein, welche der des Leibes, der sie aufnehmen soll, entsprechend ist, auf daß die Harmonie ihrer Verbindung vollkommner sei, und die Aehnlichkeit des Sohnes mit dem Vater, die zum Wesen der Vaterschaft gehört, noch vollständiger zur Verwirklichung komme *). So kommt demnach

---

*) Manifestum est enim, quanto corpus est melius dispositum, tanto meliorem sortitur animam. Summa p. I. quaest. 85, art. 7.

ein Mensch nach den natürlichen Beschaffenheiten verschieden vom andern zur Welt, nicht auf die willkürliche Anordnung Gottes hin, sondern in Folge der allgemeinen Gesetze, die die Vererbung des Lebens beherrschen, dessen Quelle durch die Verdienste oder Mißverdienste unserer Vorväter mehr oder weniger getrübt, mehr oder weniger geläutert ist. Ich behaupte nicht, es erlaube sich Gott niemals einen Eingriff in die Austheilung der Eigenschaften dieser Ordnung; aber wenn er es thut, so geschieht es ausnahmsweise zum Besten irgend eines großen Planes.

Nachdem dieß festgestellt, meine Herrn, können wir uns über die Vertheilung der natürlichen Ungleichheiten Rechenschaft ablegen; allein das Geheimniß in Betreff der Austheilung der Ungleichheiten der Gnade ist damit noch nicht aufgehellt. Werden wir sagen, daß Gott die einen mit den anderen ins Verhältniß bringe, und daß, wie er der Lehre des hl. Thomas von Aquin zufolge einem vollkommnern Leibe eine vollkommenere Seele bestimmt, er ebenso einer mit größerer Intelligenz, Kraft und angeborener Schönheit ausgerüsteten Seele eine reichlichere Gnade zukommen lasse? Das war die Ansicht jenes berüchtigten Häresiarchen Pelagius und seiner Anhänger, wenn man dazu nimmt, daß die natürliche Gabe die Verleihung der übernatürlichen Gabe auf Grund eines bestimmenden Verdienstes nach sich ziehe. Die Kirche hat den Pelagius verdammt. In der That, wie könnte eine menschliche, von unsern Vorfahren empfangene Beschaffenheit, selbst wenn man das Prinzip der Solidarität zu Hilfe nimmt, ein Recht der Gerechtigkeit auf den ewigen Besitz Gottes, der als Keim in dem Gnadengeschenke enthalten ist, begründen? Welches gerade Verhältniß besteht zwischen dem Menschlichen und dem Göttlichen, dem Endlichen und dem Unendlichen? Keines. Ein Mensch kömmt zur Welt: er stammt aus edlem Blute; seine Intelligenz wird eines Tags mit Leichtigkeit alle Gegenstände der wissenschaftlichen Spekulation umfassen, er wird mit Glück schreiben, mit Beredtsamkeit sprechen; sein Herz wird Feuer, Mitleid, Zärtlichkeit besitzen, die Tugend

wird in ihm breite Wege sich bahnen. Ich bewundere diese herrliche Begabung eines Menschen; allein was thut dieß dazu, um von Christus ein besseres Theil zu empfangen? Ist etwa Christus auf dem Calvarienberge mehr im Besonderen für die Kinder aus guter Familie und die geistreichen Leute gestorben? Hat er etwa einen Tropfen seines Blutes für die von der Natur Bevorzugten aufgespart? Nein, für Alle ist er gestorben, angesichts der Unwürdigkeit Aller. Er sah am Fuße seines Kreuzes den Großen und den Kleinen, den Armen wie den Reichen, den Dichter und den Idioten, das feurige Herz und das kalte Herz; und sie alle hat er als Sünder, sie alle hat er als Verdammte gesehen, er hat sie alle ohne ein anderes Recht gesehen als mit dem auf seinen Zorn und seine Verwerfung. Dieses allgemeine Elend hat seine beiden Arme nach rechts und links ausgespannt, hat ihn, indem es grausam und in Strömen sein Herzblut vergoß, sagen lassen: Trinket umsonst!

Hätte die erste Ordnung, die Ordnung der Unschuld nämlich, Bestand gehabt, so hätte der Mensch, der mit der Gnade auf die Welt kam, unmittelbar Verdienste erwerben und zu einer gerechten und vernünftigen Bevorzugung den Grund legen können. Allein er kömmt ohne die Gnade und dazu noch mit der Sünde behaftet, des Reiches Gottes doppelt unfähig, zur Welt. Wie könnte Gott einen Grund zur Bevorzugung an ihm entdecken? Und doch ist eine Wahl nothwendig, weil eine Ordnung nöthig ist. Was wird er thun? Was wird den ihrer Würde verlustigen Wesen ihren Platz anweisen, was das göttliche Leben mit Maaß an sie austheilen und so in diesem ersten und freien Ergusse die ewige Harmonie der Stadt Gottes begründen? Offenbar steht nur Gott allein dieß zu. Wenn ein Baumeister Materialien vor sich hat, die gleich wenig sich eignen, an den Grund oder den Giebel des Gebäudes, das er errichten will, gesetzt zu werden, so wird er nicht an ihnen das Motiv der Wahl suchen, das sich da nicht finden läßt, sondern dasselbe seinem gebietenden Willen entnehmen. Er nimmt

die, welche er mag, zur Rechten, zur Linken, im Mittelpunkte, und wenn Sie ihn um den Grund befragen, der ihn bestimme, so wird er Sie nicht verstehen. Was ihn bestimmt, ist, daß er bauen muß. Und so verhält es sich auch mit Gott, wenn er das himmlische Jerusalem baut, mit dem Unterschiede, daß die Steine, die er verwendet, lebendige, mit Thätigkeit und Freiheit begabte Steine sind, welche endgiltig nur gelegt werden können, nachdem sie ihre Erwählung angenommen und mittelst ihrer Mitwirkung die anfängliche Form, die ihnen ohne ihren Willen war gegeben worden, verkläret haben. Die Stadt Gottes wird nur einmal erbaut, im Himmel; aber sie wird mit Materialien erbaut, die hienieden zubereitet werden, und ihre endliche Zubereitung ist das ebenso sehr begreifliche als geheimnißvolle Ergebniß der doppelten Arbeit der Gnade und der Freiheit. Die Gnade macht den Anfang, die Gnade erwählt, die Gnade sieht voraus und sorgt vor; die Freiheit aber nimmt an, befestigt, schwächt, breitet aus, zerstört, und obwohl jederzeit von dem göttlichen Antriebe unabtrennbar, drückt sie dennoch ihr eigenes Siegel dem gemeinsamen ewigen Bauwerke auf.

Wenn ich Ihnen sage, meine Herrn, die Ungleichheit der Gnaden hänge in ihrem ersten Ursprunge von dem Willen Gottes ab und habe Prinzip und Regel nicht an der natürlichen Begabung, so will damit nicht gesagt sein, als habe die Natur mit dem complicirten Werke unserer Vorherbestimmung schlechterdings nichts zu schaffen. Es verhält sich dieß durchaus nicht so. Denn für's Erste begünstigen entweder die angeborenen Anlagen mehr oder weniger den Einfluß der Gnade, oder sie sind ihm entgegen, je nach dem Grade ihrer sittlichen Vollkommenheit nämlich, und aus diesem verschiedentlich günstigen Entgegenkommen ergibt sich ein wahrhaftes Element der Verschiedenheit in dem Erfolge des Kampfes zwischen der Seele und Gott. Es gibt von Natur aus einfache und gerade Herzen, die nicht auf Selbsttäuschung ausgehen; das Evangelium ent-

spricht ihrer Geradheit durch die seinige, ihrer Einfalt durch seine Sprache. Sie fühlen an ihm die Wahrheit heraus, und jedes seiner Worte trifft ihr Gehör mit einem Tone, der sie überzeugt, bevor er sie überführt hat. Man könnte von ihnen sagen, sie seien geborne Christen. Andere, mehr verständig als geistreich, haben nichts in ihrer Intelligenz, was mit dem Werke Christi sympathisirte; sie kommen leicht auf den Gedanken, das Evangelium sei ein ziemlich schlecht entworfenes und noch schlechter abgefaßtes Buch. Jene sind mehr Seele als Leidenschaft; sie verstehen das Opfer Christi mittelst ihres Herzens, und es bedarf bei ihnen nur schwacher Anstrengung, um ihre Sinne unter den Glauben an das Opfer gefangen zu geben. Diese haben Herzen, in denen das Feuer der Leidenschaft tobt, und selbst der Glaube, der aufrichtigste und hochherzigste Glaube, läßt ihnen, ob er ihnen auch die Erkenntniß der Reinheit giebt, im Hintergrunde den Schrecken furchtbarer Kämpfe. Ich könnte diese Gegensätze weiterspinnen, meine Herrn; aber ihre Menge würde Sie nichts weiter lehren, als was Sie schon wissen. Offenbar ändert der Leib, je nach seiner organischen Beschaffenheit, mehr oder weniger die Seelenvermögen, und Leib und Seele zusammen leisten, je nach der Vollkommenheit der Persönlichkeit, welche sie ausmachen, der göttlichen Thätigkeit einen leichter oder schwerer zu überwindenden Widerstand. Die nämliche Gnade kann also, wenn sie in zwei verschieden bereitete Gefäße gegossen wird, ungleiche Wirkungen hervorbringen, und in diesem Falle kommt die Ungleichheit nicht von Gott, sondern vom Menschen.

Glauben Sie indeß ja nicht, als sei das eine allgemeine Regel. Wie es zwischen Gnade und Natur keine Proportion gibt, so kann es sich treffen, daß ein Ehrenmann im Sinne der Welt eine ganz eigenthümliche Abneigung gegen das Christenthum fühlt, und daß ein Verbrecher oder eine feile Dirne so zu demselben sich hingezogen fühlen, daß sie Heilige werden. Gott gefällt es, durch solche Beispiele die ganze Kunst der

Verstandesschlüsse rücksichtlich seiner Rathschlüsse zu beschämen und uns zu zeigen, daß die Erwählung von oben nicht von Motiven abhänge, die wir jedesmal ergründen können.

Deßungeachtet kann man, meine Herrn, in vielen Fällen diese anscheinenden Unregelmäßigkeiten in Austheilung der Gnaden erklären. Denn obwohl Keiner ein angebornes Recht auf einen größeren Antheil an dem göttlichen Erbe hat, und auch die glücklichsten Naturanlagen nicht nothwendigerweise eine sympathetische Mitwirkung mit den Anregungen der übernatürlichen Ordnung mit sich bringen, so ist gleichwohl durch die heilige Schrift erwiesen, daß gewisse Lagen des Menschen und gewisse Neigungen der Seele das Herz Gottes rühren, der ihnen freiwillig größeren Beistand bestimmt hat. So sprach Jesus Christus, da er den Unglauben der Pharisäer und den Glauben des Volkes an sein Wort sah: Ich preise Dich Vater, Herr Himmels und der Erde, daß du dieses vor Weisen und Klugen verborgen, Kleinen aber geoffenbaret hast (Matth. 11, 25). Die Kleinen, die Armen, die Einfältigen, die Unwissenden, sie haben, wie man aus der Erfahrung und der hl. Schrift ersieht, einen reicheren Antheil an dem Geheimnisse Jesu Christi, nicht blos aus dem Grunde, weil sie von Seiten der Erde weniger empfangen haben, sondern vor Allem deßhalb, weil sie der Wahrheit nicht die Verschwörung des Stolzes und den Götzendienst der Vernunft entgegensetzen. Sie sind sich bewußt, daß sie wenig sind und Vieles nicht wissen; ihre Neigung ist, sich der Tugend zu ergeben, die sie glücklich macht, und wenn sie von diesem Pfade, wo Gott sie erleuchtet, manchmal abirren, so ist das die Wirkung einer Ansteckung, welche von einer über ihnen liegenden Ursache herrührt und die natürliche Einrichtung ihrer Seele verkehrt und zerstört. Der Weise dagegen schöpft aus seiner Wissenschaft eine Eitelkeit, die ihn vom Glauben abzieht; er bildet sich ein, Schöpfer seiner Gedanken, das Licht seiner Intelligenz, das Maaß der Welt und Gottes zu sein, und trifft

er bei Gegenständen von so großem Umfange auf einen Schatten, der ihm Stillstand gebietet, so wird er lieber an der Wahrheit als an seinem Geiste irre, und wird ein kindischer Verächter der Gesetze, die er nicht versteht. Gott haßt und verachtet diesen Zwerg, der über ihn zu Gerichte sitzt und ihn verwirft; es gefällt ihm, seine Absichten zu vereiteln, seine Begriffe zu verwirren, ihn zum Spielballe der Leichtgläubigkeit, zu einer Denksäule der Thorheit zu machen, wofern ihn der Zweifel an Allem nicht eines Tages zum Zweifel an sich selbst bringt und ein Strahl von Demuth den Gott der Einfältigen und Kleinen ihm wiedergibt. Hieraus erklärt sich, meine Herrn, was ich Ihnen eben erst vor den rechtschaffenen Leuten im Sinne der Welt gesagt habe, welche dem Christenthume ferne bleiben, während Verbrecher und ausgelassene Weiber mit vollen Segeln auf dasselbe zusteuern: diese verachten, jene achten sich, und beide bestätigen, obwohl in verschiedener Weise, das Wort der Schrift: Gott widersteht den Stolzen und gibt den Demüthigen seine Gnade (Jak. 4, 6).

Sie sehen demnach, zwischen der Handlung der Gerechtigkeit, die sich von dem Verdienste bestimmen läßt, und der Handlung der reinen Güte, die nur von sich selbst bestimmt wird, gibt es in Gott eine dritte Art von Handlungen, welche die Gebühr zur Triebfeder haben. Es ist diese das quod decet der Alten. Sie spielt in allen göttlichen Werken eine namhafte Rolle, und es ist von Wichtigkeit, sie Ihnen zu bezeichnen. Daraus, daß Gott nichts versprochen hat und nichts schuldig ist, folgt noch nicht, daß seine Gaben keine andere Regel als die Willkür haben. Die Gebühr zeigt ihm einen Ausweg an, und wenn Sie mich fragen, was diese sei, so werde ich ihnen antworten: sie ist ein Mittelding zwischen der Gerechtigkeit und der Güte. Die Gerechtigkeit setzt ein Recht, die Güte ein freiwilliges Geschenk voraus, und die Gebühr einen Grund, etwas zu thun, wozu noch kein Rechtstitel vorhanden ist. Das häufigste und einleuchtendste Beispiel, welches wir in der Materie,

die uns beschäftigt, davon haben, ist die Zuwendung des Verdienstes der Vorfahren an ihre Nachkommen.

Hält man sich an das strenge Recht, so ist das übernatürliche Verdienst auf Andere nicht übertragbar, weil die Gnade, deren Werk es ist, sich nicht vererben läßt. Das Blut, die Gestalt, das Leben, die natürlichen Fähigkeiten gehen von den Vätern auf die Kinder über und damit mehr oder weniger glückliche Anlagen für die übernatürliche Ordnung, nicht aber die übernatürliche Ordnung selbst nach ihrem Wesen und ihrer Bethätigung. Nichtsdestoweniger nimmt Gott auf Grund der moralischen Einheit, welche die Vorfahren mit ihrer Nachkommenschaft verknüpft, für die Geschlechter das in Rechnung, was diejenigen Geschlechter, die ihnen vorangegangen und sie hervorgebracht, in der Gnade gewesen, selbst auf lange Zeiträume hinaus. Er erkannte Abraham in Isaak, Isaak und Abraham in Jakob; er gedenket, wenn er den Enkel sieht, dessen, was für ihn der Großvater gethan, und wenn das Gedächtniß der Menschen nicht mehr ausreicht, die Spuren der fernen Vergangenheit aufzufinden, so erkennet darin Gott noch die Motive der Ungnade und mehr noch der Gnade, jenen berühmten Worten zufolge, die er auf Sinai gesprochen: Ich bin der Herr dein Gott, ein starker, eifersüchtiger Gott, der die Missethat der Väter an den Kindern heimsucht bis ins dritte Glied an denen, die mich hassen, und der Barmherzigkeit bis ins tausendste Glied an denen übet, die mich lieben und meine Gebote halten (Exod. 20, 5. 6). Aus diesem Grunde hielten die Patriarchen den Segen ihrer Väter in so hoher Werthschätzung, von seiner Wirksamkeit auf das Herz Gottes so sehr überzeugt, daß, indem sie denselben in ungleicher Weise ertheilten, sie ihre Nachkommen auf verschiedene Gnadenstufen versetzten.

Wir alle stehen, meine Herrn, unter diesem Gesetze der übernatürlichen Solidarität, und obwohl dieselbe nicht auf einem strengen Rechte beruht, so findet sie doch, wie man auf jeder

Seite der Schrift sieht, eine fortwährende und beachtungswerthe Anwendung in der Regierung der Vorsehung. Unsere Väter haben in den zwei Ordnungen, in der zeitlichen und ewigen, für uns gearbeitet; sie haben im Himmel und auf Erden die Furche unsrer Pfade gezogen, und wir finden, indem wir darauf wandeln, die bittern oder die fruchtbaren Pflanzen, deren Samen sie für uns ausgestreut. Wir sind Erben der Gnade wie Erben des Blutes, obschon unter verschiedenen Rechtstiteln, und was für uns unsere Ahnen gewesen, das werden wir unsererseits für die Geschlechter sein, die von uns ausgehen werden. Wir werden ihnen einen Schatz des Guten oder des Bösen übermachen, der ihnen den Weg zum Himmel ebnen oder aber beschwerlicher und schmaler machen wird. Und bei dieser Gelegenheit erlauben Sie mir, meine Herrn, Denjenigen unter Ihnen, welche ihre erste Freiheit noch nicht durch die Bande der Ehe gefesselt, einen Rath zu geben. Mögen diese wohl bedenken, daß mit einer Familie sich verbinden mit Segnungen oder mit Flüchen sich verbinden heiße, und daß die wahre Mitgift nicht diejenige ist, welche der öffentliche Beamte zu Papier bringt. Die wahre Mitgift kennt Gott allein. Bis zu einem gewissen Grade jedoch vermögen auch Sie dieselbe mittelst des Gedächtnisses der Menschen zu erkennen. Suchen Sie darum nicht das sichtbare, sondern das unsichtbare Gold; fragen Sie, ob das Blut, das mit dem Ihrigen sich vermählen soll, Ueberlieferungen menschlicher und göttlicher Tugenden enthalte, ob es seit langem in den Opfern der Pflicht geläutert worden, ob die Hand, die Sie nehmen wollen, mit der anderen Hand zur Anrufung Gottes sich gefaltet habe, ob die Kniee, die mit Ihnen vor dem Altare sich beugen wollen, an solche Verdemüthigung gewöhnt und in ihr glücklich seien. Fragen Sie, ob die Seele reich in Gott sei. Gehen Sie, soweit Sie immer können, in der Familiengeschichte zurück, auf daß, nachdem Sie alle ihre Verzweigungen wie eine Mine erforscht, in welche Ihr späteres Geschick seine Wurzeln schlagen wird, Sie wissen,

was vor Gott dieses Geschlecht gelte, das Ihnen fremd war und nun mit dem Ihrigen verbunden werden soll, um für Ihre Nachkommenschaft nur ein einziges daraus zu machen. Wenn der Heiligenschein sichtlich ihm fehlet, so fliehen Sie zum anderen Pole, selbst wenn man Ihnen alle Schätze der Welt zubrächte, und vertauschen Sie nicht in einer ehebrecherischen Verbindung langen Segen mit langem Fluche. Ach! daß so viele Seufzer stärker als die Scham aus dem Schoose der Familien aufsteigen, das rühret daher, daß, da man ehedem die Familie bildete, man die Mitgift der Erde gezählt hatte, ohne die Mitgift des Himmels zu zählen.

Die erste Erscheinung an der Gnade, in ihrer sichtbaren Austheilung betrachtet, ist die Ungleichheit; die zweite, welche ich Ihnen gleichfalls erklären muß, ist der Fortschritt.

Unser Leben beginnt mit einem bewußtlosen, unfreien Zustande, wo die Gnade ebensowohl als die Vernunft in den Windeln unserer Wiege zu schlafen scheint. Es liegen nur erst Keime in uns, und wir selbst sind erst ein Keim, dessen verborgene Thätigkeit sich langsam unter der Einwirkung der zwei Welten entfaltet, denen unsere Seele angehört. Nach langen Vorbereitungen endlich treten wir in Folge einer Erschütterung in das Alter des Menschen ein; unser Fuß tritt die Erde, dem Pferde gleich, das seine Kraft versuchen will, und wir stürzen uns in das Geheimniß des Guten und des Bösen mit der Vollkraft des Triebes und der Freiheit. In diesem Augenblicke, dem ersten unsrer Laufbahn, finden wir uns gestärkt von einer Gnade, welche ich die Gnade der Möglichkeit nennen möchte, d. h. die Sünde verfolgt unsere Jugend mit einer Kraft und einem Eifer, die uns eben nur noch die Macht, ihr zu widerstehen, lassen. Jeder junge Mensch erfährt dieß; ihr alle, die ihr in diesem Alter stehet, habet eure Schwäche einer gewaltigen Leidenschaft gegenüber erfahren, welche sich auf das Süßeste und auf das Gemeinste bezieht, auf das Süßeste, weil sie sich an die Neigungen des Herzens heftet, auf das Gemeinste, weil

sie natürlicherweise in den Schlamm der Lüste hinabsinkt. Da sitzt eure Wunde; sie ist weit und tief, und wird euch die Gnade verliehen, ihren Reizen zu widerstehen, so ist es eine Gnade, jung wie ihr selbst, die noch nicht in den Kämpfen für das Gute gereift. Sie redet zu euch, sie rührt euch, sie macht euch frei; da sie aber nur erst ein erster und jungfräulicher Ausfluß der göttlichen Güte ist, da ihr derselben noch nicht mittelst einer längern Mitwirkung den Charakter der Tugend aufgeprägt habt, so leihet sie euch nur den Beistand einer rein wirksamen Thätigkeit, deren ihr, um widerstandsfähig zu sein, benöthigt seid.

Ach! weinet über euer Alter, doch verzaget nicht! Vor einem Irrthum vor Allem hütet euch, sprechet nicht: Später will ich Gott lieben, später ihm dienen; ich will ihn lieben und ihm dienen, wenn die Gluth der sinnlichen Leidenschaft in meiner tobenden Brust wird erkaltet sein. Denn vergeblich werdet ihr auf diese friedliche Stunde warten; sie kommt nicht von selbst, nicht mit der bloßen Zunahme der Jahre. Die Zeit befestiget in den Wesen nur das, was sie vorfindet, und findet sie das Laster vor, so drückt sie ihm von Tag zu Tag ein festeres Siegel auf. Bildet euch nicht ein, als athme der Greis in weißen Haaren die stille Ruhe, die vom Greisenalter gleichsam unzertrennlich sei; ja es trifft das zu bei einem Menschen, welcher seit dem Morgenrothe seiner Freiheit seine Leidenschaften bekämpft und denselben eine um so sicherere Richtung zum Himmel gegeben hat, je größere Anstrengung ihm dieß kostete. Ein Mensch dagegen, der feigherzig die Zügel seiner Seele aus den Händen verloren, der auf das Alter, nicht auf die Tugend gezählt hat, ein solcher empfängt von dem Alter statt Hilfe nur Schande. Die Triebfedern seines Willens, durch eine lange Entwöhnung der Herrschaft abgespannt, sind unfähig, ihn zu regieren, und seine Intelligenz, durch die gemeinen Bilder der Wollust verdorben, läßt aus seinen Gebeinen einen Rauch aufsteigen, der ihn berauscht, und gestattet ihm nicht einmal mehr, im Schlafe jene Reinheit zu finden, die der Tag ihm versagt.

Setzet also euere Hoffnungen nicht auf die Zeit: die Zeit wird euch nichts als die Reife eurer Laster oder eurer Tugenden bringen. Begründet von dieser Stunde an in euch die Herrschaft desjenigen, was ihr liebet, die Herrschaft des Guten, wenn das Gute es ist, was eure Liebe in Wahrheit besitzt. Diese Herrschaft, sie wird euch viele Mühe kosten. Der Kampf ist der Charakter des geistigen Alters, in welchem ihr stehet; aber es ist ein erfolgreicher Kampf, wo jeder Sieg die Kraft zum Siege in euch stählen und den Anker eurer Geschicke in den Grund der Ewigkeit einsenken wird.

Ein bedeutungsvoller Augenblick ist jener, wo die Seele endlich von Gott die Belohnung für die langen Anstrengungen ihrer Jugend empfängt und die Gnade des Gleichgewichts die einfache Gnade der Möglichkeit ablöst. In diesem neuen Stande macht sich die Leidenschaft wohl noch fühlbar und läßt die alte und nur allzu wohlbekannte Spitze ihres traurigen Stachels uns noch empfinden; allein sie trifft auf ein Fleisch, das allmählig durch die Tugend ist geläutert worden, auf Gebeine, in denen die Ehrbarkeit herrschet, auf ein Gedächtniß, das Gott erfüllt, auf einen Tempel, in welchem der heilige Geist wie an einem seit lange ihm heimischen Orte weilet; und so ahnet der Christ, trotz der noch immer lebendigen Kraft seiner verderbten Triebe, seine endliche Herrschaft und kann bereits in gerechter Freude mit dem heil. Paulus ausrufen: Wir alle schauen mit enthülltem Angesichte die Herrlichkeit des Herrn und werden umgewandelt in dasselbe Bild von Klarheit zu Klarheit wie von des Herrn Geist (2. Cor. 3, 18).

Auf diesem Punkte bleibt jedoch der Fortschritt der Gnade noch nicht stehen, bei denjenigen wenigstens nicht, die bis zum Ziele ihrer Erwählung gelangen, und während der Zeit des Gleichgewichtes, wie früher während der Zeit der Möglichkeit, treu ausharrend, von ihrer Geduld die letzten Schätze eines göttlichen Alters ernten. Jetzt schwinden bei diesen Glücklichen

die Schatten, die vom Leben her ihnen geblieben waren; ihre geöffneten Augen schauen die Wahrheiten des Glaubens in süßen, leuchtenden Thränen; sie können weder mehr bedauern, noch beklagen, noch verwünschen, so sehr ist die Welt mit ihren Bitterkeiten aus ihrem Herzen ausgezogen; und anstatt jener unruhigen Jugend, welche sie ehedem und so lange Zeit unter Gefahren gebettet hatte, erblühet in ihrer tiefsten Seele eine reine, schöne, dauernde Jugend, die für sie die Morgendämmerung der ewigen Jugend bei Gott ist. Sie haben, möchte ich sagen, keine Tugenden mehr, weil sie von keiner Anstrengung mehr wissen, und die Liebe sprudle in ihnen aus einer Quelle, wo jede Mühe aufhört und erlischt. Suchen Sie irgendwo nach den Ueberresten ihrer Leidenschaften? Es sind nurmehr noch unmächtige, zerstreute Trümmer, Ueberwundene, die die Hand ihres Gebieters küssen, und man könnte, auf ihre ehrerbietige Scheue hinblickend, von ihnen sagen, was der Dichter von den Mördern Coligny's sagte: „Von seinen Mördern umringt glich dieser große Mann einem mächtigen Könige, den sein Volk anbetet."

So steht es um uns, meine Herrn, wenn wir einen glücklichen Gebrauch von der Gnade der Möglichkeit und der Gnade des Gleichgewichtes gemacht haben und um unserer Treue willen von Gott die Gnade des Ueberflusses erhalten, welche den Kreis des göttlichen Fortschrittes hienieden beschließt.

Dieser Kreislauf tritt mit mehr oder weniger Geschwindigkeit in seine letzten Phasen, und der Ausgangspunkt ebensowohl als der Verlauf sind ins Unendliche verschieden, je nachdem Gott gibt und der Mensch mitwirkt. Einige überschreiten niemals das Alter der Möglichkeit; Andere gelangen blos bis zum Alter des Gleichgewichts; letztere gehen schneller, erstere langsamer. Bei Allen aber offenbaret sich, sobald die Zeit mit der Gnade zusammentrifft, das Gesetz des Fortschrittes und bringt seine Wirkungen hervor.

Was ist der Grund hievon? Er ist leicht anzugeben, meine

Herrn, und ich werde ihn mit einem Worte angeben: wie die Ungleichheit ein Bestandtheil der Ordnung, so ist gleicherweise der Fortschritt ein Bestandtheil der Vollkommenheit. In der That, Gott ist die Vollkommenheit, und da jedes Wesen von Gott unendlich weit entfernt ist, so befindet es sich in einer unendlichen Entfernung von der Vollkommenheit. Will es dahin gelangen, wie denn dieß sein Recht und seine Pflicht ist, so muß es nothwendig stufenweise aufsteigen, und jeder Schritt, welchen es auf dieser Bahn thut und der zu seinem Verdienste wie zu seiner Tugend etwas hinzufügt, bestimmt in ihm diese aufsteigende Bewegung, welche in allen Sprachen Fortschritt genannt wird. Man könnte sich einen plötzlichen Uebergang vom Bösen zum Guten, vom Guten zum Besseren denken, wie auch, daß der Mensch mit einem Sprunge an das Ziel seiner geistigen Bewegung gelange. Allein obschon es, wenigstens nach dem Aeußern zu urtheilen, Beispiele plötzlicher Bekehrung gibt, so gibt es doch keine Seelen, welche gleich am ersten Tage den höchsten Gipfel ihrer Heiligkeit erstiegen und nur noch in dem einförmigen Kreislaufe einer unabänderlich abgegrenzten Tugend sich zu bewegen gehabt hätten. Warum denn sollten sie sich nicht noch höher erheben? Haben sie etwa das Maaß der Fülle, die in Gott, ihrem Vorbilde und dem Urheber ihrer Berufung ist, erschöpft? Nein, gewiß nicht: auf welchem Punkte sie auch angelangt sein mögen, immer trifft an ihr Ohr das Wort des Herrn: *Seid vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist* (Matth. 5, 48), und jenes andere Wort: *Wer gerecht ist, werde noch gerechter, und wer heilig ist, werde noch heiliger* (Offb. 22, 11). Selbst dann also, wenn eine Intelligenz ein größeres Maaß von Gnade als die Apostel und Märtyrer vom Himmel empfinge, selbst dann, wenn sie im Stande der Heiligkeit geboren würde, stünde sie noch unter dem Gesetze des Fortschrittes, weil sie immer die unendliche Erhabenheit Gottes zum Vorbilde und zum Ziele hätte.

Zudem bleibt es wahr, daß der Fortschritt in seinem gewöhnlichen Gange langsam und stufenweise vor sich geht. Die Gnade, wie die Natur, thut nichts im Sprunge; wie die Pflanze in unmerklicher Bewegung wächst, wie die Frucht in Geduld sich färbet und reift, der Zeiger auf dem Zifferblatte in gleichem Schritte sich umdreht, ebenso erbauen sich die Gnade und die Tugend in der Seele eine Wohnung, die nicht das Werk eines Augenblickes, sondern die tägliche Arbeit der Ewigkeit ist. Der Grund hievon ist, weil Gott allein seiner Allmacht wegen auf allen Punkten zugleich handeln und augenblicklich etwas Vollkommenes schaffen kann; die Creatur dagegen, nach ihrem Wesen beschränkt, thut einen Schritt nach dem anderen, knüpfet eine Masche nach der anderen, und in beiden Fällen erfüllt sie ihren Raum und vollendet sie ihr Werk nur durch aufeinander folgende Anstrengungen. Allerdings kommen ihr besondere Tage, urplötzliche Erleuchtungen und Anwandlungen hoher Begeisterung; allein dieß ist nur eine ausnahmsweise Gnade und gewöhnlich nur die Wirkung einer Kraft, die sich langsam auf dem Grunde des Gefäßes, zwischen Gott und dem Menschen, angesammelt hat.

Das Gesetz des Fortschrittes und das der Ungleichheit, selber abgeleitet aus den Grundgesetzen der göttlichen Regierung, bestimmen das Verfahren Gottes rücksichtlich der Seelen und erweisen die Berechtigung, die Billigkeit und Güte desselben. Denn die Ungleichheit ist ein nothwendiger Bestandtheil der Ordnung, und der Fortschritt ein nothwendiger Bestandtheil der Vollkommenheit. Was kann nun aber Gott allenthalben wollen als Ordnung und Vollkommenheit? Beachten Sie sogar, daß vermöge eines wunderbaren metaphysischen Zusammentreffens der Fortschritt seiner Natur nach eine Ausgleichung der Ungleichheit in sich schließt. Derjenige, der weniger empfangen, vermag sich mit Hilfe des Fortschrittes höher zu erheben als Derjenige, der mehr empfangen, und die Erfahrung hievon können wir ebenso oft in der natürlichen wie in der übernatür-

lichen Ordnung machen. Ein Mensch kömmt reich, mächtig, als Erbe eines großen Namens zur Welt; ein anderer tritt zu gleicher Stunde arm und verachtet in sie ein. Hier offenbart sich das Gesetz der Ungleichheit; aber lasset die Zeit walten. Bald vergißt sich das Glückskind in dem Zauber seiner Geburt; es wächst in Weichlichkeit und Schmeichelei auf, unfähig, seinen Geist mit ernsten Studien und seine Seele mit hohen Gedanken zu beschäftigen. Es gibt sich dem kindischen Treiben jeden Tages, den Liebkosungen seiner Verwandten, der Dienstbeflissenheit seiner Diener, dem trügerischen Ueberflusse eines Lebens hin, das ihm in der Gegenwart nichts kostet und für die Zukunft nichts drohet; nach und nach entnervt sich seine Persönlichkeit, und der Sohn alter Helden ist höchstens noch ein liebenswürdiger Mensch, liebenswürdig jedoch nur in den Augen, die bei der Schönheit keine Tugend suchen. Der Arme dagegen erkennet frühzeitig seine Schwäche und seine Bedürfnisse; er lernt an den mühevollen Jahren seines Vaters das Loos kennen, welches die Vorsehung ihm bereitet hat, und wenn der Glaube ihn vor dem Neide bewahrt, wie die Noth vor der Trägheit ihn bewahrt, so gewöhnt er sein Herz an feste Gedanken, seinen Geist an ernste Ausbildung und seine Arbeit an ausdauernde Vorbereitung einer bessern Zukunft. Er sieht endlich den erwarteten Tag erscheinen, und seine Erhöhung füllt auf den unbekannten Blättern, auf welche die Vorsehung schreibt, den Platz aus, der durch die freiwillige Abwesenheit eines Sohnes Hannibals oder eines Sohnes Scipio's leer geblieben ist. Ebenso verhält es sich in der übernatürlichen Ordnung: eine kleine Gnade bringt in einer wenig begünstigten Seele ihre Frucht, während große Gnadengaben in einer undankbaren Seele, die gerade durch die Größe ihrer Erwählung sich hat täuschen lassen, fruchtlos bleiben.

Lassen wir daher, meine Herrn, von unsern Klagen gegen die Regierung der Vorsehung ab. Insgesammt haben wir von Gott den Keim des ewigen Lebens und hinreichende Hilfe, um

denselben in uns aufsprossen zu lassen, empfangen. Die kostbareren Gnaden, die Andern verliehen worden, gehören der ganzen Kirche an und fallen somit auf unsern eigenen Antheil zurück, wie unser Antheil in den allgemeinen Schatz zurückfließt, um zur Auferbauung der ewigen Stadt der Engel und Heiligen zu dienen. Zudem können wir durch hochherzigere Mitwirkung nebst unsern Verdiensten und Tugenden auch den Zufluß der Gnade selbst vermehren und auf diese Weise uns eine zweite und bessere Vorherbestimmung bereiten. Das Reich Gottes ist kein Reich des Neides, sondern ein Reich der Liebe, und die Liebe beschwichtigt in der Gemeinschaft alle Klagen über Austheilung und Bevorzugung. Nehmen wir uns so, wie wir sind, und auf dem Punkte, auf dem wir sind, nicht um uns zu beklagen, sondern um in der guten Anwendung der Gnadengaben Gottes vorwärts zu schreiten. Ihr, die ihr auf der ersten Stufe der göttlichen Thätigkeit stehet, auf derjenigen Stufe, auf welcher sie der Seele blos die einfache Möglichkeit, das übernatürliche Gute zu thun, mittheilt, verzweifelt nicht wegen der furchtbaren Herrschaft eurer Leidenschaften; bekämpfet dieselben mit der Gewißheit, sie eines Tages zu bändigen, und verachtet sie selbst in euren Niederlagen, gleich wie die Römer Hannibals Siege verachteten. Sechzehn Jahre stand Hannibal vor Rom, am Fuße des Tempels von Jupiter Latialis, mit Finger und Blick jene herrliche Ebene Latiums bedrohend, die dem römischen Volke das Dasein gegeben. Nach sechzehn Jahren dieser stolzen Herrschaft aber nahm Rom eines Tages ein Kind an der Hand, setzte es auf ein Schiff und befahl ihm, Carthago zu stürzen: Carthago fiel, und Rom, so lange es Rom war, sah nie mehr die Rauchsäulen des Feindes. Stehet ihr im Alter des Gleichgewichts zwischen dem Guten und dem Bösen, im Alter des Stillstandes, so bleibet dabei nicht stehen: der wahre Stillstand ist Gott. So lange ihr dahin nicht gelangt seid, haltet nicht still, sprechet nicht zu euch: Ich bin reif und vollkommen. Wenn ihr reif und vollkommen sein werdet, so wird die Ewigkeit es

wissen, und die Ewigkeit wird durch den Tod es euch sagen. Wirket die überfließende Gnade in euch, sind eure Leidenschaften vor euern Tugenden verstummt, genießet ihr in eurer Seele schon etwas von des Himmels Frieden, o dann öffnet euch wie eine Frucht, die nur noch sich selbst zu geben hat, und gießet in die Anderen den unerschöpflichen Balsam des ewigen Lebens. Aber bleibet demüthig, denn die Demuth ist die Schutzwache der Gnaden. Eine berühmte Frau hat gesagt, der Ruhm sei das Mittelglied zwischen Himmel und Erde. Sie irrte: die Demuth ist das Mittelglied zwischen Himmel und Erde.

Einleitung zur siebzigsten Unterredung.

Folgen wir der göttlichen Regierung auf den großen Schauplatz der Weltgeschichte, so könnte die Thatsache, daß Gott, der doch alle Menschen der christlichen Lehre zufolge selig machen will, viertausend Jahre lang der gefallenen Menschheit nicht blos keinen Erlöser geschenkt, sondern dieselbe, kaum ein einziges kleines Volk ausgenommen, dem tiefsten religiösen und moralischen Elende überlassen hat, leicht als Instanz gegen das Walten einer göttlichen Vorsehung geltend gemacht werden. Sehen wir zu, was diese Instanz auf sich habe?

Hat Gott das gefallene Menschengeschlecht wieder herstellen wollen, so können wir nicht umhin einzuräumen, daß er schon von Anfange an zu diesem Werke hat Vorkehrungen treffen, und daß die Spuren dieses Werkes, des größten und folgeschwersten nach der Schöpfung, mit einer seiner Bedeutung entsprechenden Deutlichkeit in der Weltgeschichte zu Tage treten müssen. Dieses Werk nun ist das Christenthum, und das Christenthum, behaupten wir, ist so alt als der Sündenfall, und zwar nicht blos in rein idealer, sondern auch in wirklicher, realer Weise, sofern nämlich das Christenthum schon im Anfange als lebendiger Keim vorhanden war, durch die Reihenfolge der Jahrhunderte nach seinen drei Seiten als Dogma, Gesetz und Sakrament sich immer weiter entfaltet hat, bis es in

Christus zu seiner vollen Reife gelangt ist. Die Geschichte liefert den Beweis für diese Behauptung. Adam nahm aus dem Paradiese nebst der Verheißung eines Erlösers die klare Erkenntniß Gottes als des Schöpfers, des Regenten und Richters der Welt, also ein Dogma mit sich, welches mit seinen nächsten, ihm ohne Zweifel gleichfalls bekannten Consequenzen das Christenthum in all' seinen Grundzügen enthält. Allerdings kam das Bewußtsein dieser Consequenzen seinen Nachkommen abhanden, und die Uroffenbarung selbst wurde im Laufe der Zeit mit Irrthümern zersetzt und durch den Götzendienst entstellt; dabei darf aber nicht vergessen werden, daß das Gottesbewußtsein eben durch den Polytheismus dem Atheismus gegenüber aufrecht erhalten wurde, und die Uroffenbarung, durch die Vernunft und Ueberlieferung getragen, nie und nirgends gänzlich verloren gegangen ist. Ebenso verhält es sich mit dem Gesetze. Das Gesetz, welches Adam gegeben ward, ist dasselbe, das später auf Sinai erneuert wurde, allem Wesentlichen nach auch den Heiden in das Herz geschrieben war, vom Dogma sein Licht und seine Weihe empfing und seinerseits das Dogma bestätigte. Auch das Sakrament endlich, welches die Gnade, die nothwendige Ergänzung des Dogma und Gesetzes, vermittelt, fehlte der vorchristlichen Welt nicht gänzlich: sie hatte ein, wenn auch unvollkommnes, so doch allgemeines und Allen zugängliches Gnadenmittel an dem Gebete. Es besaß somit die alte Welt alles Wesentliche des Christenthums, allerdings noch, wie dieß bei dem Jugendalter der Menschheit nicht anders zu erwarten ist, in einer sehr unentwickelten Form. Was aber hienach der vorchristlichen Welt abging, das ersetzte ihr Gott zum Theil durch Schickung gewaltiger, tief eingreifender Ereignisse, wie z. B. der Sündfluth, welche das Gedächtniß der Uroffenbarung wieder auffrischten und reinigten, vornehmlich aber durch die Auserwählung des israelitischen Volkes, welchem Gott theils schriftlich in den Tafeln des Gesetzes, theils mündlich durch die Stimme der Propheten immer neue Offenbarungen zukommen ließ. Diese Offenbarungen wurden von den Juden, begünstigt durch die geographische Lage ihres Landes, unter allen Völkern verbreitet, so daß Christus, da er endlich persönlich in der Welt erschien, nicht nöthig hatte, das Christenthum erst anzufangen, sondern nur es zu vollenden.

Kann dem Gesagten zufolge Gott keineswegs der Vorwurf gemacht werden, daß er die vorchristliche Welt gänzlich im Stiche gelassen habe, so kann vielleicht an dem Gange, welchen er in Führung derselben einhielt, ausgestellt werden, daß er ein unlogischer und unwirksamer sei. Beides ist ungegründet. Denn was das erste betrifft, so hätte Gott allerdings, wenn die Wiederherstellung des Menschen seine alleinige Sache gewesen wäre, dieselbe schon am Tage des Sündenfalls bewerkstelligen können; allein da die Mitwirkung des Menschen dazu unerläßlich war, so mußte offenbar, wie dieß auch wirklich und nachweisbar geschehen ist, der Fortgang dieses Werkes genau dem jeweiligen, in allmähliger Entwicklung begriffenen Zustande der Menschheit angepaßt werden, und konnte die Vollendung desselben erst dann erfolgen, als die Menschheit reif war, das ihrige zu der Menschwerdung des Gottes- und Menschensohnes beizutragen. Was die zweite Ausstellung betrifft, welche näherhin sich darauf gründet, daß das Christenthum sich noch keine allgemeine Aufnahme zu verschaffen gewußt habe, so muß dieß hinsichtlich seiner materiellen Ausbreitung zugestanden, kann andererseits aber auch nicht in Abrede gestellt werden, daß das Christenthum längst schon eine moralisch universelle Macht geworden ist, deren direkten oder indirekten Einflusse kein Volk mehr sich entziehen kann. Eben hieraus aber geht klar hervor, daß der Grund, warum es das Christenthum bisher noch nicht zu äußerer Universalität gebracht hat, nicht in ihm selber, sondern ganz anderswo zu suchen ist. Der wahre Grund davon liegt in der menschlichen Freiheit, welche Gott achtet und darum nicht mit Gewalt unter das Joch des Evangeliums beugen darf. Er liegt in der Verdorbenheit des menschlichen Herzens, welches sich gegen die Strenge des christlichen Sittengesetzes empöret. Er liegt endlich in dem unabläßigen Widerstande der Hölle, welche dem Christenthume tödtliche Feindschaft geschworen und in einer der göttlichen immer parallel gehenden Thätigkeit schon in der alten Welt die Menschheit erst sittlich zerrüttete und dann die religiöse Idee selbst verdunkelte, dem Christenthume selber zuerst mit der Waffe blutiger Verfolgung entgegentrat, dann den Arianismus, den Islam, endlich, da das Christenthum bereits im Begriffe stand, den verlornen Orient wieder zu gewinnen, den Protestantismus und jetzt, wo dieser unaufhaltsam seinem Ende entgegengeht, den aus ihm

hervorgewachsenen Rationalismus und Unglauben entgegenstellt. Angesichts dieser Hindernisse, welche der Ausbreitung des Evangeliums sich entgegenthürmen, ergeht an jeden wahren Christen die dringende Aufforderung, das Seinige nach Kräften beizutragen, um den endlichen Sieg des Christenthums zu beschleunigen.

Siebzigste Unterredung.

Von der Austheilung der Gnaden an die Menschheit unter der göttlichen Regierung.

Hochwürdigster Herr!
Meine Herren!

Sie können mir sagen: Du hast die Regierung der Vorsehung in Hinsicht auf die Seelen, wenn man sie so obenhin und einzeln für sich nimmt, gerechtfertigt; allein jede Seele ist im Grunde ein Geheimniß; was in ihr vorgeht, ist zweifelhaft, unbekannt und entbehrt derjenigen Gewißheit und Klarheit, die erforderlich sind, um das Verfahren Gottes in volles Licht zu setzen. Glücklicherweise handelt Gott noch auf andere Weise; er handelt offen, im Sonnenlichte, in der authentischen Geschichte der Menschheit; hieher müssen wir ihn vorladen, hier seine Rechtfertigung vernehmen. Fassen wir nun aber die Annalen der Menschheit aus dem Gesichtspunkte der Vorsehung ins Auge, was gewahren wir dann?

Gott, sagt man, wolle alle Menschen selig machen; er wolle dieß, wie ein Gott will, was er will, mit einer im Dienste einer höchsten Güte stehenden höchsten Macht und Weisheit. Er wolle es vom Anfange bis zum Ende, gestern, heute, morgen, allzeit; er habe folglich diesem ohne Ausnahme von ihm gesegneten Geschlechte allgemeine und bleibende Heilsmittel an die Hand geben müssen. Finden wir nun aber dieß in Wirklichkeit so? Im Gegentheile, wir sehen das Menschengeschlecht Jahrhunderte lang all' den Wechselfällen seiner Verkehrtheit preisgegeben. Ein Jahrtausend

geht vorüber; wo bleibt der Erlöser Christus? wo das der Welt verheißene Blut, welches in dem Geheimnisse der Gerechtigkeit, der Liebe und Freiheit, wie Du uns gesagt hast, Adams unglückliche Nachkommenschaft von ihrer erblichen Befleckung rein waschen soll? Nirgends kommt Etwas zum Vorschein. Abermals geht ein Jahrtausend vorüber; wo bleibt der Christus? wo bleibt das erlösende Blut? wo das Heil? Das menschliche Geschlecht stürzet sich in heilloses Verderbniß; abscheuliche Culte schänden die Idee Gottes und machen aus seinen Altären eine durch die Andacht geweihte Schule der Ausschweifung; Zwingherrschaften, würdig solcher Culte, erheben sich gegen alles Recht und gegen alle Vernunft; die Welt scheint eine dem dreifachen Dämon der Thorheit, der Knechtschaft und der Unzucht überantwortete Beute. Dennoch ist Schweigen im Himmel, Schweigen auf Erden, Schweigen während vierzig Jahrhunderte; nirgends etwas von Gott, als einige dunkle Thatsachen etwa, welche, wie man sagt, an einem vorherbestimmten Winkel der Erde, bei einer bevorzugten Familie, und zwar bei was für einer Familie, sich zeigen! Was sind diese Juden, auf welche allein Gott seine Blicke heftet, über denen er des Menschengeschlechtes vergißt? Siehe da die Geschichte der Vorsehung während viertausend Jahre. Vertheidiger Gottes, seiner Gesetze, seiner Regierung, was hältst du hievon, was sagst du hiezu?

Meine Herrn, ich gebe zu, ein Jeder, der retten will, muß Vorkehrung für die Rettung Derjenigen treffen, die er retten will. Da sich also Gott entschlossen hatte, den Menschen nach seinem Falle nicht verloren gehen zu lassen, sondern ihn und sein ganzes Geschlecht wiederherzustellen, so muß er seit Anbeginn der Welt sich ernstlich mit diesem großen Werke beschäftigt haben, und wir müssen die merklichen Spuren dieser seiner Thätigkeit auf allen Seiten der Geschichte des Menschengeschlechtes entdecken können. Da das Werk unserer Errettung seit der Schöpfung das hauptsächlichste, ja das alleinige Werk Gottes war, so muß es in einem Glanze erscheinen, der jeden anderen

Glanz überstrahlt, und Nichts auf Erden darf ein Siegel von Macht, Weisheit, Dauer und Majestät an sich tragen, welches demjenigen vergleichbar wäre, das geschichtlich der großartigen Thätigkeit der göttlichen Güte zu Gunsten unserer gefallenen Natur aufgedrückt ist. Können Sie nun daran zweifeln, daß sich dieß so verhalte? Ist nicht das Christenthum eben dieses Werk unserer Errettung, und was gibt es Aelteres, was Dauerhafteres, Sichtbareres und Größeres auf der Welt, als das Christenthum? Es ist wahr, Christus, der Sohn Gottes, ist erst nach einer viertausendjährigen Vorbereitung unter uns erschienen, und das vornehmlichste Mittel unserer übernatürlichen Erneuerung, sein Tod, ist materiell erst in dieser spätern Epoche der Menschheit erfolgt. Allein hieraus folgt nicht, daß das Christenthum genau mit diesem Tage erst seinen Anfang, und das Geheimniß unserer Erlösung erst vom Fuße des Kreuzes, wo das Opfer des Gottmenschen äußerlich vollendet ward, seinen Ausgang genommen habe. Dieses Opfer war am Tage unseres Falles schon bewilligt und angenommen worden, und der Himmel war Zeuge des idealen, versöhnenden Todes des Gottessohnes viertausend Jahre zuvor gewesen, ehe er vor unseren Augen zur blutigen Wirklichkeit ward. Das Lamm, sagt der heil. Johannes, war geschlachtet worden seit Anbeginn der Welt (Offb. 13, 8), und als zureichendes Opfer hatte sein Blut Alles im Himmel und auf Erden versöhnt, was die Sünde entzweit hatte. Die Menschheit war erlöst worden im Augenblicke ihres Falles: Christus, der Sohn Gottes, nach seiner ewigen Zeugung, war vermöge einer vorausbestimmten Zeugung Menschensohn geworden und hatte in seine sündelose Hände das Scepter unseres übernatürlichen Lebens genommen, das den schuldbeladenen Händen Adams entfallen war.

Das ist allerdings, werden Sie mir sagen, die katholische Lehre; allein diese Lehre findet keineswegs ihre Bestätigung in den menschlichen Thatsachen. Was war im Grunde das Christenthum vor Jesus Christus? Höchstens eine Hoffnung, eine

gewisse dunkle Ahnung, welche im jüdischen Volke von seinen Propheten und in der übrigen Welt durch die abgeschwächte Erinnerung irgend einer alten Ueberlieferung wach erhalten wurde. Aber war etwas Ernstliches geschehen, um die Völker auf die Glaubens- und Sittenlehre vorzubereiten, die wir in der Folge christliche genannt haben? Ist das wirkliche, thatsächliche Christenthum nicht eine neue Anstalt, eine Zeitrechnung, die mit dem Evangelium begonnen hat und all' denen, welche vor Verkündigung dieses göttlichen Gesetzes gelebt haben, unbekannt war?

Ich stelle, meine Herrn, die Verschiedenheit der Zeiten nicht in Abrede. Ich muß sie selber behaupten, da ich Ihnen gezeigt habe, daß Gott bei Austheilung seiner Gnaden den Weg der Ungleichheit und des Fortschrittes einschlägt. Wie bei jeder Seele, für sich allein genommen, die Gnade einen gewissen Gang einhält, der von dem freien Willen Gottes und dem des Menschen zugleich abhängt, ebenso entwickelt sie sich inmitten der Menschheit nach einem stufenmäßigen Plane, welcher nicht von der Gleichgiltigkeit seines Urhebers, sondern von der tiefen Weisheit zeugt, womit er Alles zu seiner Vollendung führt. Vor Jesus Christus war das Christenthum nur erst Keim, als Dogma sowohl wie als Gesetz und Sakrament; dieser Keim aber war nicht todt und nicht unfähig, die Welt zu erretten. Er hatte seit Adam die erforderliche Kraft empfangen, um alle Geschlechter zu heilen, und in demselben Maaße, als diese der vorausbestimmten Stunde der sichtbaren Ankunft und des Todes Christi sich näherten, erneuerte und mehrte Gott, weit entfernt, sie zu verlassen, das Licht, das er ihnen anfänglich hatte zufließen lassen. Beschuldigen wir die Vorsehung, sie habe unsere Väter vergessen, so wissen wir nicht, was sie für dieselben gethan hat. Lernen wir dieß heute, und lernen wir es aus der einzigen Geschichte, welche die Urkunden und Erinnerungen des Menschengeschlechtes authentisch enthält.

Adam verließ das irdische Paradies; er verließ es als ein Gefallener, aber mit einem Erlöser, den ihm der Mund Gottes

selber verheißen hatte, der keinen Tag von seiner Seite noch von der Seite seiner Nachkommenschaft weichen sollte. Er verließ es mit einem Dogma, einem Gesetze, einem Sakramente, die alle drei unvergänglich, alle drei die allgemeine Quelle des Heiles für die Menschen und die unerschütterliche Grundlage ihres Verkehres mit Gott waren. Er verließ es mit einem Dogma, weil der Geist einer sicheren Kenntniß des Prinzipes und des Endzweckes der Dinge bedarf; mit einem Gesetze, weil der Wille eine unverletzliche Regel für seine Handlungen braucht; mit einem Sakramente, weil die Seele ein übernatürliches Mittel nothwendig hat, um sich des Beistandes Gottes zu versichern und mit ihm sich zu vereinen. Dogma, Gesetz, Sakrament — darin besteht der ganze Bau des Christenthums und die ganze Organisation der Erlösung. Adam war im Besitze derselben. Er kannte Gott nicht allein mittelst der philosophischen Ableitung seiner Intelligenz, sondern daher, daß er ihn in einer Gestalt, die ihm seine Persönlichkeit offenbarte, gesehen und gehört hatte. Er kannte ihn als Prinzip, Vorsehung und Gerechtigkeit der Welt, und dieser dreifache Begriff von seiner höchsten Thätigkeit löste sich ihm nicht von der Idee seines Seins selbst ab. Gott erschien ihm als lebendig und wahr, weil er ihm als schaffend, regierend und richtend erschien; und so oft er seinen Namen aussprach, sagte ihm dieser Name allein: Er hat Alles gemacht, er regieret Alles, er wird Alles richten. Das war das erste und allgemeine Dogma, sehr verschieden vom Deismus wegen seines Ursprunges, da es die Frucht einer äußern Offenbarung war, und noch mehr verschieden von ihm seiner Gewißheit wegen, da es sich dem Geiste nicht als sein Werk darstellte, sondern auf den Granit einer fürdauernden und unverwüstlichen Ueberlieferung sich gründete. Und in diesem so kurzen Symbolum waren, wie der Baum in seinem Keime, alle die Geheimnisse enthalten, welche der Strom des Christenthums weiter ans Tageslicht fördern sollte. An Gott als Prinzip glauben, hieß an all' die Vollkommenheiten

glauben, die in seiner unbegreiflichen Natur eingeschlossen sind; an Gott glauben als Vorsehung hieß an all' die Mittel glauben, die es ihm gefallen würde, zur Wiederherstellung der Menschen in Anwendung zu bringen; glauben an Gott als den Vergelter hieß glauben an die Belohnungen und die Strafen der Ewigkeit, unter derjenigen Form, wie die untrügliche Gerechtigkeit sie bestimmen wird. Adam kannte für seine Person, auf Grund der Erleuchtungen des irdischen Paradieses, zum großen Theile die im ursprünglichen Dogma verborgenen Consequenzen; das Gedächtniß seines Geschlechts aber sollte nicht unterstützt werden, um die volle Erinnerung derselben zu bewahren, bis zu dem Tage, da jeder Schleier fallen und das Wort Gottes seine letzten Geheimnisse enthüllen sollte. Bis zu dieser Stunde der Vollendung war das menschliche Geschlecht im Genusse eines göttlichen Lichtes, welches fähig war, es zu erleuchten, sofern es sich erleuchten lassen wollte, und es mittelst der Intelligenz in einem wirksamen und übernatürlichen Verkehre mit Gott zu erhalten.

Hat das Menschengeschlecht dieß allzeit und überall gewollt? Ich behaupte das nicht. Wie es nach Jesus Christus Nationen gegeben, die vom hellen Lichte der katholischen Wahrheit sich abgewandt haben, so hat es gleicherweise vor ihm Menschen gegeben, welche die Fackel der Uroffenbarung weggeworfen haben. Gleichwie aber die späteren Trennungen weder die Stimme noch die Herrschaft des Evangeliums in der Welt unterdrückt haben, so haben die Auflehnungen der alten Zeiten gegen das patriarchalische Glaubensbekenntniß seine Gewißheit und Offenkundigkeit nicht im geringsten zerstört. Die Idee von Gott, von seiner Vorsehung, von seinen Rathschlüssen, lag vierzig Jahrhunderte lang offen vor den Augen unserer Väter, und die falschen Culte, welche diese ewigen Wahrheiten mit Irrthümern zersetzten, erhielten das Bewußtsein davon, während sie es der Form nach verdunkelten, der Sache nach wach. Die Sage warf ein entstelltes Bild der Geschichte zurück; drang dieses

Bild aber in das menschliche Herz, so wurde es durch seine Berührung mit der Intelligenz gereinigt, und selbst in der Lüge fand Gott ein Unterstützungsmittel seines Ruhmes und seiner Rechte. Zweifelsohne bearbeiteten damals, damals so gut wie heute, Trugschluß und Verneinung den Menschengeist, um ihn für den Atheismus zu gewinnen oder den Begriff der Gottheit in Grenzen einzuschließen, wo ihm alle Macht abgeht; allein umsonst. Das Volk hörte nicht auf diese vereinsamten Abstractionen, die ihm seinen Glauben zu rauben suchten; der Gott, den es anbetete, war ein lebendiger, ein persönlicher, thätiger Gott, der an den menschlichen Angelegenheiten Antheil nimmt, und es war weit eher dazu geneigt, sich ihn allzu nahe zu bringen, als ihn in die Ferne zu rücken. Der Götzendienst war die Folge dieser Neigung; der Götzendienst schloß jedoch die Erkenntniß des wahren Gottes nicht aus, und dieser Gott entschlüpfte nach Tertullians Bemerkung jeden Augenblick dem heidnischen Gewissen in jenen unwillkürlichen Ausrufen, welche die Sprache des Christenthums aufbewahrt hat: O Gott! o mein Gott! Der Götzendienst war im Alterthume das, was die Irrlehre in neueren Zeiten ist; wie die Irrlehre bei denen, die zu ihr sich bekennen, das Gedächtniß Jesu Christi nicht auslöscht, so erstickte der Götzendienst bei denen, die seine Opfer waren, nicht das Andenken an einen einigen und vollkommenen Gott. Schlaget ein ernsthaftes Buch des Alterthums auf, eine Geschichte, ein Gedicht, eine Tragödie, und ihr werdet durch die Extravaganzen des Heidenthums hindurch den Wohlgeruch einer ernsten, tiefen Religion empfinden, der sanft durchduftet und uns beweist, daß Gott das menschliche Geschlecht nicht verlassen hatte, sondern eine jede Seele bis zu einem gewissen Grade ihn erkennen, ihn lieben und ihm dienen konnte. Als die Apostel mit dem Worte und Kreuze Jesu Christi über die Welt sich verbreiteten, fanden sie nicht blos Juden und Götzendiener vor, sondern auch eine besondere Klasse von Menschen, die nach ihrem Thun als Anbeter Gottes, colentes (Apg. 13,

43; 17, 4 u. 17) bezeichnet werden. Dazu gehörte der Römer Cornelius, zu dem ein Engel gesandt ward, um ihm zu sagen: Cornelius, deine Gebete und deine Almosen sind emporgestiegen zum Andenken vor Gott (Apg. 10, 3 u. 4).

Das ursprüngliche und allgemeine Dogma schöpfte die Kraft zu seiner Erhaltung aus einer doppelten Quelle: aus der Vernunft des Menschen selbst und aus der Ueberlieferung. Keine dieser Quellen hätte jedoch ausgereicht, ihm eine ununterbrochene Dauer zu sichern. Die Vernunft ist zu schwach, um für sich allein das Gewicht Gottes zu tragen, und die rein äußerliche Ueberlieferung hat aus sich nicht hinlängliche Macht auf den Geist. Ihre Verbindung aber und ihr Zusammenscheinen machen sie, indem eine die andere ergänzt, zu Gebietern der Menschheit.

Ebenso verhält es sich mit dem Gesetze. Das Gesetz, welches Adam als Regel für seine und seiner Nachkommen Handlungen gegeben worden, ist dasselbe, das später auf Sinai erneuert wurde. Es lautete:

„Ich bin der Herr, dein Gott, und du sollst ihn allein anbeten."

„Du sollst meinen Namen nicht eitel nennen."

„Am siebten Tage sollst du ruhen, indem du ihn heiligest."

„Du sollst Vater und Mutter ehren."

„Du sollst nicht tödten."

„Du sollst keine Unreinheit begehen."

„Du sollst nicht stehlen."

„Du sollst kein falsches Zeugniß geben."

„Du sollst nicht begehren, was dir nicht gehöret."

Diese Artikel waren im Anfange nicht auf steinerne Tafeln gegraben, sondern aus dem Munde Gottes hervorgegangen; Gott hatte sie fast alle in das Gewissen des Menschen geschrieben, um für immer Prinzip heiliger Sitten und wahrer Civilisation zu sein. Ich sage: fast alle; denn das Gebot der Ruhe

und der Heiligung des siebten Tages trug, obwohl es ein uranfängliches ist, doch nur den Charakter einer Anordnung, welche dem Geiste nicht unter der metaphysischen Form einer schlechthinigen Pflicht sich darstellen konnte. Diesen Punkt ausgenommen, den die Gewohnheit der Mehrzahl der Völker übermachen sollte, hatte die ursprüngliche Gesetzgebung ihre doppelte Stütze in dem Bewußtsein und der Ueberlieferung. Tochter und Schwester des Dogma empfing sie von dem Lichte des letztern eine religiöse Weihe, und das Dogma seinerseits borgte von ihr den wohlthuenden Glanz, welchen die Gerechtigkeit der Wahrheit mittheilt. Das Dogma sprach von Gott, von dem Menschen und ihren beiderseitigen Beziehungen; das Gesetz redete gleichfalls von Gott, von dem Menschen und ihren Beziehungen; das Dogma aber band den Geist, indem es ihn erleuchtete, das Gesetz band den Willen, indem es ihm gebot. Indem beide in die menschliche Seele übergingen, liehen sie sich gegenseitigen Beistand, und der hl. Paulus konnte beide unter eine Benennung zusammenfassen und zu den Heiden, um die Wege Gottes rücksichtlich ihrer zu rechtfertigen, sprechen: Wenn die Heiden, welche das (geschriebene) Gesetz nicht haben, aus natürlichem Antriebe das thun, was zum Gesetze gehört, so sind sie, die so ein Gesetz nicht haben, sich selbst Gesetz und zeigen, daß das Werk des Gesetzes in ihre Herzen geschrieben sei, indem ihr Gewissen ihnen (davon) Zeugniß giebt, und die Gedanken sich unter einander anklagen oder lossprechen, am Tage, wann Gott gemäß meinem Evangelium das Verborgene der Menschen richten wird durch Jesum Christum (Röm. 2, 14—16).

Dogma und Gesetz genügen nicht, meine Herrn, um die übernatürliche Ordnung zu begründen, welche wir das Christenthum nennen; die Gnade ist ein unerläßliches Element dabei; denn sie allein dringet bis auf den Grund der Seele und stimmet sie dazu, dem Dogma zu glauben, das Gesetz zu erfüllen,

und erhebt sie bis zu Gott vermöge einer wirklichen Theilnahme an seiner Natur und an seinem Leben. Die Gnade macht den Christen; denn sie ist's, was ihm die innere Salbung der Wahrheit und Liebe giebt — eine Salbung, welche der Heiland der Welt in unaussprechlicher Fülle empfing, um in seiner Person der unerschöpfliche Schatz der Menschheit zu sein, woher er denn auch den Namen Christus, d. i. der Gesalbte, erhalten hat. Und nach ihm müssen Alle in einem Maaße, welches von der Auserwählung Gottes und unsrer Mitwirkung abhängt, wir alle müssen Menschen der Gnade, folglich Gesalbte oder Christen sein. Gott aber, der dieses große Geschenk uns gemacht, hat sich die Verwaltung desselben nicht allein vorbehalten wollen; es hat ihm auf Antrieb seiner Freigebigkeit und Billigkeit gefallen, uns eine Macht über sich einzuräumen, wie er Macht über uns hat, und mit gewissen Handlungen eine übernatürliche Kraft zu verknüpfen, welche dieselben selbst in unsern schwachen Händen zu Werkzeugen der Gnade und Wiederherstellung machte. Ich meine das, was die christliche Sprache mit dem Namen Sakrament bezeichnet. Wie das Dogma und das Gesetz, so haben auch die Sakramente erst mit der Ankunft Christi ihre ganze Vollendung erreicht; ihre Einsetzung aber steigt bis zur Wiege des Menschengeschlechtes hinauf. Der Baum des Lebens in dem irdischen Paradiese war ein Sakrament; Adam selbst, als Träger einer erblich auf seine Nachkommenschaft überleitbaren Gnade, war ein Sakrament. Nach seinem Falle, da dieses Vorrecht ihm entzogen ward, welches in ihm wie in einem einzigen Oceane den Strom des menschlichen und den Strom des göttlichen Lebens vereinigt hatte, ließ ihm Gott zum Pfande seiner Erbarmung und zur Stütze in seinem Falle, ein unvollkommnes, jedoch kräftiges Sakrament, welches für alle Zeit das Licht, die Kraft und der Trost seiner Nachkommenschaft sein sollte. Welches ist, meine Herrn, dieß erste Sakrament des Falles? Welches ist dieses Werkzeug der Gnade, das die Sünde nicht zerstört, welches bestimmt ist, sie

immer zu überdauern, dessen Kraft die Seele vermöge eines unveräußerlichen allgemeinen Priesterthums in sich trägt? Sie haben dasselbe ohne Zweifel schon genannt; denn es gibt Niemand unter Ihnen, der seine wohlthuende Wirksamkeit nicht schon erfahren, der mit seiner Hilfe nicht versucht hätte, Gott wieder zu gewinnen, wenn er ihn verloren, und seine Herrschaft in seinem Herzen zu mehren, wenn diese Herrschaft darin schon begonnen hat. Jesus Christus sprach zum Volke von der Bergeshöhe: Bittet, und es wird euch gegeben werden, suchet, und ihr werdet finden, klopfet an, und es wird euch aufgethan werden. Denn ein Jeder, der bittet, empfängt, und wer suchet, der findet, und wer anklopfet, dem wird aufgethan werden (Matth. 7, 7 u. 8). Was da Jesus Christus zum neuen Volke sprach, das hatte Gott zum alten Volke in der Person Adams gesprochen, und diese von Geschlecht zu Geschlecht bewahrte Ueberlieferung hatte das Gebet zur Waffe, zum Balsame und Weihrauche der Menschheit gemacht.

Ich habe nicht nöthig, meine Herrn, die Allgemeinheit des Gebetes Ihnen nachzuweisen. Blicken Sie in die Geschichte; schlagen Sie dieselbe an einem Zeitpunkte und an einem Orte auf, an welchem Sie wollen, überall werden Sie den Menschen treffen, wie er vor Gott niedergeworfen ihn um Alles, selbst um das Unmögliche bittet. Mag die Skepsis sich darüber aufhalten und die Gottlosigkeit spotten, das ist nur ein Grund weiter, dieses unerschütterliche Vertrauen aller Jahrhunderte auf die Kraft des Gebetes zu bewundern und an ihm eine Einrichtung zu erkennen, welche mit dem Herzen des Menschen und dem Willen Gottes in Bezug auf ihn in wesentlichem Zusammenhange steht.

Hieß das also unsere Väter verlassen, wenn man ihnen all' die eben aufgezählten Heilsmittel in die Hand legte? Wir haben allerdings mehr als sie; sie aber hatten vor uns alles Wesentliche des Christenthumes, das Dogma, das Gesetz, das

Sakrament, und was sie besaßen, ist annoch die Wurzel, welche trägt und nähret, was wir besitzen, gleichwie das Leben des gereiften Mannes auf seine Kindheit zurückgeht und aus dieser den Saft zieht, der seine Persönlichkeit charakterisirt. Außerdem besaß dieses Jugendalter des Christenthums noch manchen Ersatz: das Menschengeschlecht war selbst jung, seinem Ursprunge näher und genoß eine Erziehung, welche ihm durch die Prophetie und durch Ereignisse angedieh, deren Größe von Epoche zu Epoche das ganze Licht der Ueberlieferung erneuerte. Gott handelt auch in unserem Zeitalter noch auf wahrnehmbare Weise, wie solche den Bedürfnissen der moralischen Welt angemessen ist; da aber die Ankunft Jesu Christi und die Autorität der Kirche Allem eine endgiltige Grundlage gegeben haben, so ist die Stimme der Propheten, wenn sie sich noch vernehmen läßt, nur mehr etwas Zufälliges, und die am meisten in die Augen fallenden Thaten der Vorsehung haben den gigantischen Charakter der Urzeit verloren. Wie man beim Aufgraben der Erde in ihren ältesten Lagern die Trümmer einer kolossalen Vegetation entdeckt, so trifft man, wenn man die Geschichte der ältesten Zeiten aufschlägt, Spuren von Ereignissen, welche in den jüngern Jahrhunderten ihres Gleichen nicht haben. Die Sündfluth, die Vereinigung und Zerstreuung der Menschen auf den Gefilden von Sennaar gehören dahin. Der providentielle Zweck der Sündfluth war, außer der Strafe für die allgemeine Verschlechterung, der, den Menschen nochmals auf die Einheit einer Familie zurückzuführen, um in ihr die Ueberlieferungen wieder aufzufrischen, diese von hier wieder ausgehen und mit sichtbarerer Kraft in die gereinigten Adern des Menschengeschlechtes sich ergießen zu lassen. Die Katastrophe von Babel, dem Plane der Einheit dem Anscheine nach zuwiderlaufend, war gleichwohl nur die Folge davon; denn indem sie die Sprachen vervielfältigte, so vervielfältigte sie auch die Zeugnisse zu Gunsten der Wahrheit, welche jeglicher Stamm unter verschiedenen Lauten und Zeichen in seinem Gedächtnisse mitnahm. Das waren indeß

ausnahmsweise Ereignisse, in die Zwischenakte des Drama's der Vorsehung eingeflochten, welche eigentlich gesprochen keinen Theil des natürlichen Fortschrittes des Christenthumes ausmachten, obwohl sie zu seiner Erhaltung dienten.

Schlagen Sie nun eine Weltkarte auf und legen Sie den Finger auf den Punkt, wo der zweiunddreißigste Grad der nördlichen Breite den dreiunddreißigsten Längegrad östlich vom Pariser Meridian schneidet: das Land, auf welches Sie deuten, heißt das heilige Land. Blicken Sie um sich: hier nach Westen öffnet sich ein langes und breites Meer, welches mit seinen Wogen alle Golfe Griechenlands, Italiens, Galliens, Spaniens und Afrika's bespült, durch eine Wendung bis zu den Einöden des Nordens sich erstreckt, während es durch einen anderen Ausläufer die atlantischen Wüsten berührt, und so von Gott zur Heerstraße der Nationen bestimmt worden ist. Im Süden wogt ein anderes Meer und sucht sich mit jenem zu vereinigen; es ist ein Arm des indischen Weltmeeres, der die Schiffe der Welt herbeizieht, um sie an alle Gestade Asiens zu tragen und denselben die Quelle der Reichthümer zuzuführen, welche unter den Strahlen einer nie abnehmenden Sonne erzeugt werden. Gegen Osten bewässern zwei große Ströme, die an der Wiege des Menschengeschlechtes entspringen, die fruchtbaren Ebenen, welche die ersten Fußtritte der Menschen betraten, und gegen Süden sich ziehend münden sie auf einem anderen Wege in die mächtigen Gewässer ein, welche Asien umschlingen. Um diesen herrlichen Punkt herum, in ungleichen, aber nahen Entfernungen hat Memphis seine Tempel erbaut, wo die Weisheit sich birgt; hat Tyrus seine Häfen gegraben, von wo aus es seinen Purpur allen Völkern zuführt und ihre Güter dafür eintauscht; haben Ninive und Babylon ihre Mauern aufgebaut und jene alten Reiche errichtet, die den Stolz der Eroberung und Beherrschung hienieden aufgebracht haben. Jeder Winkel der Erde ist da berühmt, und der Fuß des Arabers stößt dort nach sechzig Jahrhunderten ohne Ende auf Ruinen, die in Staunen setzen,

und auf Denkmale, die das Herz ergreifen. Die ganze alte Civilisation, der Krieg, der Friede, die Künste, der Handel, das Leben und der Tod haben dort ursprünglich gewohnt, und als Griechenland und Rom, die zweiten Töchter des Alterthums, in der Ferne erschienen, um neue Zeitalter anzukünden und vorzubereiten, so sandten sie, das eine seinen Alexander, das andere seine Konsuln, um den Ruhm ihrer Jugend mit dem erschöpften Ruhme jener Urwelt zu verschmelzen.

Dort also, am Zusammenflusse der menschlichen Dinge, beschloß Gott, der durch sein Wort das Christenthum begründet und schon einmal erneuert hatte, dasselbe schriftlich zu fixiren, und zwar bei einem Volke, welches Verwahrer und Organ seiner Gedanken zumal sein sollte, unbeugsam wie die Schrift, beweglich wie die Fortpflanzung. Von Aegypten zum Sinai, vom Sinai nach Jerusalem, von Jerusalem nach Damaskus, Ninive, Babylon führte Gott das Volk, dem die Schrift und die Initiative zu Theil geworden, durch Wechselfälle hindurch, welche die Geschichte erfüllen und an die berühmtesten Ereignisse der profanen Welt sich anlehnend in den Denkmälern wieder zum Vorschein kommen, welche die moderne Wissenschaft alltäglich entdeckt und zu ihrer großen Verwunderung aus dem halb geöffneten Grabe des Alterthumes zu Tage fördert. Krieg, Gefangenschaft und Handel brachten die Juden mit allen alten Völkern in Berührung; sie herrschten mit Daniel in Babylon, mit Esther in Persien, sie dictirten dem Cyrus Gesetze, erwarben sich die Achtung Alexanders, und einer der Lagiden ließ zweihundert fünfzig Jahre vor Christus ihre heiligen Bücher in das Griechische übersetzen. Allwärts, wohin der Geist Gottes sie führte, brachten sie auch ihre Gottesverehrung mit, und ihre friedlich auf der Welt zerstreuten Synagogen wurden die ersten Tempel, wo die Apostel die Ankunft und den Tod des von den Völkern Ersehnten verkündigten.

Sieben Jahrhunderte nach der Sündfluth, meine Herrn, fünfzehn Jahrhunderte vor Jesus Christus, in dem Augenblicke,

da die großen menschlichen Gewalten sich bildeten, grub also Gott die erneuten Grundzüge des Christenthums in Erz, das Dogma, das Gesetz, das Sakrament, die Ueberlieferungen der Vergangenheit sammt den Weissagungen der Zukunft, und übergab diese von seinem Finger beschriebenen oder von ihm dictirten Tafeln allen Völkern, welche damals die Weltbühne einnahmen, zur Einsichtsnahme. Umsonst hat der Unglaube dieß läugnen und die heiligen Bücher in das Dunkel einer ebenso gleißnerischen als außer Fassung gebrachten Wissenschaft hüllen wollen: das biblische Gebäude steht zu fest im Mittelpunkte der Geschichte und hat jenem Spiele einer falschen Weisheit getrotzet, und jeden Tag gewinnt in dem Maaße, als die Schleier fallen, welche die alte Welt unseren Blicken entzogen, die Bibel in wunderbarer Weise an Gewißheit und Klarheit. Die Schrift Gottes hat ihr Wort bestätiget, und was auf die Länge, da die Prophetie verstummte, nur ein schlecht unterstütztes Andenken gewesen wäre, das ist der unverlierbare Anker, der für immer die Arche der Wahrheit hält.

Ist das jedoch Alles? Gibt es außer dem Worte und der Schrift nichts mehr für eine Lehre zu thun, welche von Gott stammet und die Welt erretten soll? Sie haben Recht, meine Herrn, Etwas bleibt noch zu thun übrig. Es ist viel damit gethan, wenn man gesprochen hat, nicht wie ein Redner, dem man heute Abend Beifall zuklatscht und morgen vergißt, sondern mit einer Autorität, welche im Bewußtsein fortlebt und eine allgemeine und lebendige Ueberlieferung begründet. Es heißt viel, wenn man geschrieben hat, nicht wie ein Schriftsteller, den man bewundert und immer von neuem liest, sondern mit einer Macht, die den Glauben einflößt, den Gottlosen in Verwirrung setzt und, nachdem sie einmal die Zeiten und die Dinge in zwei Theile, einen göttlichen und menschlichen, zerfällt hat, keiner Intelligenz die ungestrafte Vermischung beider gestattet. Das, sage ich, heißt viel gethan; da aber Wort und Schrift nur Zeichen oder Sinnbildung einer Person sind,

so erübriget noch, diese selbst zu sehen. Hierin bestand der dritte und letzte Fortschritt des Christenthums. Nach viertausend Jahren der Vorbereitung, während welcher die Menschheit nie auf einen Tag nur war verlassen gewesen, erschien Derjenige, welcher des Wortes und der Schrift Urheber ist, welcher, nachdem er den Menschen für die Laufbahn einer Vollkommenheit geschaffen, die nur an dem Ziele der Seligkeit enden sollte, niemals aufgehört hatte, auf der langen und mühseligen Pilgerschaft seiner Freiheit ihn zu begleiten. Er kam in der Person seines eingebornen, mit ihm gleich ewigen Sohnes, ein seit Anbeginn der Welt angenommenes Opfer, um die Versöhnung der Sünde zu sein, die uns zu Grunde gerichtet und zu der unsere Väter während vier Jahrtausenden das Gewicht ihrer persönlichen Versündigungen hinzugefügt hatten. Er kam, nicht um das Christenthum anzufangen, sondern es zu vollenden, nicht um das Dogma, das Gesetz und Sakrament, welche das Leben der früheren Zeitalter gewesen, zu schaffen oder aufzuheben, sondern um denselben ihre endgiltige Form und ihre letzte Weihe zu geben. Er kam: alle Völker sahen ihn an diesem erhabenen Punkte der Welt und Geschichte, mit Beziehung auf welchen die Vorsehung Alles angeordnet hatte. Das erwartete Opfer fiel vor den auf dem Calvarienberge gegenwärtigen Repräsentanten der Menschheit; der Himmel nahm dieß Blut an, die Erde trank dasselbe; es bestätigte von neuem das Wort und die Schrift Gottes, indem es ihnen das Siegel eines Verdienstes und einer Beglaubigung aufdrückte, welche durch nichts mehr überboten werden konnten. Eine unerhörte Erneuerung ging vor sich, und das feuchte, heitere, offene Auge des Menschen konnte nicht müde werden, auf jenes Kreuz zu blicken, wo an dem Fleische des Mensch gewordenen Gottes das Geheimniß des allgemeinen Heiles sich erfüllet hatte.

Angesichts dieser kurzen Darlegung des Planes der Vorsehung rücksichtlich der Menschheit glaube ich nicht, meine Herrn, daß Sie Gott noch der Gleichgiltigkeit oder Unthätigkeit be-

schuldigen können. Höchstens werden Sie noch den Gang tadeln, den er in der zeitlichen Erweisung seiner Barmherzigkeit eingehalten hat, als ob derselbe ein unlogischer und unwirksamer Fortschritt sei, nicht im Stande, den Geist zu befriedigen und seinen Bedürfnissen zu genügen.

In der That, werden Sie sagen, wenn der Mensch bei seiner Thätigkeit unter dem Gesetze des Fortschrittes steht, so läßt sich das begreifen, weil er beschränkt ist und nach einem unendlich weit über ihm liegenden Ziele strebt. Gott dagegen, die ewige Weisheit und Macht, braucht sich, welchen Zweck er sich auch stellen mag, nicht an Raum und Zeit zu binden; er ist überall gegenwärtig, und seine Thätigkeit, vollkommen wie sein Wesen, umfaßt in einem untheilbaren Augenblicke den ganzen Kreis der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Er braucht nur zu wollen, um am Ziele zu sein, und es hing von ihm ab, mit dem Ende zu beginnen. Warum also hat er Jahrhunderte lang gezögert und hingehalten? Warum hat er, ein später und verzögerter Erretter, nur nach und nach die verwickelten Mittel zu unserer Wiederherstellung in Anwendung gebracht, anstatt im Frühlinge unserer Sünden die Sonne zu entzünden, welche am ersten Tage schon sie zerstreut hätte?

Meine Herrn, es ist außer Zweifel, Gott steht vermöge seiner Natur nicht wie wir unter dem Gesetze des Fortschrittes; es steht in seiner Macht, auf einen Schlag dem Werke, das er will, wenn es einzig und allein das seinige ist, seine ganze Vollendung zu geben. Aber Sie vergessen zwei Dinge, daß es Gott nämlich frei steht, in der Zeit zu wirken und in der Zeit an einem Werke zu arbeiten, welches die Mitwirkung auf einander folgender und beschränkter Wesen erfordert. Trifft diese doppelte Bedingung zu, so ist der Fortschritt, weit entfernt, eine unerklärliche Laune Gottes bei seiner Thätigkeit zu sein, vielmehr ein nothwendiges Element der Ordnung, der Uebereinstimmung und Schönheit. In der That darf man darin nicht die Hand Gottes allein erblicken, sondern auch die Hand

des Geschöpfes, eine schwache und langsame Hand, auf welche um so mehr Rücksicht genommen werden muß, als sie gänzlich verschwinden würde, wenn die göttliche Thätigkeit bei ihrer Führung ihre Allmacht und höchste Gewalt mißbrauchte. Wie ein in seiner Kunst ergrauter Bildhauer den Meißel eines Kindes auf dem Marmor führt, so muß der ewige Baumeister die Hand der Menschheit mit Schonung führen und ihr gestatten, bei einer fortschreitenden Erziehung in dem ihnen gemeinsamen Werke all' ihr Genie und all' ihre Kraft zu entfalten. Aus diesem Grunde hat sich Gott unserem Geschlechte immer in einem Maaße gezeigt, welches ausreichte und uns stufenweise in das Geheimniß unserer Wiederherstellung einweihte. Anfänglich eine einfache Familie, bedurfte die Menschheit nur Familien-Erinnerungen, ein väterliches Priesterthum, ein Dogma und ein Gesetz, welche ihr Gewissen durch ihre natürliche Klarheit beherrschten, und ein Sakrament, welches dem Herzen eines Jeden eine lebendige und einfache Quelle war. Das lange Lebensalter des Menschen, im Vergleiche mit welchem das unsrige nur noch ein Schatten ist, zog diesen jungfräulichen Zustand der Religion weit in die Länge. Das Zelt der Patriarchen, das mehrere Jahrhunderte lang ihr ergrautes Haupt schirmte, erhielt mit Leichtigkeit das Gedächtniß der Vergangenheit; und damit der Strom der Wahrheit lebendig vor den Augen der Geschlechter bliebe, war weiter nichts nothwendig, als daß die Schrift seine Fluthen in Erz grub. Adam, reich an Erinnerungen an sein Glück und an Reue über seinen Fall, stand diesem ersten Zeitalter vor, wie Jesus Christus dem Zeitalter vorsteht, an welchem wir angelangt sind. Man sah ihn von ferne, durch die vollendeten und nicht vergessenen Thatsachen hindurch, wie wir Christus durch die Aufeinanderfolge der Begebenheiten hindurch sehen, deren unmittelbare Erben wir sind.

Die Sündfluth brachte das Menschengeschlecht zur Herrschaft des patriarchalischen Zeitalters in dem Augenblicke zurück, wo die Entsittlichung bei Adams Nachkommenschaft die Aner-

kennung erstickte, welche sie Gott schuldete. Noe, der Erretter der Welt, stieg mit seinen Söhnen und Töchtern wieder von den Bergen herab — der einzige Ueberrest aus der Ernte von achtzehn Jahrhunderten — und nahm am Ufer der Flüsse, welche das irdische Paradies bewässert hatten, den zerrissenen Faden unserer Geschicke wieder auf. Die Lebenstage des Menschen aber hatten ebenso wie die gesammte Natur in Folge der Sündfluth eine merkliche Veränderung erlitten. Die Hand Gottes hatte sie abgekürzt, und anstatt jener langen Lebensdauer, welche alle Geschlechter zu Zeitgenossen machte, blieben uns, um unser Gedächtniß zu unterstützen und unsere Laufbahn zu bemessen, nur allzu kurze Sonnen noch übrig. Aus der Abkürzung der Zeit und dem Anwachsen der Bedürfnisse gingen getheilte Völker hervor, und damals war es, daß Gott die Ueberlieferungen befestigte, indem er sie schriftlich in einem Volke erneuerte, welches Zeuge der Vergangenheit, Prophet der Zukunft, Hoherpriester und Missionär des Menschengeschlechtes zumal sein sollte. So bildete sich das menschliche Geschlecht unter der fortschreitenden Leitung der Vorsehung nach und nach heran, in derselben Weise, wie der einzelne Mensch von der Kindheit in die Jugend, von der Jugend in das Mannesalter übertritt. Und wie keines unserer Lebensalter wegen des unter ihnen herrschenden Mißverhältnisses sich beklagen kann, verlassen oder schlecht bedacht worden zu sein, ebenso wenig hat eines der Lebensalter der allgemeinen Menschheit ein Recht, über die Hilfe sich zu beschweren, die ihm zu Theil geworden. Diese Hilfe steht mit der normalen Entwicklung der Menschheit im Verhältnisse; sie fördert dieselbe, läßt ihr aber ihren rechtmäßigen Antheil an der Thätigkeit, auf daß das Werk des Christenthums ein Gott und dem Menschen gemeinsames sei, und jedes Jahrhundert, ein Kind der Zeit und der Ewigkeit, seinen lebendigen Stein zu dem Gebäude beitrage, dessen Grund Christus war, und dessen Krone er sein sollte. Nicht der Himmel ganz für sich allein erzeugte den Erlöser; er ward ebensowohl

im Schoose der Welt genähret, als er im Schoose Gottes verborgen war. Darum rief der Prophet, um sein Kommen zu beschleunigen, aus: Thauet Himmel den Gerechten und Wolken regnet ihn herab; es öffne sich die Erde und lasse hervorsprossen den Heiland (Jes. 45, 8). Dieser prophetische Ausruf spricht das ganze Geheimniß aus. Gott und der Mensch, die Zeit und die Ewigkeit, die Erde und der Himmel wirkten zu der Menschwerdung des Sohnes Gottes zusammen. Von oben ward sie vorbereitet durch eine fortlaufende Ausgießung der Gnaden, hienieden durch die Seufzer und den Schweiß der Heiligen, bis von Adam auf Noe, von Noe auf Abraham, von Abraham auf David, von David auf Maria das menschliche Blut im Schmerze und in der Tugend genugsam geläutert war, um dem mackellosen Worte ein Fleisch darzubieten, mit dem es sich umkleiden konnte, in welchem es leiden wollte, mit dem es die Welt erlösen konnte und wollte.

So arbeitet auch heutzutage noch, auf dem Wendepunkte des Calvarienberges, der in die Zukunft schaut, die Menschheit mit ihren Verdiensten am gemeinsamen Heile, das sie dereinst vorbereitet hatte. Jetzt ebenso wenig als ehedem ist Gott ganz allein bei dem Geheimnisse der Wiederherstellung thätig; unsere Gebete wirken dazu mit, unsere Thränen tragen dazu bei, und der große Tag, wo nur eine Heerde und ein Hirt sein wird, wird in der Vorherbestimmung Gottes verzögert oder beschleunigt, je nachdem unsere Laster oder unsere Tugenden in der ewigen Wage der untrüglichen Gerechtigkeit mehr oder weniger wiegen. Verhielte es sich anders, so würde Gott Alles, der Mensch Nichts thun, und die moralisch von einander getrennten Jahrhunderte würden nur durch die Aufeinanderfolge der Tage und Nächte verkettet sein, während sie jetzt durch die sich verflechtenden Folgen des Guten und Bösen verknüpft sind.

Diese Bemerkung führt uns zur Auflösung des zweiten Einwandes, den man gegen den Fortschritt des Christenthums, so wie er in der Geschichte sich offenbart, vorbringt. Man

nannte diesen Fortschritt unlogisch; wir haben bewiesen, daß er dieß nicht ist. Man behauptet weiterhin, er sei wirkungslos, d. h. er habe ehedem nicht erreicht und erreiche heutzutage ebenso wenig das allgemeine Ziel, welches im Gedanken Gottes ihm vorgesteckt sei.

Es ist richtig, meine Herrn, das Christenthum hat die Welt noch nicht erobert, wenn man dieß von einer Eroberung oder Besitzergreifung versteht, die materiell unbeschränkt ist. Im moralischen Sinne jedoch ist das Christenthum allgemein, d. h. es hat dasselbe durch seine Ausbreitung und seine aufeinanderfolgenden Erneuerungen einen bleibenden Einfluß auf die Schicksale des Menschengeschlechtes geübt und allen Menschen, zu welcher Zeit und an welchem Orte sie auch gelebt haben mögen, die Mittel an die Hand gegeben, um die Vollkommenheit, zu der sie berufen sind, und die Seligkeit zu erreichen, welche die ihrer Vollkommenheit verheißene Belohnung ist. Würde ein einziger Mensch dem inneren und äußeren Einflusse des Christenthumes entgangen sein, so müßte niemals, weder mittelbar noch unmittelbar, eine Ueberlieferung ihn berührt, es müßte Gott nie das Licht einer frommen Anwandlung in sein Herz gesandt haben. Daß dem so sei, wird man nicht nachweisen können, und was wir von der Vorsehung im hellen Lichte der Geschichte gesehen haben, das berechtigt uns zu der Behauptung, daß seine Barmherzigkeit selbst in den unglücklichsten Fällen Mittel sich vorbehalten habe, um uns in dem Blute der Erlösung zu baden. Deßungeachtet bleibt wahr, daß das Christenthum allzeit thätig und allzeit unbesiegbar, den Erfolg einer materiell allgemeinen Verwirklichung noch nicht erzielt hat, wie wir eine solche von einer göttlichen Einrichtung erwarten könnten. Das Christenthum ist das größte Ding; aber es ist nicht das einzige Ding der Welt. Es ist höher als Alles; aber es ist nicht Alles. Muß man das Unvollkommene an diesem Resultate dem Gesetze des Fortschrittes zuschreiben? Mitnichten, meine Herrn, sondern Ihnen selbst. Welchen Weg

auch Gott eingeschlagen haben möchte, um Sie zu führen, hätte er Sie nach rechts oder links, nach Ost oder West geführt, hätte er Sie mit einem gleichmäßigen Lichte erleuchtet, anstatt ein fortschreitendes Licht über Sie auszugießen, in allen Fällen würden Sie als freie Wesen, welche zum Bösen ebensowohl als zum Guten freithätig sein können, die Wünsche der Vorsehung theilweise getäuscht und ihr Reich um eben diesen an Ihr Herz verrathenen Theil gemindert haben. Da ich von den Grundgesetzen der göttlichen Regierung handelte, habe ich Ihnen gesagt: Gott achtet die Werkthätigkeit freier Wesen, gehe sie nun auf das Gute oder auf das Böse. Was wäre in der That eine Freiheit, deren Thätigkeit nie ihr natürliches Resultat erreichen würde? Eine Vaterschaft wäre sie ohne Sohnschaft, eine Ursache ohne Wirkung, eine abstrakte Macht, die bei jeder Berührung mit der Wirklichkeit sich in Nichts auflöste. Dem ist nicht also: die Macht des Menschen steht unter der Macht Gottes; aber sie ist eine wahre Macht. Und wie die göttliche Thätigkeit in der Weltgeschichte mit einer in die Augen fallenden Wirksamkeit sich offenbaret, ebenso war es billig, daß unsere Thätigkeit in einer augenfälligen, wiewohl untergeordneten Weise zu Tage trete, und zwar unter diesem doppelten Gesichtspunkte des Guten und des Bösen, welches der Charakter des berufenen, aber an seinem Ziele noch nicht angelangten Wesens ist.

Sie wundern sich, daß das Christenthum noch nicht alle Creatur unter seine Herrschaft gebracht hat? Ach! noch weit mehr wundere ich mich, daß es lebt und ich in seinem Namen zu Ihnen rede. Ist es nicht das Christenthum, welches zu Ihnen spricht: Du sollst demüthig sein? Ist es nicht das Christenthum, welches zu Ihnen spricht: Du sollst keusch sein? Ist es nicht das Christenthum, welches zu Ihnen sagt: Du sollst in dieser Welt leben, als lebtest Du nicht in ihr, Du sollst genießen, als genößest Du nicht, sollst weinen, als weintest Du nicht? Ist es nicht das Christenthum, welches zu Ihnen spricht: Selig die Armen? Ist es nicht das Christenthum,

welches zu Ihnen spricht: Unterwerfet euch jeder Creatur um Gottes willen? Ist es nicht das Christenthum endlich und es allein, welches all' Ihren Neigungen den Stab gebrochen, all' Ihre Ehren mit Füßen getreten, erniedriget hat, was Sie lieben, und erhöhet, was Sie hassen? Und doch lebt es: ohne Unterlaß in Ihren stolzen Schöpfungen Sie verfolgend, ist es in Wundern mit Ihnen groß geworden, die mächtiger als Ihre Fehler sind, und unter seine Zeichen und seine Befehle die Jahrhunderte beugend, die entsetzt sind, es immer wieder zu sehen, hat es von Ihnen auf eine um so erschreckendere Weise Besitz ergriffen, als Sie Ihre eigenen Herrn sind und Sie ihm dieß tausend Male bewiesen haben. Sie haben gegen dasselbe die gigantischen Ausschweifungen ins Leben gerufen, welche Vorläufer und Ursache der Sündfluth gewesen; Sie haben, um dasselbe zu stürzen, den Götzendienst erfunden; Sie haben den von den Nationen erwarteten Christus mit ans Kreuz geschlagen, Sie haben ihn in Schmach gehüllt, aus der seine Schönheit auf immer hervorleuchtet; Sie sind's, die den Orient vom Occident losgerissen, den Islam erweckt, Europa getheilt, den Zweifel und die Verneinung auf die Spitze getrieben haben: Sie haben all' das gethan, damit es sichtbar werde, daß Sie frei sind, und noch sichtbarer, daß Gott im Christenthume für Sie, ohne Sie und trotz Ihrer ist.

Glauben Sie auch das nicht, daß Sie auf dem Punkte des Irrthumes und Hasses, auf dem Sie gegenwärtig sind, werden stehen bleiben! Arbeitet Gott an der Wiederherstellung der Menschheit nach einem fortschreitenden Plane, so arbeitet jemand Anderer an ihrem Verderben ebenfalls nach einem fortschreitenden Plane. Denn der Abgrund rufet dem Abgrunde, das Echo wächst mit der Stimme, die Hölle schaut auf den Himmel, um ihm nachzuäffen. Je nachdem Gott einen Schritt thut zum Heile der Welt, thut die Hölle einen andern zu ihrem Verderben. Bliebe das Böse stillestehen, während das Gute fortschreitet, so wäre es bald nur noch ein Kind im Kampfe

mit einem Riesen. Es muß also sich selbst entwickeln und, der Vorsehung mit unruhiger Eifersucht folgend, sich abquälen, um es ihren Werken gleich zu thun und neue Wälle ihr entgegenzuwerfen. So war es in der Vergangenheit; so wird's in der Zukunft sein. Jeder Phase des Christenthums entspricht in der Geschichte eine gewisse Phase des Irrthums. Das patriarchalische Zeitalter, das den Anfängen allzunahe stand, als daß es sich in Beziehung auf Gott hätte täuschen können, nahm das Gift einer weichlichen Unsittlichkeit in sich auf. Es gebar Ungeheuer der Wollust in einem Oceane von Licht. Im folgenden Zeitalter wird der Begriff Gottes entstellt; das Böse begnügt sich nicht mehr, des Menschen nach seinem Körper sich zu bemächtigen, es sucht die Idee in ihm zu verdunkeln, aus der alle Ordnung, alle Gerechtigkeit, alle Frömmigkeit entspringt; und da es dieselbe nicht zerstören kann, weil sie zu stark ist, so erweckt es um sie her verworrene Bilder secundärer Gottheiten, um den wahren Cult in den falschen Culten zu ersticken. Nachdem Christus erschienen, sinket der Götzendienst vor der wahren Gestalt Gottes zu Boden; der Geist der Zerstörung aber kehret sich, nachdem er in der dreihundertjährigen Metzelei einer unerhörten Verfolgung sich zu vertheidigen gesucht hatte, gegen die geheiligte Person Christi selbst, um sie im Glauben ihrer Anbeter herabzuwürdigen. Auf den Götzendienst folgt der Arianismus, selbst götzendienerisch in tieferer Weise, weil er das Christenthum auf den Dienst eines Menschen zurückführte, eines Menschen freilich, der das Evangelium gebracht und die Kirche in der wunderbaren Kraft seines Blutes gestiftet hatte. Nachdem es endlich wieder hinsichtlich der Person des Gottmenschen Licht geworden, und Nichts in den Erinnerungen oder den Trümmern des Götzendienstes der Allgemeinheit seines Reiches entgegentreten konnte, da sieht man Mohammed auftreten. Die Einheit Gottes, welche zuvor die Zielscheibe aller Angriffe des Bösen gewesen, wird seine Fahne, und diese mächtige Wahrheit verwandelt sich auf einmal in eine Waffe, welche die Lüge mit

Erfolg über die Hälfte des Menschengeschlechts schwingt. Griechischer Verrath überliefert den Orient diesem verunstalteten Einfalle der Vergangenheit; Abrahams Name entthronet den Namen Christi in einem Theile der Welt, und die Kirche kann dort nur noch weinen, wo sie ehedem ihre Kinder und ihre Freuden nach Nationen zählte.

Doch der treue Occident hatte das Joch der Wahrheit nicht abgeschüttelt. Vom Fuße des alten Roms, wo der Statthalter Christi saß, war ein immer lebendiges Wasser den neuen Völkern zugeflossen. Ein heiliger Glaubensbund war des Krieges ungeachtet unter ihnen entstanden; langsam hatten sie den Charakter des Barbaren abgelegt, die Bischöfe in ihre Rathsversammlungen eingeführt, ihr Ländergebiet mit den Armen und den Klöstern getheilt, Monarchien gegründet, das römische Reich wieder ins Leben gerufen, die Griechen verjagt, die Söhne des Islam bis zur Wiedereroberung des heiligen Grabes gedemüthigt, hatten endlich mit Hilfe der Künste, des Handels und des Kompasses ihre Entdeckungen bis jenseits der Meere getragen, welche das Alterthum nicht hatte überschiffen können, und unbekannten Gestaden das Kreuz Jesu Christi gebracht. Alles kündigte der Welt ihre letzten und rechtmäßigen Gebieter an; sie waren daran, auf dem entgegengesetzten Wege, den Alexander eingeschlagen, den für den Glauben verlornen Orient wieder zu gewinnen und die Wahrheit zum Eintausche seiner Schätze ihm wiederzugeben. Niemals war das Menschengeschlecht der Einheit näher gestanden, niemals aber auch näher einer schrecklichen und allgemeinen Trennung.

Der Protestantismus erstand an diesem Gipfelpunkte der göttlichen Dinge, genau zu der Stunde, wo nichts der moralischen Macht des Christenthumes zu widerstehen mehr fähig war. Die Hölle, die dieß wußte, machte eine äußerste Anstrengung und griff das Christenthum im Herzen an, indem sie die Autorität der Kirche angriff und seine Gesetze und Geheimnisse den Auslegungen der Privatvernunft überantwortete. Das hieß

den Menschen über Gott stellen und einen um so feineren intellektuellen Götzendienst schaffen, als er sich lange Zeit hinter der mithinübergenommenen Außenseite des Glaubens versteckte. Die getheilte Christenheit blieb nichtsdestoweniger Herrin der Welt, solches Uebergewicht über die übrigen Völker hatte sie erlangt; da sie aber mit ihren Siegen auch ihre Zwietracht bis an die Enden der Erde trug, brachte sie dahin nur noch ein getheiltes Apostolat und einen Proselytismus, der sich mit eigenen Händen zerfleischte.

Ich will die Geschichte unserer Uebel nicht weiter verfolgen. Ein großes Licht ist von ihr ausgegangen, und nach drei Jahrhunderten innerer Kämpfe gewinnt die Kirche allmählig wieder die Gewalt über die verirrten Geister, die sie durch eine Täuschung verloren hatte. Ein neuer Fortschritt geht in der heiligen Stadt vor sich; die Einheit, welche sie immer besaß, weil sie die Tochter und die Mutter der Wahrheit ist, geht strahlender aus den Empörungen, die gegen sie sich erhoben, und aus den Erfahrungen hervor, die man an ihr gemacht hat. Der Protestantismus stirbt an der Unmöglichkeit, ein Symbol, eine Ordnung, einen Glauben, einen Grund seines Seins aufzustellen, und der unvermeidliche Tag seines Sturzes wird der Tag sein, wo das Christenthum, in der Brust der Völker, die es civilisirt hat, wiederbelebt, Hand in Hand mit diesen die große Straße der Zukunft wieder einschlagen wird, eine Straße, welche die Welt zu den Füßen Gottes führet. Erwarten Sie jedoch nicht, daß dieß geschehe, ohne daß das Christenthum auf einen dem seinigen parallel gehenden Fortschritt des Bösen trifft. Schon haben Sie mehr als die Ahnung davon; Sie sehen seine Morgenröthe. Der Protestantismus ist vom Bösen aufgegeben; es kennt seinen Untergang und rüstet sich mit anderen Waffen, die es zum voraus in der Fäulniß eben dieses alten Sauerteiges, den es nun ausstößt, geschmiedet hat. Der Protestantismus entstellte den Glauben durch die Vernunft; die Vernunft, die von allem Glauben sich losgesagt, wird in ihrer höchsten Gewalt sich be-

rauschen. Dringen wir nicht weiter in die Zukunft ein; lassen wir Gott seine Geheimnisse. Die Gegenwart und die Vergangenheit belehren uns hinlänglich über die Wege der Vorsehung in Führung der Menschheit und rechtfertigen genugsam ihr Verfahren in den Augen jedes Geistes, der es redlich meint.

Gott will das Heil des Menschengeschlechtes und arbeitet ohne Aufhören daran; ich habe dieß nachgewiesen an der Geschichte. Er arbeitet in fortschreitender Weise daran; ich habe gezeigt, daß dieser Fortschritt logisch und wirksam sei. Was erübriget mir noch, meine Herrn, nach dieser Auseinandersetzung, in welcher Sie den Menschen großentheils in seinen eigenen Geschicken gesehen haben, als Sie zu beschwören, Ihre Thätigkeit mit der göttlichen zu vereinen, um der Christenheit ihren moralischen Triumph zu sichern? Auf dem Wappen der Karthäuser las man über einer vom Kreuze überragten Kugel die schöne Inschrift: Stat crux, dum volvitur orbis — das Kreuz bleibt stehen, während die Erde sich dreht. Das war ein glücklich gewähltes Bild der Stetigkeit des Christenthums inmitten der menschlichen Umwälzungen, und gleichzeitig eine Einladung zu der Ruhe der Einsamkeit unter den contemplativen Regeln des hl. Bruno. Allein dieses Bild bezeichnet nur zur Hälfte die Lage des Christenthums in der Sturmfluth der Jahrhunderte, und diese Einladung lehret uns nur unvollständig unsere Pflichten. Ich würde mit Beibehaltung desselben Symboles folgende Inschrift vorziehen: Incedit crux, dum incedit orbis — es wandelt das Kreuz so schnell als die Welt. Sie würde uns an den parallelen Fortschritt des Guten und des Bösen und an die Nothwendigkeit erinnern, in der Tugend es ebenso weit zu bringen, als die Plane Gottes, und weiter noch, als die eifersüchtigen Verschwörungen der Hölle gehen. Sie würde uns dringend ermuntern, keinen Tag zu verlieren, weil der Feind keine Stunde verliert. Sie würde uns kund thun unsere Probe — die Zeit; unser Ziel — die

Ewigkeit; unsere Geschichte — den Kampf; unsern Trost — immer vorwärts zu schreiten; unsere Ruhe, welche Gott allein ist.

Einleitung zur einundsiebzigsten Unterredung.

Erwägen wir die unendliche Macht, Weisheit und Güte, womit Gott, wie wir gesehen, die einzelnen Menschen sowohl als die gesammte Menschheit ihrem Ziele entgegenführt, so sollten wir glauben, uns der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß weitaus der größte Theil der Menschen dieses Ziel, eine selige Ewigkeit erreichen werde. Dem scheint aber der bekannte Ausspruch Christi entgegenzustehen, wornach zwar Viele berufen, Wenige aber auserwählt sind. Versuchen wir daher, ob wir diesem auf den ersten Anblick so furchtbaren Ausspruche nicht einen milderen Sinn abzugewinnen vermögen. Wir suchen zu diesem Zwecke die Frage zu beantworten, welches das comparative Verhältniß des Guten und des Bösen in gegenwärtiger Zeit und in der Ewigkeit sei?

Um diese Frage zu lösen, müssen wir zuvörderst zwischen materieller und moralischer Quantität unterscheiden, weiterhin auch das blos natürliche Gute, da auch dieses Gott wohlgefällig ist, auf die Wagschale des Guten überhaupt legen, und dürfen endlich nicht den tugendhaften Habitus dem lasterhaften, welch' letzterer allerdings der häufigere ist, sondern müssen die Masse der guten Handlungen der Masse der bösen entgegenstellen. Dieß vorausgesetzt, ist die erste Frage, wie sich während der ganzen Zeitdauer die materielle Quantität des Guten zu der des Bösen verhalte? Um den sittlichen Zustand der Menschheit zu beurtheilen, haben wir zwei ziemlich sichere Symptome, und zwar erstlich das Leben und den Tod. Das Gute ist, wie Schrift, Geschichte und tägliche Erfahrung beweisen, Prinzip des Lebens, das Böse Prinzip des Todes. Sehen wir also, daß, ungeachtet vieles Böse in der Welt ist und viele Völker daran kranken und sterben, die Menschheit im Ganzen dennoch lebt und an der Stelle der verdorrten Zweige immer wieder

frische hervortreibt; so sind wir zu dem Schlusse berechtigt, daß das Gute in der Welt das Böse materiell überwiege. Ein zweites offenbarendes Symptom sind Mühe und Genuß. Mühe und Arbeit ist in der Regel, wie dieß wiederum die Erfahrung sowohl an einzelnen Menschen als an ganzen Ständen und Völkern lehrt, eine Mutter der Tugend, Genuß und Ruhe dagegen gewöhnlich eine Quelle des Lasters. Da es nun eine ausgemachte Sache ist, daß Mühe und Leiden auf der Welt weit überwiegen, so wird hiedurch der oben gezogene Schluß bestätigt. Sollte sich aber auch diese Rechnung als unrichtig erweisen, so bleibt immerhin gewiß, daß das Gute dem Bösen an moralischer Quantität überlegen ist, sofern das Böse als bloße Negation kein wahres Sein hat, auf Erden wenigstens nicht absolut böse ist, sondern noch zum Guten gelenkt werden kann und häufig auch gelenkt wird, und an Intensität von dem Guten so sehr übertroffen wird, daß eine heroische Tugend in den Augen Gottes einen Abgrund von Missethaten zudeckt. Wir dürfen also annehmen, daß hienieden das Gute nach Quantität sowohl als nach Qualität das Böse übertreffe. Ob sich dieß aber auch in der Ewigkeit so verhalte?

Das Wort Christi: Viele sind berufen, Wenige aber auserwählt, wird häufig so verstanden, als sei damit ausgesprochen, daß in der Ewigkeit die Zahl der Auserwählten geringer als die der Verworfenen sein werde. Vor Allem ist hiegegen zu bemerken, daß dieß nicht Dogma, sondern Theologumenon ist; weiterhin daß eine genauere Erwägung des Zusammenhanges, in welchem dieser Ausspruch zweimal vorkommt, weit eher auf eine jener Deutung geradezu entgegengesetzte Auffassung führt, jedenfalls eine andere Interpretation zuläßt, ja zu fordern scheint; daß endlich jene weitere Stelle, wo von der schmalen Pforte und dem engen Wege, der zum Leben führt, und von den Wenigen, die ihn finden, die Rede ist, ganz ungezwungen auf die Zeit vor Christi Tod sich beziehen läßt. Steht dem zufolge dogmatisch und exegetisch der Annahme einer größeren Anzahl von Auserwählten nichts im Wege, so wird dieselbe bekräftigt einmal durch die Erwägung, daß, wie die neuere Wissenschaft berechnet hat, ein Drittheil der Kinder zwischen dem ersten und siebten, und über die Hälfte zwischen dem ersten und vierzehnten Lebensjahre, also noch im Alter der Unschuld stirbt und entweder vermöge des

ihnen zugerechneten Glaubens ihrer Väter oder in Kraft des heil. Taufsakramentes der Seligkeit theilhaftig oder, wenn auch beide Bedingungen mangeln, doch nicht in die Hölle verstoßen wird. Zu diesen Kindern gesellet sich eine große Anzahl von Frauen, welche von Gott vorzugsweise mit dem kostbaren Geschenke des Glaubens und der Liebe begnadigt, die mackellose Unschuld bis an ihr Ende bewahret, oder aber durch die Mutterschaft und die bittern Erfahrungen des Lebens von ihren Verirrungen zurückgebracht, die Mackel der Sünde durch strenge Buße abgewaschen haben. Vermehrt wird ferner die Zahl der Auserwählten durch den Eintritt der Armen, welchen Leiden und Noth eine treffliche Schule der Tugend geworden. Das Kind, das Weib, die Armen bilden weitaus den zahlreichsten Theil der Menschheit; doch sind auch Reichthum, Wissenschaft und Gewalt von der Seligkeit keineswegs ausgeschlossen. Und stehen endlich auch viele Völker noch außerhalb des selig machenden Glaubens, so können wir uns doch der Hoffnung getrösten, daß die Kirche in der Zukunft mit ihrer wachsenden Ausbreitung zugleich eine moralische Macht erlangen werde, welche die Lücken der Vergangenheit ausfüllen wird. Aus alle dem darf indeß keineswegs der Schluß gezogen werden, als könne man sich rücksichtlich seines Heiles einer trägen Sorglosigkeit überlassen; vielmehr bleibet die Aufforderung des Apostels, sein Heil mit Furcht und Zittern zu wirken, in voller Kraft.

Einundsiebzigste Unterredung.

Von den Ergebnissen der göttlichen Regierung.

Hochwürdigster Herr!
Meine Herren!

Wir haben Ihnen die Wege Gottes in Regierung der Seelen und der Menschheit dargelegt und dieselben gerechtfertigt; ein großes Stück Arbeit ist hiemit abgethan. Doch ist noch nicht Alles gethan; denn obwohl eine Regierung nach den Mitteln beurtheilt wird, die sie anwendet, um ihren Zweck

zu erreichen und ihre Mission zu erfüllen, so wird sie auch, und zwar endgiltig, nach ihren Ergebnissen beurtheilt. Welches sind nun aber die Ergebnisse der göttlichen Regierung gewesen, welches sind sie jetzt noch? Wenn diese unendliche Macht, die in Gott ist, diese Weisheit, diese Gerechtigkeit, diese Güte des Himmels, wenn all' das zusammenwirket, um uns vollkommen, um uns glücklich zu machen, was ist der Erfolg hievon bisher gewesen, was wird er am Ende sein? Aus Liebe hat Gott uns geschaffen; aus noch größerer Liebe hat er uns wiedererkauft, und jegliches Ohr hat aus dem Munde der Wahrheit selber das theure Wort vernommen: So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn für sie dahingegeben hat (Joh. 3, 16). Wer sollte nicht glauben, daß so viel Liebe bei so großer Macht ihren Zweck erreiche, daß, mit Ausnahme einiger in tollem Undanke verstockter Geister, die ganze Welt am Tage des Hochzeitmahles am Tische des Familienvaters sich einfinden, und dieser, wenn er umhergeht, sich freuen werde, daß er keinen Platz leer, keine Seele abwesend, kein Kind den Umarmungen der höchsten Liebe entflohen sieht? Ja das bildet der Mensch in seinem armen und sterblichen Herzen sich ein. Aber weissagt uns dieß die Schrift? Ist das die richtige Folgerung? Gewinnt das Gute die Oberhand über das Böse, oder nicht vielmehr das Böse über das Gute? Ich stelle in Ihrem Namen mit Schrecken diese Frage an mich und erwarte die Antwort. Wie fällt sie aus? O mein Gott! wie fällt sie aus? Hören Sie: Viele sind berufen, und Wenige sind auserwählt (Matth. 20, 16).

Das also ist das letzte Wort! Gott hat sein Blut gegeben, um die Jahrhunderte entlang einige zerstreute Seelen zu sammeln, und der Rest, eine in der Bosheit verlorne Heerde, geht dahin, um in gedrängten Schaaren den Abgrund zu füllen, der niemals wiedergibt, was er einmal verschlungen, den Abgrund, wo Heulen und Zähneknirschen ist, und das Feuer glüht, das nie erlischt, und der Wurm naget, der nimmer stirbt. Nicht

ich sage das; eine andere Hand als die meine hat diese Drohung eingegraben: Viele sind berufen, und Wenige sind auserwählt. Was vermag ich gegen eine so klare Weissagung? Was vermag ich, ich, ein einfacher Verwalter eines Wortes, das nicht das meine, sondern das Wort Gottes ist, gegen einen so klaren, so bestimmten, so über alle Deutung erhabenen Ausspruch? Das Blut des Sohnes Gottes hat eine Beredtsamkeit der Liebe, die ich nicht bestreiten kann; es ruft mir Worte zu, die mich bis ins Innerste ergreifen; aber dieses Wort: Viele sind berufen, und Wenige auserwählt, hat eine Beredtsamkeit des Schreckens, welche die Seele in Bestürzung setzt und ihr ihre Zärtlichkeit und Sicherheit raubt. Wende ich mich gegen jenes Tabernakel, so sehe ich das Blut, welches für mich vergossen worden von einem Gotte, der mir nichts schuldig war; wende ich mich gegen jenes Thor, so öffnet es seine Doppelflügel, um eingehen zu lassen die zahllose Menge der verlornen Geister. Der Segen zu meiner Rechten, der Fluch zu meiner Linken; aber der Segen ist nur ein Punkt, der Fluch ein Ocean. O wer wird mir sagen, was ich zu Ihnen sprechen soll, wer meinen verwirrten Geist beruhigen, damit ich in den Ihren den Balsam einer Wahrheit gieße, die weder eine trügerische Güte entstellt noch eine allzu strenge Gerechtigkeit, wie sie Gott weder übt noch sieht! Ich hoffe zu Gott, daß er mir beistehen werde; ich bin überzeugt, hier wie sonst bei den göttlichen Geheimnissen gibt es eine tröstliche Seite, den Seelen bekannt, welche das Dunkel des Glaubens weder zu mindern noch zu mehren suchen. Anstatt diesen furchtbaren Gegenstand unserer Erwägung zu entziehen, will ich lieber näher darauf eingehen und für Sie und mit Ihnen mir die Frage stellen, welches das vergleichungsweise Verhältniß des Guten zum Bösen nicht blos in der Ewigkeit, sondern heutzutage, zur Zeit, in der wir leben, sei. Fordern wir vor unsern Richterstuhl das gegenwärtige Gute und Böse, und das zukünftige Gute und Böse; wägen wir dasselbe mit billiger

Wage, soweit dieß Menschen zu thun gestattet ist, und sehen wir nach, welches von beiden in Wirklichkeit überwiege.

Ich beginne mit dem uns zunächst Liegenden, mit dem, was vor unsern Augen liegt.

Nun bitte ich Sie, meine Herrn, zu beachten, daß man bei jeder Vergleichung zwei Elemente zu berücksichtigen hat, die materielle und die moralische Quantität, oder, wenn Sie lieber wollen, die Masse und die Qualität. Ein Riese übertrifft, mathematisch angesehen, einen gewöhnlichen Menschen an Größe; letzterer aber kann den Riesen an Schönheit, an Geist und Tugend übertreffen. Wenn wir uns also fragen, ob das Gute in der Menschheit das Böse überwiege, so müssen wir auf die zwei natürlichen Elemente jeder Vergleichung Rücksicht nehmen und sagen: überwiegt das Gute in der Welt sein Gegentheil an materieller Quantität, oder überwiegt es dasselbe an moralischer Quantität?

Ich bitte Sie, fürs Zweite zu beachten, daß es sich bei dieser zweiten Vergleichung nicht blos um das übernatürliche Gute, sondern um das Gute im Allgemeinen handle, welches auch seine Quelle, sein Verdienst und seine Wirkung sein mag. Das übernatürliche Gute, dasjenige, welches den Glauben zum Prinzip und die Anschauung Gottes zum Ziele hat, ist das einzig vollkommene, das alleinige Gute, welches der Creatur die Hoffnung und das Recht auf den Besitz Gottes von Angesicht zu Angesicht gibt; aber jedes andere Gute ist Gott angenehm in seiner Weise, und die Kirche hat die Ansicht verworfen, welche jeden Tugendakt, der nicht geradezu aus der Eingebung des hl. Geistes entsprungen, mit dem Anathem belegt. Natürliche Rechtschaffenheit, Gutherzigkeit, Seelengröße, Mitleid, Mäßigung, Starkmuth und noch tausend andere edle Regungen drängen sich in der Brust des Menschen, und haben sie auch noch nicht die Gnade zum Beweggrunde, das Evangelium zur Richtschnur, so kommen sie doch von Gott durch das Gewissen, und Gott nimmt sie als mittelbare und unvollkommene, seiner

höchsten Vollkommenheit dargebrachte Huldigung an. Er belohnt sie an ihrem Orte und nach ihrem Maaße und macht aus ihnen gewissermaßen einen Vorhof, der von ferne zu den Erleuchtungen der übernatürlichen Ordnung führt. Es ist uns also nicht erlaubt, bei einer Abschätzung des sittlichen Zustandes der Menschheit gänzliches Absehen von denselben zu nehmen.

Endlich, meine Herrn, beachten Sie noch, daß es sich, um die vergleichungsweise Ausdehnung des Guten und des Bösen kennen zu lernen, nicht darum handle, das Laster der Tugend, sondern die Quantität der guten Handlungen der Quantität der bösen entgegenzustellen. Die Tugend ist ein bleibender, vollendeter Zustand, welcher eine nach jeder Hinsicht in der Gerechtigkeit befestigte Seele voraussetzt, und in Folge hievon ist dieser Zustand selten, während das Laster gemein ist. Der größte Theil der Menschen wird von irgend einer Leidenschaft beherrscht, welche die Harmonie ihrer sittlichen Angewöhnungen stört, und langsam nur und mit vieler Mühe bringen sie es dahin, von den Schatten dieser traurigen Herrschaft sich frei zu machen und in dem Frieden eines Gewissens zur Ruhe zu kommen, welches ihnen nur noch Unvollkommenheiten vorwirft. Dieser Zustand des Kampfes aber ist nicht unfruchtbar an anerkennungswerthen Handlungen; er hat nicht die Unmöglichkeit zur Folge, Gutes, und zwar tausendmal mehr Gutes als Böses, zu wirken. Jener Mensch ist ehrgeizig, er wird seinem Verlangen nach Auszeichnung viele Opfer bringen; doch ist er gerecht, nüchtern, pünktlich, der Rache und der Untreue unfähig; er macht seinem Leben durch eine ernstliche Hingabe an die gemeine Sache Ehre, und in dem frommen Dunkel der Familie gewahrt man an ihm bessere Beispiele und größere Zuneigung. So verhält es sich bei einer großen Zahl. Schuldbare Opfer eines schlimmen Hanges, stehen sie weder in der Gnade Gottes noch haben sie den Ruhm einer mackellosen und unverfinsterten Tugend; ungerecht aber wäre es, ihr Leben als eine Kette von Verbrechen

zu bezeichnen und in ihnen Werkzeuge eines Guten nicht anzuerkennen, welches größer als das Böse ist, dessen Urheber sie sind. Gott sieht sie so, wie sie sind. Er zählet ihre Fehler, er zeichnet ihre guten Werke auf und er allein kennet die Stufe der Barmherzigkeit, auf welche sie seine Billigkeit stellt.

Nehmen wir also die Gesammtheit der menschlichen Thaten, nicht zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte, sondern während der ganzen Aufeinanderfolge der Geschlechter; entdeckt dann Gott in der Welt eine Quantität des Guten, welche materiell die Quantität des Bösen überwiegt? Das ist die erste Frage.

Sicher, meine Herrn, ist es schwierig, dieselbe zu lösen. Wer hat jemals eine Statistik des Guten und Bösen entworfen? Welches Auge außer dem Auge Gottes kennet die Seiten des Buches des Lebens und des Buches des Todes? Eines Tages werden seine Siegel gebrochen werden, und vor der versammelten Welt wird jedes Gewissen so erscheinen, wie es gewesen ist. Wer vermag bis dorthin aber das Menschengeschlecht anzuklagen, daß es mehr Böses als Gutes auf dem Schmerzensfelde seiner Verbannung ausgesäet habe?

Wenn wir den Gesundheitszustand eines menschlichen Leibes kennen lernen wollen, hat die Vorsehung für ein ebenso einfaches als sicheres Mittel gesorgt. Das Herz, die Quelle des Lebens, theilt seine Bewegung den Arterien mit, in die es das Blut, das es zubereitet hat, stoßt, und dieser Stoß pflanzet sich bis an die äußersten Ende unserer Organe fort, bis dahin, wo ihre leichte Umhüllung sie zu untersuchen gestattet. Gibt es nun auch im Menschengeschlecht ein Herz und Arterien? Ist es uns möglich, sie nahe zu berühren und an ihrem Schlage den sittlichen Zustand jenes großen Körpers zu erkennen, dessen Glieder wir sind, in welchen unser Leben einströmt, und welcher das seine auf uns zurückströmt? Ich glaube dieß, meine Herrn, und vielleicht, wenn Sie mich anhören, werden Sie mir nicht vorwerfen, daß ich die Erforschung eines Geheimnisses zu weit

treibe, wo schon der Zweifel unserem Geiste hinlängliche Sicherheit gewährte.

Moses hatte sein Volk bis an die Pforte des verheißenen Landes geführt; er wußte, daß er nicht hineinkommen werde, aber auch, daß die Stunde nahe, wo Gott, den er in der Gewitternacht und den Blitzen Sinai's gesehen, in der unverhüllten Einfachheit seines Wesens ihm erscheinen würde *). Von seinem Ende unterrichtet, die Stirne noch glänzend von den zwei Strahlen, die mit ihm von den Höhen Horeb's herabgestiegen waren, versammelte er die Stämme des auserwählten Volkes, und nachdem er ihnen die Wunder und die Gebote des Gottes ihrer Väter ins Gedächtniß zurückgerufen, erhob er vor ihnen stehend die Stimme und sprach: Himmel und Erde nehme ich zu Zeugen, daß ich euch heute das Leben und den Tod, den Segen und den Fluch vorgelegt habe... Bedenke es, o Israel! daß ich dir heute das Leben und das Gute vorgelegt habe, und auf der anderen Seite den Tod und das Böse (Deuteron. 30, 15 u. 19). Also enthüllte dieser große Gesetzgeber, indem er auf die Nation, die er gebildet, einen letzten, prophetischen Blick warf, ihr ihre Zukunft mit einem einzigen Worte, welches ebenso die Geschichte aller menschlichen Geschlechter erklärt: das Gute ist das Leben, das Böse ist der Tod. Das Gute ist das Leben des Leibes, der Seele und der Gesellschaften; das Böse ist der Tod des Leibes, der Seele und der Gesellschaften. In der That, meine Herrn, was ist das Gute anders als die Uebereinstimmung mit dem ewigen Gesetze des Seins, so wie es Gott in sich selbst trägt, und was ist das Böse anders als die Auflehnung wider dieses Gesetz? Ein Jeder, der das Gute thut, handelt in Ueber-

---

*) Hiezu macht der Autor die Bemerkung, daß er damit nicht sagen wolle, Moses sei vor dem Tode Christi zum Besitze Gottes gelangt; sondern die Zeitintervalle überspringend habe er blos das Schauen auf Sinai und das beseligende Schauen einander gegenüber stellen wollen.

einstimmung mit dem Gesetze des Seins; wer das Böse thut, weicht von diesem Gesetze ab. Da nun das Gesetz des Seins nothwendig das Gesetz des Lebens ist, indem das Leben nichts als das Sein in Wirklichkeit ist, so folgt hieraus, daß das Gute mit dem Leben, das Böse mit dem Tode zusammenfalle. Die Erfahrung beweist dieß uns, wo möglich, noch klarer.

Sie sind jung; Ihre Augen strahlen Unsterblichkeit, wie Alles, was eben erst anfängt, und Sie fühlen in den innersten Falten Ihres Fleisches ein willfähriges Entgegenkommen gegen Ihre Wünsche, welches nicht einmal den Glauben an die Hinfälligkeit Ihrer Jahre in Ihnen aufkommen läßt. Dennoch mögen Sie auf Ihrer Hut sein; seien Sie auf der Hut, nicht vor dem Blitze, sondern vor der Sünde. Oeffnen Sie Ihre Seele und Ihre Sinne diesem geheimnißvollen Gaste, so wird er darin heimlich Verwüstungen anrichten, deren Rückschlag bald auf Ihrer Stirne sich zeigen wird. Ueberfrühe Runzeln werden ihre reine Klarheit trüben; das Feuer Ihrer Augen wird unter Ihren schwer gewordenen Augenliedern erlöschen; Ihren zusammengezogenen Lippen wird nur noch ein geschwächtes und trauriges Lächeln entfliehen; eine langsame Entheiligung wird über Ihr Antlitz sich lagern und demselben die Male der Verwüstung eindrücken, welche Ihre Seele im Innern angerichtet hat. Sie werden sich mit Ihrem Gewissen allein glauben; aber der Tod ist mit Ihnen und faßt unaufhörlich Ihre Ausschweifungen in eine beredte Anklage zusammen. Jedes Auge erkennet ihn. Er ist die Schwester der Sünde, und die Sünde ist sein Stachel: Stimulus autem mortis peccatum (1. Cor. 15, 56). Wie der Stier vor dem Speere enteilt, der ihn bedräuet, so beflügelt der Tod seine Schritte unter den Streichen der Sünde; er dringet in die Adern ein und vertrocknet ihr Blut, er stumpfet die Kraft der Nerven ab, dringt bis ins Innere der Gebeine und zerfrißt ihr Mark, bis endlich er und die Sünde in einer letzten Umarmung sich umschlingen, und der Leichnam fällt, und Himmel und Erde mit Verachtung auf ihn herabsehen; denn

da liegt ein Mensch, der auf schimpfliche Weise das Leben in seiner Brust getödtet hat.

Dasselbe erschreckende Geheimniß tritt bei den Nationen zu Tage. Das Gute gründet sie, das Böse führt sie ins Grab. Weder Alter noch Größe, Nichts ist ein verdorbenes Volk zu retten im Stande. Es schleppt einige Zeit lang die unrühmlichen Ueberreste seiner Geschichte auf der Weltbühne fort, geschützt durch die Eifersucht seiner Nachbarn und durch ein gewisses Etwas, das ein ruinirtes Gebäude noch stehend erhält; doch bälder oder später weissagt sein sittlicher Zerfall sein Geschick. Neue unbekannte Stämme kommen, man weiß nicht woher; sie erblicken von ferne dieß abgenützte Reich, welches noch zu leben scheint wegen seiner Funktionen, seiner Magistraturen, seiner Armeen und seiner Erinnerungen, aber weder Mark noch Kitt mehr hat, weil es keine Tugenden hat. Sie sprechen zu sich: Siehe da Rom! Und Etwas antwortet Ihnen: Kommet, meine Gothen, kommet, meine Parther! Fürchtet euch vor diesem alten Purpur nicht, der noch an der Herrscherin der Welt hängt; er bekleidet keinen Scipio mehr, er bekleidet nur noch das Laster und mit dem Laster den Tod. Gehet über den Rhein, spottet der Donau, übersetzet den Euphrat, breitet eure Thierfelle auf den Boden und werfet darauf eure Beute!

Täusche ich mich nicht, meine Herrn, so haben wir in der Menschheit zwei Schlagadern entdeckt, die geeignet sind, das Geheimniß ihres sittlichen Zustandes uns zu offenbaren, die Schlagader des Lebens und die Schlagader des Todes, des Lebens, welches das Anzeichen und die Belohnung des Guten, des Todes, welcher das Anzeichen und die Vergeltung des Bösen ist. Befragen wir dieselben nun, was werden sie uns sagen? Ohne Zweifel werden sie uns sagen, daß das Böse groß in der Welt ist, weil die Völker daran sterben; sie werden uns aber auch sagen, daß das Gute noch größer ist, weil die Menschheit lebt. Die Menschheit lebt; sie ist durch unzählige Phasen im Ablaufe der Jahrhunderte hindurchgegangen, sich erneuernd gleich der

Natur, welche frische Zweige auf dem erschöpften Stamme der Bäume treibt und aus der Fäulniß sogar ein Element des Lebens zieht. Man hat gesehen, wie sie, von der Hand Gottes getragen, zu allen Zeiten eine Civilisation aus sich hervortrieb, dieselbe durch ihre Tugenden steigerte, sie nährte durch ihre ebenso verborgenen als zahllosen Akte der Hingebung, wie sie sofort, da mit der Zeit die Verschlechterung eintrat, die faulen Völker ausstieß, um an ihrer Stelle neue zu erwecken und dem neuen Zeitalter ein ruhmwürdiges Schauspiel zu bereiten. Beweiset das nicht die Geschichte? Sind die Wechselfälle, von denen sie voll ist, etwas anderes als Stürme, wodurch das Menschengeschlecht, von der Vorsehung unterstützt, die sittliche Atmosphäre, die es athmet, reinigt und trotz der Macht des Bösen die Herrschaft des Guten weiter fortführt? Fühlen wir nicht alle, daß ein Volk nur durch seine Tugenden besteht und, wenn das Böse den Thron des Guten an sich reißt, unwiderruflich verurtheilt ist? Solche Verurtheilungen aber kommen nicht alle Tage vor; der rächende Blitzstrahl trifft nur in langen Zwischenräumen das zeitliche Dasein der Völker. Man darf also annehmen, daß das Gute bei ihnen lange Zeit überwiege, und wenn sie erliegen, darf man ebenso annehmen, daß Gott ihre Stelle bessern Völker gebe oder vorbehalte.

Noch berufe ich mich, meine Herrn, auf zwei andere nebenhergehende Symptome, die mir geeignet scheinen, in dieser schwierigen Frage uns Licht zu verschaffen. Wie Gutes und Böses mit Leben und Tod als mit ihren logischen Folgen verknüpft sind, so haben sie noch ein anderes Zeichen an der Mühe und an dem Genusse, diesen zwei Zuständen, welche wegen ihrer Vertheilung unter die Menschen das allgemeine Loos des menschlichen Geschlechtes ausmachen. Leben und Sterben sind die beiden äußersten Grenzen, in die wir eingeschlossen sind; Leiden und Genießen sind die inneren Grenzen, innerhalb deren unser Sein pulsiret. Forschen wir aber nach dem Zusammenhange der Mühe und des Genusses mit der moralischen Ordnung, so ist leicht

zu sehen, daß die Mühe dem Guten, der Genuß dem Bösen entspricht. Es ist das nicht so gemeint, verstehen Sie wohl, meine Herrn, als ob die Freude an sich ein Verbrechen, das Leiden an sich eine Tugend sei. Wahrhaftig nein. Das Leiden kann getragen werden, ohne daß man seinen Werth erkennt; es kann ein Beweggrund zur Lästerung und zum Hasse gegen Gott sein, wie andererseits der Genuß, so verführerischer Natur er ist, Danksagung, Opfer, sittliche Strenge erzeugen und in allen Fällen Veranlassung zu großherziger Mäßigung werden kann. Unter diesem Vorbehalte jedoch bleibt es immerhin richtig, daß das Leiden, d. i. die Mühsal in all' ihren Gestalten, die Entwicklung des Guten befördert, weil es den Körper reinigt, eitle und falsche Gedanken abwendet, die Mittel zum Bösen mindert, indem es die Gelegenheiten abschneidet, weil es uns endlich vor Gott in einem der Versöhnung, die die einzige Quelle unseres Heiles ist, entsprechenden Stande erhält. Der Genuß dagegen, d. h. die Befriedigung des Seins in Ruhe, enthält ein Gift, das die Seele entnervt und ihre Männlichkeit langsam verzehrt. Der Mensch, der um zu leben nichts zu thun hat, als zu leben, der seine Fähigkeiten nicht freiwillig einer ehrenhaften Beschäftigung zuwendet, ein solcher versinkt in raschem Falle von der Mattigkeit in die Langweile und von der Langweile in die Unordnungen des Herzens. Erst am Ende unseres Lebens, wenn wir unsere Schuld an die Arbeit entrichtet haben, wenn das in all' unsern Sinnen geschwächte Leben die allzu lebhaften Fluthen seiner Thätigkeit zurückzieht, erst dann, meine Herrn, steht uns die Ruhe an und segnet sie Gott. Die Ruhe des Greisen ist eine berechtigte und eine majestätische Ruhe. An seinem Herde sitzend weckt er in seinem Gedächtnisse das bescheidene Andenken des Guten, das er gewirkt, und in Andern die Tugend durch den Anblick des Friedens, der seine Jahre krönt. Aber ruhen, wenn man noch nichts gewirket, ausruhen von der Jugend an, Leib und Seele einem allzufrühen und

fortgesetzten Genusse hingeben, das heißt denselben schreckliches Verderbniß bereiten.

Die Geschichte hat's Ihnen gezeigt, der moralische Zerfall eines Volkes beginnt mit der schimpflichen Ruhe seiner Großen. Während das Leben sich noch durch die Arbeit der niedern Stände erhält, so entflieht es entehrt aus den hohen Regionen der Gesellschaft. Gemeine Sitten rufen hier aufgelöste Sitten hervor; das edelste Blut schändet sich in Wollüsten, nachdem es in Weichlichkeit sich geschwächt; das Sittenverderbniß nimmt mehr und mehr überhand, und diesem alten Volke bleiben nur noch einige Athemzüge durch die Menge des Schweißes übrig, den es vergießen muß, um nicht geradezu Hungers zu sterben.

Da hiernach, meine Herrn, die Mühe ein Zeichen des Guten und der Genuß ein Zeichen des Bösen ist, in der angeführten Weise und mit den angeführten Beschränkungen, so ist uns möglich, uns desselben als eines Maaßstabes zur Abschätzung des sittlichen Zustandes des Menschengeschlechtes zu bedienen. Wir dürfen uns in der That nur fragen, was hienieden überwiege, die Mühe oder der Genuß, die Arbeit oder die Ruhe? Nun ist aber die Antwort wahrhaftig nicht schwer. Frühzeitig hat Gott dafür gesorgt, uns an die edle Gymnastik einer mühevollen Thätigkeit zu gewöhnen; sobald wir die Sünde begangen, sprach er uns das Urtheil der Arbeit in den erbarmungsvollen Worten, die wir uns immer wiederholen sollten: Du sollst dein Brod im Schweiße deines Angesichts essen (Genes. 3, 19). Seit jener Zeit muß dieser Befehl beständig vollzogen werden. Vergebens hat die Civilisation sich gebildet; vergebens sind die Künste des Friedens, der Handel, die Industrie, die ökonomischen Erfindungen der Wissenschaft auf die Verheerungen des Krieges gefolgt: nichts hat den Menschen dem Gesetze der schweren Arbeit zu entziehen vermocht, und nach sechstausendjähriger Anstrengung, ihre Bürde zu erleichtern, kann er kaum eines merklichen Erfolges sich getrösten. Das Christenthum hat durch den Tod des Sohnes Gottes manches

Elend von unserm Loose weggenommen; es hat den Sklaven, das Weib, das Kind aufgerichtet, die Machtübung gemildert, unserem Herzen gewisse Thränen gegeben, welche die Bitterkeit der andern lindern; nichts aber hat es weggenommen von ihrem Widerstreben gegen die kalten Bette der Erde noch von ihrer Hinneigung zu den Strahlen der Sonne. Wir sind Unterthanen der Arbeit geblieben, um Brüder der Tugend zu bleiben.

Deßungeachtet, ich wiederhole es noch einmal, damit Sie sich an meinem Gedanken nicht stoßen, ist die Mühe nicht an sich schon etwas Gutes, so wenig als der Genuß an sich etwas Böses ist. Die Mühe stimmt uns durch einen bleibenden Zustand des Opfers und der Unmacht zur Pflichterfüllung; sie ist das schroffe Ufer, das den Irrthum von den Fluthen unseres Lebens abwehrt und diese in dem Laufe erhält, welchen der Wille Gottes ihnen vorzeichnet. Oftmals schon habe ich von der Höhe der Berge die fruchtbaren Gefilde betrachtet, welche der Schweiß des Menschen benetzt; ich sah den Arbeiter dem Tage zuvorkommen, und eine Menge von Weibern, Kindern, Greisen, jungen Leuten, den Rücken zur Erde gebeugt, Furchen ziehen oder die von ihren Händen ausgestreuten Reichthümer einsammeln. Ich sah sie nach langen Stunden unter dem Schatten eines Baumes oder einer Mauerwand ein genügsames Mahl einnehmen und, nachdem der Abend gekommen, in ermüdeten Haufen zur gastlichen Schwelle ihrer ländlichen Wohnungen zurückkehren. Dieses Schauspiel hat mich immer gerührt; immer hat es in mir den Gedanken erregt, daß Gott dasselbe mit Wohlgefallen sehe und, wenn auch nicht all' diese Seelen rein vor ihm sind, sie zum wenigsten ihn nicht beleidigten, ohne ihm einigen Ersatz für sein Vaterherz und seine richtende Gerechtigkeit zu bieten. Etwas anderes ist es um das Böse, welches zügellos im fortwährenden Fieber der Unthätigkeit sich entfaltet, etwas anderes um das Böse, das von Tagen ohne Ruhe und von Nächten ohne Blendwerke gezügelt wird. Die antike Poesie hatte die Tugend auf das Stoppelfeld versetzt; sie erzählte,

wenn die Götter vom Olympe herabstiegen, so hielten sie sich gerne in den dunkeln Thälern, bei den von der friedlichen Hand des Landmannes in Haufen gestellten Garben auf. Die Weisheit hat diese Worte der Poesie in anderer Weise wiederholt, und das Christenthum, das uns den kindlichen Glauben des Landes offenbaret, hat uns erlaubt, in einem höheren Sinne, als der römische Dichter, zu sprechen:

O fortunatos nimium sua si bona norint
Agricolas!

Gott hat nicht gewollt, daß der größere Theil der Menschen in der dumpfen Luft der Städte am Herde aller Reichthümer und aller Versuchungen ersticke. Er hat sie zerstreut über die Einöden des Landes, den Flüssen entlang, am Fuße der Berge, unter dem Firmamente, das er bewohnt, und hat ihnen in ihrer reinern und mehr von seiner Vorsehung abhängenden Arbeit einen besondern Beistand und eine immerwährende Religion gewährt.

Ach! ich weiß es, überall greift das Verderbniß um sich, selbst auf dem Lande. Allein dieß Verderbniß ist nicht der naturgemäße Zustand der Dinge; es verräth ein Gift, das von den obern Regionen herstammet, und weissagt Katastrophen, welche den Untergang oder die Erneuerung der Nationen im Gefolge haben.

Kurz, meine Herrn, aus dieser Vergleichung der Mühe mit dem Genusse und des Lebens mit dem Tode, aus diesem doppelten offenbarenden Symptome können wir den Schluß ziehen, daß die materielle Quantität des Guten die materielle Quantität des Bösen hienieden überwiege. Sollten aber auch unsere Berechnungen die Wahrheit verfehlt haben, so wäre doch die Frage noch nicht gegen die Vorsehung erledigt. Denn es ist nicht genug, Thaten mit Thaten zu vergleichen und mit strengster Genauigkeit in mathematischer Wagschale sie abzuwägen; man muß überdieß ihren metaphysischen und moralischen Werth kennen und aus diesem Alles entscheidenden Gesichtspunkte die-

selben beurtheilen. Nun aber beherrscht metaphysisch und moralisch das Gute das Böse von einer unbestreitbaren Höhe herab. Das Böse ist eine bloße Verneinung; es bringt in das Wesen eine Verunstaltung, welche das Auge Gottes verletzt, aber sein Werk nicht substanziell zerstört. Gott erkennet auch da seine Hand noch. Wie eine verstümmelte Statue aus der Erde steigt, in welcher sie die Jahrhunderte begraben hatten, so stellet eine durch die Sünde entwürdigte Seele den Augen ihres Vaters sich dar; sie ist ein geschändeter Marmor, in welchem aber das Leben noch athmet, und dem der höchste Künstler seine erste Schönheit wiedergeben kann. Er arbeitet mit Eifer daran; er liebt diese Ueberreste noch, er behauet sie, und damit belebt sich seine Hoffnung und mehrt sich sein Mitleid. Nur erst mit dem Tode gewinnt das fortdauernde Böse Festigkeit der göttlichen Liebe gegenüber, und betrachtet es Gott als seinen unversöhnlichen Feind. Bis dahin gehöret es noch zum Gebäude des Guten; es ist ein hoffnungsvoller Stein der heiligen Stadt und wird vielleicht einen herrlichen Platz einnehmen, welcher die Unschuld in Verwunderung setzen wird, ohne sie zu entmuthigen.

Sie sehen demnach, die materielle Quantität verschwindet hier vor dem metaphysischen und moralischen Werthe; der schlechthinige Gegensatz zwischen dem Guten und Bösen ist keine Zeitwirklichkeit. Gott erblickt von der Höhe seiner Vorsehung die irdische Menschheit nicht zertheilt in zwei auf ewig getrennte Lager, hier Ungeheuer, dort Heilige. Ueberall sieht er gebrechliche Wesen, von welchen die einen ihren Brüdern in die Regionen der Tugend vorangeeilt sind, die andern sie einzuholen streben, jene näher, diese weiter entfernt, einzelne an sich selbst, nicht aber an der göttlichen Güte verzweifelnd, alle endlich als Einen Körper, dessen Glieder sich unterstützen, wo das Böse zur Förderung des Guten, wie das Gute zur Sühnung des Bösen dient. Deßhalb steht geschrieben, daß zehn Gerechte hingereicht hätten, um von Gott die Begnadigung einer verwor-

fenen Stadt zu erlangen, weil diese zehn Gerechte, indem sie ihre Verdienste auf die verbrecherischen, aber annoch der Umkehr und Barmherzigkeit fähigen Brüder übertrugen, das Gleichgewicht zwischen dem Guten und Bösen in der göttlichen Wage hergestellt hätten. Wer weiß zudem, welch' intensive Kraft die Tugend erreichen kann, und wie groß ihr Werth in jenen innern Aufopferungen wird, welche das Leben der Heiligen unvollständig uns offenbart. Der Graf de Maistre hat treffend gesagt: „Es war im Herzen Ludwigs XVI. eine Hingebung, die fähig war, Frankreich zu retten.“ Gibt es nicht auch noch anderweitige Hingebung, welche vor den Menschen mehr verborgen, vor Gott aber um so kostbarer ist? Halten die Tage einer barmherzigen Schwester den Verbrechen einer ganzen Masse nicht hinlänglich das Gegengewicht? Ich glaube dieß leichtlich, da Gott nur zehen Gerechte verlangte, um eine Stadt zu verschonen, welche Verbrechen, die man nicht einmal nennen darf, sich hatte schuldig gemacht. Noch lieber glaube ich es, wenn ich bedenke, daß das Heil der Welt das Verdienst eines einzigen Opfers ist. Freilich ist es ein unvergleichliches Opfer in Ansehung der Würde der Person und der Stimmung des Herzens, welches dasselbe dargebracht hat; gleichwohl beweist es uns, wenn wir auch dieses ganze Verhältniß berücksichtigen, daß die Intensität des Guten in einer einzigen Seele einen Abgrund von Missethaten zudecken kann.

So wisset denn, ihr Kinder des Bösen, daß es trotz eurer Anzahl nicht von euch abhängt, über die Stadt Gottes die Oberhand zu behalten und ihren überfließenden Glanz zu verdunkeln! Ein David war genug, um einen Goliath niederzuwerfen; eine Seele ist für Gott genug, um eine Schutzmauer gegen das Heer eurer Treulosigkeiten aufzuführen. Er wird ihr eine Gluth einflößen, welche die eurige ersticken, und einen Balsam, der die Erde von dem üblen Geruche eurer Nächte reinigen wird. Gehet, vollbringet euer Werk, schlafet euern Schlaf, wie euch Bossuet gesagt hat; während ihr das

Ebenbild Gottes an euch durch Befleckungen austilget, deren Schmach ihr euch verheimlichen möchtet, wachet für euch irgend ein armes junges Mädchen im fleckenlosen Glanze der Jungfräulichkeit, die Alles überwunden, Elend, Verführung, Jugend, Schönheit, das Bedürfniß zu lieben, welches in reinen Herzen so groß ist. Während ihr euer Gold in nutzloser Ueppigkeit verschwendet, sparet sich irgend eine Magd, vielleicht die eure, von ihrem täglichen Brode und bringt damit der Vorsehung in der Person der Unglücklichen ein Opfer, welches sie gegen eure erbarmungslose Härte rechtfertigt. Während ihr einer Beleidigung wegen, die eurem Stolze mit Recht widerfahren, das Blut eines Menschen vergießet, verspritzen die Christen das ihrige an den Enden der Erde, um den Glauben zu befestigen, der ihre Henker selig machen wird; und aus ihrer Marter entspringt eine größere Gnade, als nöthig wäre, hundertmal das Blut, mit dem ihr euch bedecket, abzuwaschen. So gleichet mit der Hilfe Gottes die übernatürliche Größe des Guten, wenn's noth thut, die natürliche Quantität des Bösen aus, und die Menschheit bietet trotz ihrer Fehler dem Himmel keineswegs jenes schreckliche Schauspiel dar, womit man unsern Glauben erschüttern möchte. Das Böse trägt, so wie es ist, vielmehr zum Wachsthume des Guten bei, wie die faulende Erde der Vegetation stärkere Nahrung gibt.

Ein Tag wird vielleicht kommen, wo das Böse in Wirklichkeit nach Quantität sowohl als Intensität das Gute überwiegen wird: es wird dieß das Zeichen vom Ende sein. Wenn die Gerechten weder an Zahl noch an Tugenden den Bösen das Gleichgewicht halten werden, dann wird Gott über das ganze Menschengeschlecht insgesammt jenen Urtheilsspruch fällen, den er so oft im Laufe der Jahrhunderte über die Nationen gefällt. Wie er mit eigner Hand auf Babylons Mauern die Weissagung seines Falles schrieb, so wird er in die Wolken den Untergang der Welt schreiben, die ein neues Babylon geworden, und der Richterspruch wird derselbe sein, wie er für Balthasar war:

Du bist gewogen worden auf der Wagschale und wardest zu leicht erfunden. Bis dorthin hat Gott, der diese furchtbare Wage mit Gerechtigkeit hält, das Menschengeschlecht nicht zum Tode verurtheilt. Achten wir seine Gerechtigkeit bei seiner Langmuth, und stellen wir ihm nicht unsere Verbrechen entgegen, um seine Regierung anzuklagen. Zudem ist die Zeit blos die Prüfung; sie ist nicht das Endergebniß. In die Ewigkeit müssen wir hinüberblicken, um uns ein endgiltiges Urtheil über die Vorsehung zu bilden, und hier ohne Zweifel erwarten Sie mein Wort, mit dem berühmten Ausspruche gerüstet: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.

Ich gebe Ihrer Ungeduld nach und kann sie mit einer sehr einfachen Erklärung beruhigen: die kleine Zahl der Auserwählten ist kein Dogma des Glaubens, sondern eine der freien Erörterung in der Kirche überlassene Frage. Ich versichere Sie deß und führe Ihnen, so Sie es wünschen, sogleich den Beweis dafür.

Unter den Schriftstellern des letzten Jahrhunderts, welche der Kirche Ehre gemacht, ist einer von einem bescheidenen, aber wohlbegründeten Ansehen, dessen Wissen eben so wenig als dessen Rechtgläubigkeit, ist je in Frage gestellt worden: es ist Bergier, von dem ich rede. Bergier nun, da er von der obschwebenden Frage handelt, spricht also sich aus: „Ein fester und hinlänglich unterrichteter Geist läßt sich nicht durch eine problematische Meinung aus der Fassung bringen, über welche die Kirche noch nicht entschieden hat, wie dieß die Meinung von einer großen oder kleinen Anzahl der Auserwählten ist.“ Und anderwärts, nachdem er die Uneinigkeit der Kirchenväter und Erklärer der Schrift über diesen Punkt auseinandergesetzt, fügt er bei: „Können die evangelischen Parabeln als Beweise dienen, so muß man vielmehr auf eine große, als auf eine kleine Zahl der geretteten Menschen schließen. Jesus Christus vergleicht die Scheidung der Guten von den Bösen beim jüngsten Gerichte

mit der Scheidung des Waizens vom Unkraute. Nun ist aber auf einem mit Sorgfalt bebauten Felde das Unkraut niemals zahlreicher als der Waizen gewesen. Er vergleicht sie mit der Ausscheidung der schlechten Fische von den guten: welchem Fischer ist aber begegnet, weniger gute Fische als schlechte zu fangen? Von zehn zur Hochzeit geladenen Jungfrauen sind fünf zur Gesellschaft des Bräutigams zugelassen worden. In der Parabel von den Talenten sind zwei Diener belohnt, ein einziger nur ist bestraft worden; in der von dem Gastmahle ist ein einziger von den Gästen hinausgestoßen worden."

Ich könnte hiemit, meine Herrn, unsere Unterredung beschließen; denn da es Ihnen freisteht, an eine große Anzahl der Auserwählten zu glauben, so glauben Sie daran und machen Sie sich keine weitere Unruhe darüber. Doch es wird, denke ich, nicht ohne Nutzen sein, Sie über die Beweggründe zu belehren, welche die Kirche abgehalten haben, über eine so wichtige Frage sich auszusprechen.

Die hl. Schrift ist unbestreitbar der erste Grund hievon. Denn ob Ihnen auch der berühmte Text: Viele sind berufen, Wenige aber auserwählt, von einleuchtender Klarheit scheint, so ist er dieß doch bei weitem nicht. Das gerade ist der Text, der die Väter und Ausleger am meisten entzweit hat. In der That, nur zweimal ist er im Evangelium enthalten mit Umständen, welche ihm einen dem gewöhnlichen entgegengesetzten Sinn geben. Bei der ersten Veranlassung wird das Himmelreich mit einem Familienvater verglichen, welcher vom Morgen an Arbeiter miethet, um in seinem Weinberge zu arbeiten, und nach einander andere in vorgerückten Stunden annimmt, bis er am Abende allen den gleichen Lohn gibt, ohne einen Unterschied zwischen denen zu machen, die am Morgen, und denen, die erst später eingetreten waren. Da hierüber die Erstern ihren Unwillen zu erkennen gaben, sagt zu ihnen der Hausvater: Worüber beklaget ihr euch? bin ich nicht um einen Zehner mit euch übereingekom-

men? Nehmet, was euer ist, und gehet hin; ich will aber diesem Letzten auch geben, was euch. Oder ist es mir nicht erlaubt, zu thun, was ich will? Ist dein Auge darum schalkhaft, weil ich gut bin? Also werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein; denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt (Matth. 20, 13 ff.). Offenbar liegt die Schwierigkeit der Parabel nicht in der kleinen Zahl der für ihre Arbeit belohnten Arbeiter; sie liegt im Gegentheile darin, daß, während alle belohnt werden, jene, die am wenigsten verdient zu haben scheinen, nicht schlechter als die andern behandelt werden. Und die Erklärung, die darüber gegeben wird, ist: weil die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein werden. Da diese Erklärung selbst aber dunkel ist, erläutert sie der Familienvater mit dem Schlußworte: Denn Viele sind berufen, Wenige aber sind auserwählt. Das will nicht besagen, daß es wenige gerettete Menschen gebe, ein Schluß, der zur Parabel in keiner Beziehung, ja sogar im Widerspruche mit ihr stünde, sondern daß Viele, die durch eine gemeinsame Gnade berufen worden, aus den Ersten, die sie waren, zu den Letzten werden, während Einige, durch eine besondere Gnade erwählt, aus den Letzten, die sie waren, zu den Ersten werden.

Bei der zweiten Gelegenheit wird das Himmelreich mit einem Könige verglichen, der seinem Sohne Hochzeit hält und, da Alles bereit ist, seine Diener zu den Geladenen sendet, um sie zum Kommen zu nöthigen. Diese aber weigern sich unter verschiedenen Vorwänden; Einige mißhandeln sogar die Abgesandten des Fürsten, und dieser, über ihr Benehmen aufgebracht, läßt die ersten Besten, die man auf den Straßen getroffen, an jener Statt in den Gastsaal eintreten. Darauf geht er selbst zu ihnen hinein, während sie an der Tafel sitzen, bemerkt einen unter den Gästen, der nicht mit einem hochzeitlichen Gewande bekleidet ist, und spricht zu ihm: Freund, wie bist

du hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhast? Er aber verstummte. Dann sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsterniß, da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Denn Viele sind berufen, Wenige aber auserwählt (Matth. 22, 12 ff.). Offenbar liegt die Schwierigkeit der Parabel wiederum nicht in der kleinen Zahl der schließlich zugelassenen Gäste, da man sie ja ohne Unterschied auf den Straßen gesammmelt hat, und nur ein einziger aus dem Gastsaale ausgestoßen wurde. Gibt es also in solchem Zusammenhange viele Berufene und wenige Auserwählte, so will das im Munde des Königs, wie in dem des Familienvaters, blos bedeuten, daß wenige Menschen eine besondere Gnade empfangen, die ihnen in den göttlichen Dingen größere Vertraulichkeit als die Uebrigen sich zu erlauben und auf einen Ueberfluß von Barmherzigkeit gegen sich zu zählen gestattet. Das ist die Versuchung einer gewissen Anzahl, welche, zufällig auf dem Wege berufen, um die andern Geladenen zu ersetzen, sich bereden, als seien sie mit Vorzug Erwählte, und durch pünktliche Treue ihr Heil sicher zu stellen versäumen. Jesus Christus will mit dieser Parabel ihnen zeigen, daß, wenn es in der That Letzte gibt, die zu den Ersten werden, es Niemanden zustehe, das von sich anzunehmen.

Sie sehen, meine Herrn, es fehlet viel zu der Klarheit, wie Sie solche an diesem Texte: Viele sind berufen, Wenige aber auserwählt, zu erkennen glaubten. Allein es gibt noch einen anderen Text, den ich Ihnen nicht vorenthalten will, welcher, ohne entscheidend zu sein, immerhin einen Sinn gibt, der sich nicht so leicht unter unsern Wunsch beugen läßt, das Himmelreich so weit auszudehnen, als die Grundlagen unseres Glaubens gestatten. In seiner Bergpredigt sprach Jesus Christus zu der Menge: Gehet ein durch die enge Pforte; denn weit ist das Thor und breit der Weg,

der zum Verderben führt, und Viele sind es, die da hindurchgehen. Wie enge ist die Pforte und wie schmal der Weg, der zum Leben führt! und Wenige sind es, die ihn finden (Matth. 7, 13 u. 14). Das Gewicht dieses Textes liegt nicht in der Entgegensetzung des breiten und des schmalen Weges; denn daraus, daß ein Weg schmal ist, folgt nicht, daß die kleine Zahl darauf wandle, wofern er der einzige Weg ist, der zum Ziele führt. Die Thermopylen waren nur ein gewundener und rauher Fußsteig über die Gebirge, und doch legte ihn die Armee des Xerxes zurück, weil sie keinen andern Ausweg fand, um in Griechenland einzudringen. Allein Jesus Christus fügt bei, daß Viele auf der breiten Straße wandeln, und Wenige den schmalen Weg finden — ein Wort, das entscheidend wäre, wenn es auf alle Zeiten und auf alle Orte Anwendung fände. Nun ist aber nicht einleuchtend, daß dem so sei. Die Vulgata hat den hebräischen Ausdruck auf eine Weise übersetzt, wodurch derselbe auf die Anfänge der Predigt Jesu Christi beschränkt wird, und ohne Zweifel hat sie diese Uebersetzung nicht aus Unachtsamkeit vorgezogen. Vergleicht man die Reden des Herrn unter einander, so bemerkt man mehr als einmal die Unterscheidung zweier verschieden charakterisirter Epochen, der Epoche seiner Wirksamkeit und der seines Todes. Wenn er sagt: Der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und Wenige finden denselben, so spricht er anderwärts: Wenn ich von der Erde werde erhöht sein, so werde ich Alles an mich ziehen (Joh. 12, 32). Beide Worte sind wahr zu ihrer Zeit. Da Jesus Christus das Volk vom Berge aus anredete, hatte er zu seinem Gefolge blos einige auserwählte Schüler und überall um sich her, soweit die Welt sich erstreckte, eine Masse, die noch nicht auf seine Stimme hörte. Da er aber über seinen Tod hinausblickte, sah er die Nationen in Menge in seine Kirche eintreten, sah Könige und Königinnen nach der Prophezeiung des Jesaias die Spur seiner

Füße küssen und sein Kreuz unter den römischen Standarten weit über jedes bekannte Reich hinausgetragen. Da konnte seine Seele nicht mehr sprechen: Es sind Wenige, die ihn finden; sie sprach: Wenn ich von der Erde werde erhöhet sein, so werde ich Alles an mich ziehen.

Nehmen Sie hinzu, meine Herrn, daß Jesus Christus, da ihm die Frage geradezu gestellt wurde, sie nicht beantworten, sondern in der Schwebe hat lassen wollen. Man sagte eines Tages zu ihm: Herr, sind es Wenige, die selig werden? (Luk. 13, 23.) Deutlicher konnte nicht gefragt werden; was gab er zur Antwort? Er antwortete: Bemühet euch, einzugehen durch die enge Pforte; denn ich sage euch: Viele werden suchen einzugehen, und es nicht vermögen (Ebend. V. 24). Es war das ein nützlicher Rath, der das ebenso nützliche Geheimniß keineswegs aufhob. Sie werden mir vielleicht sagen: Warum antwortest Du, da Jesus Christus nicht geantwortet hat? Jesus Christus hat nicht geantwortet, weil er Gott war und ein Dogma gemacht hätte; ich antworte, weil ich Mensch bin und nur eine Meinung gebe. Diese Meinung aber ist frei, und es steht bei Ihnen, sie mit mir durch Betrachtung der bewunderungswürdigen Kunstgriffe zu befestigen, welche die Vorsehung anwendet, um die Zahl der Auserwählten zu vermehren.

Gott hätte festsetzen können, daß Keiner in das Himmelreich eingehe, es sei denn, daß er zuvor persönlichen Antheil an dem Kampfe des Guten und Bösen genommen und das Blut seines Sohnes mit der vollen Freiheit der Vernunft sich angeeignet hätte. Aber er hat das Gegentheil gewollt. Er hat den Kindern die Pforten der Unschuld und des Verdienstes erschlossen, hat zu ihnen gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret es ihnen nicht; denn für solche ist das Himmelreich (Mark. 10, 14). Und ein anderes Mal mit einem wo möglich noch liebevolleren Auge sie anblickend, sprach er: Also ist es nicht der Wille eures Vaters,

der im Himmel ist, daß eines von diesen Kleinen verloren gehe (Matth. 18, 14). Welch' ein Wort, meine Herrn, in einem Munde, wo jedes Wort Wahrheit und That ist! Also war seit Anbeginn der Welt eine besondere Heilsquelle für die Seelen der Kinder bereitet worden. Wie sie die Milch ihrer Mutter saugen, ohne sie zu kennen, so hat Gott gewollt, daß sie an den Brüsten des Glaubens und der Liebe trinken, ohne beide zu kennen, und daß das Blut seines Sohnes tropfenweise über sie gegossen werde, bevor sogar ihr Auge sich öffnete, ihr Ohr hörte und ihre Lippen seinen Namen aussprechen könnten. In den Zeiten, welche dem Tode Christi und der Verkündigung des Evangeliums vorangingen, wurden die Kinder gerettet in dem Glauben ihrer Väter, da Gott sie gleichsam als eine Person mit den letztern ansehen und ihnen die Tugenden zurechnen wollte, die ihnen das Leben gegeben. Da aber der Glaube den Menschen mangeln, und also die Barmherzigkeit Gottes gegen die neugeschaffenen Seelen vereitelt werden konnte, so traf seine Vorsehung zu der Stunde der Vollendung Vorsorge hiefür, indem sie diese Seelen dem unverlierbaren Glauben der Kirche anvertraute und die Anordnung traf, daß diese durch die Taufe den Thau der Gnade und des Heiles über sie ausgieße. Dann schloß Gott, um dieses Geheimniß unaussprechlicher Liebe zu vollenden, einen Vertrag mit dem Tode, und indem er ihm eine göttliche Frühzeitigkeit gab, beauftragte er ihn, vor dem Alter des Bösen den dritten Theil des Menschengeschlechtes zu ärnten. Oft während unseres Lebenslaufes beklagen wir uns, daß wir zu lange gelebt haben, und rufen mit Job aus: Warum doch hat er Licht gegeben dem Jammervollen, und Leben dem betrübten Herzen? (Job 3, 20.) Gott hat diese Klage vernommen, und ohne daß er sie für gerecht hielt, hat es ihm gefallen, sie für eine sehr große Zahl zu erhören. Der Todesengel ist der rechte Arm Christi geworden; er erwählet sich unter uns die Unschuld, bevor die Vernunft ihren ersten Glanz getrübt hat, und

führet Massen zum Himmel, welchen die Ewigkeit nichts kostet, als daß sie hienieden vorübergehen, um ihrer Mutter zuzulächeln. Ein anderer, freilich minder zahlreicher Theil überlebt dieses glückselige Alter, das der Reife des Geistes vorangeht, aber nur um an der Grenze einer anderer Reife zu sterben, bevor die Leidenschaften ihr erstes Getümmel im Herzen begonnen, da die Vernunft bei der Mehrzahl nur erst eine empfängliche Fackel ist. Wollen Sie nunmehr wissen, wie hoch sich diese frühe Ernte der Seelen belaufe, so wird es Ihnen die moderne Wissenschaft sagen: Ein Drittheil der Kinder stirbt zwischen dem ersten und siebenten Jahre seiner Geburt, über die Hälfte zwischen dem ersten und vierzehnten Jahre.

Zieht man von dieser Zahl die Ausnahmen ab, so entgeht also nahezu die Hälfte des Menschengeschlechtes dem äußersten Unglücke der eigentlich so genannten Verdammniß, sei es, daß sie das Blut der Erlösung im Glauben ihrer Väter oder im Taufbrunnen getrunken, sei es, daß sie, dieser beiden Heilsmittel entbehrend, nur die alleinige Last der Erbsünde vor Gott gebracht und wenigstens im Asyle des Vorhimmels ein schmerzloses Dasein gefunden hat. Ich weiß wohl, meine Herrn, daß die Bewohner des Vorhimmels sich nicht unter die Auserwählten des göttlichen Lebens stellen können; denn wenn sie dort Platz nähmen, so wäre die Frage nach der Zahl der Auserwählten mathematisch gelöst; ohne sie aber dorthin zu stellen, bleibt es wahr, daß der vorfrühe Tod der Güte Gottes dienet, auch wenn er sie nicht völlig befriedigt.

Zur Gnade der Kindheit, welche das Heil der Menschen so außerordentlich begünstigt, muß man die Gnade des Geschlechtes hinzunehmen. Indem Gott aus der Seite des Menschen die Gefährtin seines Lebens erschuf und die Pflicht einer dauernden Unterwürfigkeit ihr auferlegte, hat er sie dafür durch zwei kostbare Geschenke, das Geschenk des Glaubens und das der Liebe entschädigt. Er hat zum Weibe, da er sie ins Leben rief, gesprochen: Du sollst glauben und du sollst lieben. Viele

Schlingen freilich sind Ihren Müttern gelegt worden, um ihnen die Ehre dieser Berufung zu rauben. Allein würde ich hier der ihnen schuldigen Achtung vergessen, würde ich an ihnen die Hoheit des christlichen Charakters antasten, Sie würden dieselben in Ihrem Herzen rächen, indem Sie sich ihre Tugenden ins Gedächtniß riefen, und trotz so vieler bekannten Schwächen würden Sie von dem ihnen bewilligten Privilegium der Gnade Zeugniß ablegen.

Der junge Mann, wenn er die Welt anschaut, kann am Weibe zweifeln; aber er kann das nicht mehr, wenn er seine Mutter anschaut. Die Welt verdirbt Alles, sogar das Weib, aber es entschlüpft der Welt durch zwei Pforten, welche Gott seit langer Zeit ihm geöffnet hat, durch die Jungfräulichkeit und die Mutterschaft nämlich. Das ist sein Thron, und dieser Thron steht fest. Gibt es einige, die von ihm selbst herabgestiegen sind, und es gibt deren nur allzu viele, so hat ihnen Gott einen Beistand von einer Wirksamkeit bereitet, welcher leicht sie zurückführt. Ihre Jugend ist kurz; wie die Blüthe abfällt, so diese Schönheit, welche sich zu ihrem Verderben verschwört; sie sehen sich verwelkt, fast sobald als sie Königinnen sind, und ihre Seele, enttäuscht über den Mann, der nur einen Tag liebt, wendet sich zu dem Herzen zurück, welches allein eine unauslöschliche Liebe besitzt und der ihrigen werth ist. Die ewige Schönheit neigt sich zu ihnen, und ohne ihrer Stirne einen Glanz wiederzugeben, der sie nur noch einmal täuschen würde, gibt sie ihnen die Jugend eines lebendigen Glaubens und einer glühenden Liebe wieder. Man sieht sie an ihrem schwächlichen Fleische die Herbe der Buße ertragen, und sie könnten uns manchmal in Zweifel darüber setzen, welches die kostbarere Tugend sei, diejenige, die nie verloren gegangen, oder diejenige, welche aus dem Grabe erstanden. Darum sind zwei fast gleich erhabene Worte im Evangelium des Sohnes Gottes zum Weibe gesprochen worden: die Jungfrau Maria vernahm das eine, die Sünderin Magdalena das andere. Das erste lautete: Ge-

grüßet seist du, voll der Gnaden (Luk. 1, 28); das zweite lautete: Ihr werden viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat (Luk. 7, 47).

Was endlich jedoch Gott auch thun mag, es bleibt der Mann übrig, der stolze, harte, kalte Mann, der Anbeter und Sklave seiner Vernunft, der schwer glaubet und schwerer noch liebt: was wird Gott versucht haben, um diesem den engen Weg des Heiles zu bahnen? Ach! was wird Gott versucht haben, meine Herrn; er hat mehr als versucht, er hat es ausgeführt. Er hat den Armen geschaffen. Ich sage, den Armen und nicht das Volk, weil ich die Sprache des Evangeliums rede, eine Sprache, welche reiner als die der Menschen ist, welche die Leidenschaften nie verderben werden. Arm ist derjenige von uns, der sein tägliches Brod durch seiner Hände Arbeit gewinnt, der von dem Stolze des Reichthumes, der Wissenschaft und Macht nichts wissend, an der Arbeit und Abhängigkeit ein beständiges Unterstützungsmittel der Tugenden hat, welche den Christen ausmachen. Wie das Kind und das Weib, so steht der Arme in natürlicher Abhängigkeit, fühlt das Bedürfniß Gottes, hat kein Interesse daran, ihn zu lästern oder zu verachten. Kein anderer trägt beständiger das Kreuz des Heilandes auf den Schultern; Keiner vollzieht besser an seinem Fleische die Abtödtung des Evangeliums, und wenn er auch nur mit ein wenig frommer Gesinnung in sein Opfer einwilligt, so ist er der wahre Büßer der Welt, ein Brandopfer, welches vor Gott raucht und ihn unaufhörlich an den schmerzenvollen Weg erinnert, den sein eingeborner und vielgeliebter Sohn hienieden gewandelt hat. Der Arme ist derjenige, von dem Jesus Christus sagte: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dieses vor Weisen und Klugen verborgen, Kleinen aber geoffenbaret hast (Matth. 11, 25). Der Arme ist derjenige, von welchem der heil. Apostel Jakobus sagte: Hat nicht Gott die Armen in dieser

Welt auserwählt zu Reichen an Glauben und zu Erben des Reiches? (Jak. 2, 5.)

Ich weiß wohl, man wird mir vorwerfen, daß ich mit solcher Sprache Manchen unangenehm berühre; aber was soll ich thun? Was geschrieben ist, bleibt geschrieben. Die unglückliche Lage unseres Jahrhunderts kann mir weder das Recht entziehen noch der Pflicht mich entheben, die Wege Gottes zu rechtfertigen, und sind diese Wege heutzutage verwirrt, wer trägt davon die Schuld? Wer hat den Armen verdorben? Wer hat sogar ihm den Schlummer des Indifferentismus und das Lachen der Gottlosigkeit gelehrt? Wer ihm eine Wissenschaft gegeben, die ihm Gott entleidet, und eine andere Wissenschaft, die ihn mit der Welt berauscht? Ist das meine Schuld, ist es die Schuld Gottes? Der Arme befindet sich nur allzu allgemein in einem bedauerlichen Zustande; allein dieser Zustand ist widernatürlich, ist die Frucht einer langen Verschwörung der Wissenschaft und Macht gegen das Christenthum, ist eine Anklage der Menschen, und die offenbarenden Folgen, die von ihm herkommen, sind eine neue Rechtfertigung der Vorsehung, deren die Gottlosigkeit sich nicht gewärtigte.

Das Kind, das Weib, der Arme, diese dreifache Schwäche und dieses dreifache Leben der Menschheit, sie sind die Gesegneten Gottes, und was ist im Vergleiche damit der Ueberrest? Was ist der Ueberrest, wenn er auch durchgängig in die Abgründe stürzte, aus welchen Verbrechen und Schmerz nie weichen? Was ist dieser Ueberrest, ob auch die Ewigkeit nicht eine einzige Seele aus ihm einärntete? Doch dem ist lange nicht so. Hat die Vorsehung besondere Gnaden denjenigen Theilen der Menschheit bestimmt, welche die zahlreichsten und s. z. s. ihre Unterlage sind, so war das ihr Recht, war gleicherweise eine Berechnung ihrer unaussprechlichen Barmherzigkeit; daraus folgt aber nicht, daß sie den Reichthum, die Wissenschaft und die Gewalt, diese herrliche und nothwendige Krone des Menschengeschlechtes, dem Bösen überlassen habe. Nein, bilden Sie sich das ja nicht

ein. Nachdem der Heiland das strenge Wort gesprochen: Wie schwer werden die Reichen in das Reich Gottes eingehen (Mark. 10, 23), füget er unmittelbar bei: Was bei den Menschen unmöglich ist, ist es bei Gott nicht (V. 27). Und in der That haben alle Jahrhunderte oftmals die Liebe von den Höhen des Reichthumes herabsteigen und den Armen zum Entgelt der leiblichen Wohlthat um das Almosen des Gebetes bitten sehen; sie haben Könige gesehen, die ihre Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichneten, und Weise, welche ihre Vernunft vor den Geheimnissen beugten, die die Menge anbetet. Christus hat Alles wiederhergestellt, Alles gesegnet, Alles überwunden, und seine heiligen Arme halten das Universum umschlungen. Wer sich ihnen entzieht, geht durch eigene Schuld zu Grunde, und nach dem, was wir gesagt haben, ist es zum wenigsten zweifelhaft, ob die größere Zahl diesem traurigen Loose verfalle. Die Kinder, welche je nach der Zeit im Glauben ihrer Väter oder im Glauben der Kirche durch die Taufe gestorben, machen für sich allein ein zahlloses Heer von Auserwählten aus. Dazu gesellen sich die Massen der Armen, ob sie nun ihre Bürde in der Einfalt eines ganz katholischen Glaubens getragen haben, oder ob sie, unter Nationen verirrt, welche das Schisma oder die Häresie verdorben, dem guten Glauben einer unüberwindlichen Unwissenheit es haben zu verdanken gehabt, daß ihnen die Wohlthat der Wahrheit geblieben ist. Die Jungfrauen ferner und die christlichen Mütter und so viele Frauen, welchen das Feuer der Leidenschaften selbst ihren Irrthum benommen, vermehren mit ihrer Unschuld oder mit ihrer Reue die Blätter der Unsterblichkeit. Aus dem Ueberreste endlich, so wie wir ihn um uns sehen, sammelt Gott bälder oder später, selbst im Augenblicke des Todes noch, die Frucht des Blutes, welches er seit Anbeginn der Welt für uns angenommen hat. Erschrecket die Zahl und die Dauer der Völker, bei welchen das Christenthum die Form einer öffentlichen Anstalt nie gehabt hat oder noch nicht hat, die Hoff-

nungen unserer Liebe, so müssen wir zweierlei bedenken, erstens, daß Viele unter diesen Völkern mittelst der providentiellen Wege, die wir in unserer vorigen Unterredung angezeigt, haben gerettet werden können; zweitens aber, daß wir das Zeitmaaß nicht kennen, welches Gott in seinen Gedanken der Thätigkeit des Christenthums zugetheilt hat, ebenso das Maaß der Macht und Universalität nicht, welche die Kirche in der Zukunft erreichen wird. Die Zukunft kann, wenn's Noth thut, eine Ausgleichung der Vergangenheit sein. Niemand kennt ihre Grenze, ihre Beschaffenheit und ihre Frucht. Dem Unglauben steht es frei, ihr Leichenbegängniß, dem Glauben, ihre Auferstehung zu feiern. Wenn aber Gott das Geheimniß derselben sich vorbehalten hat, so kann zum allerwenigsten dieses Geheimniß mit ebenso viel Sicherheit in die Wagschale des Guten als in die des Bösen fallen; und so bleibt die Frage zum Vortheile der Freiheit unerledigt. Was aber alle Gewißheit übersteigt, das ist die Güte Gottes, ist der Preis, den er für unser Heil erlegt, und die Weisheit, womit er alle Glieder und Verrichtungen der Menschenfamilie geordnet hat, um einer größeren Anzahl die Pforten der Ewigkeit zu eröffnen.

Indem ich schließe, meine Herrn, macht mir mein Gewissen einen Vorwurf; ich befürchte, daß ich Sie auf die Meinung gebracht habe, als sei das Heil leicht, daß ich einen Verrath an jener Behutsamkeit begangen habe, mit der uns der Heiland die Zahl der Auserwählten verheimlicht hat. Offenbar hat er uns weder entmuthigen noch dreist machen wollen, und auch diese Klugheit war in seinem Sinne ein Mittel zu unserer Rettung. Habe ich ihm nachgeahmt, wie der Schüler seinem Meister nachahmen soll? Bin ich innerhalb der Grenzen geblieben, welche seine Hand im Evangelium gesteckt hat? Einige werden vielleicht daran zweifeln; aber was habe ich nach alle dem anderes gethan, als daß ich die Streitfragen einer gutgeheißenen Theologie vor Sie gebracht habe, und wie könnten Sie aus meiner Rede den Schluß ziehen, daß Sie keine Sorge

für Ihr Heil tragen dürfen? Fiele auch nur der zehnte Theil der Menschen in die Schlingen der Hölle, wäre dieß nicht genug, um uns in Schrecken zu setzen und jeden von uns aufzufordern, nach dem Worte des heil. Paulus sein Heil mit Furcht und Zittern zu wirken? (Phil. 2, 12.) Ihr, die ihr den Glauben habet, verbleibet in dieser heilsamen Furcht; ihr, die ihr ihn nicht habt, möget wissen, daß es nicht so leicht sei, Gott hinsichtlich der Wege seiner Vorsehung Gewißheiten entgegenzustellen, welche er dem menschlichen Geiste versagt hat.

Einleitung zur zweiundsiebzigsten Unterredung.

Widerstrebt der Mensch hartnäckig bis ans Ende dem liebevollen Willen Gottes, welcher ihn mittelst der Vollkommenheit zu seinem höchsten Ziele, der ewigen Seligkeit führen will, so wird die ewige Verwerfung sein Loos. Das ist die Sanction der göttlichen Regierung. Der moderne Unglaube bietet Allem auf, um das Dogma von der Ewigkeit der Höllenstrafen umzustoßen; wir versuchen deßhalb, dasselbe näher zu begründen.

Das Dogma von der Ewigkeit der Höllenstrafen ist fast das einzige, welches während des Laufes von achtzehn Jahrhunderten von keiner Häresie ist angefochten, ja sogar fast vom ganzen heidnischen Alterthume mit einer gewissen Vorliebe ist geglaubt worden. Diese ganz außerordentliche Einhelligkeit im Glauben an eine so furchtbare Wahrheit hat ihren Grund in dem tiefen, unzerstörbaren Gefühle von dem wesentlichen Unterschiede zwischen gut und bös und eben damit von der Nothwendigkeit einer ewigen Scheidung beider. Denn in der That hat jedes geschaffene Ding, also auch die moralische Ordnung, nothwendigerweise wie ein Prinzip, so ein Schluß, und dieser Schluß muß, eben um Schluß zu sein, ein ewiger sein. Die Ewigkeit der Strafe läugnen heißt also nichts anderes als behaupten, der Schluß des Bösen sei mit dem des Guten identisch, heißt somit den wesentlichen Unterschied beider aufheben und damit

die ganze moralische Ordnung zerstören. Doch, wird entgegnet, dieser Unterschied sei genügend gewahrt, wenn der ohne Versöhnung mit Gott verstorbene Mensch nach langer Bußzeit erst in die Seligkeit eingehe, während der Tugendhafte sogleich des höchsten Glückes theilhaftig werde. Hierauf ist aber zu erwidern, daß, da die Ewigkeit allein der eigentliche Schluß ist, und auch die längste Zeitdauer in ihr wie ein Tropfen im Meere verschwindet, unter jener Voraussetzung der Schluß des Bösen mit dem des Guten denn doch im Wesentlichen identisch wäre. Sodann ist die Annahme, daß es im Jenseits noch wahrhaft sühnende Leiden gebe, auch abgesehen von ihren verderblichen Folgen für die Sittlichkeit, an und für sich schon eine grundlose. Damit nämlich jene Leiden sühnend wären, müßten sie mit einem wahrhaft reuigen Herzen erduldet werden; solche Reue ist nur mit der Gnade Gottes möglich, diese Gnade aber entsteht den in der Unbußfertigkeit Gestorbenen um so mehr, als sie in dem von aller Gnade entblößten Zustande der Verstockung, den sie in die Ewigkeit mit hinübergenommen, dieselbe nicht einmal mehr wollen, und Gott, so er auch wollte, sie ihnen nicht gegen ihren Willen aufdringen könnte. Es ist folglich jener Einwand unhaltbar. Dagegen scheinet die zuerst im Orient aufgestellte Hypothese von einer Seelenwanderung dadurch sich zu empfehlen, daß sie die Reinigung der Seelen durch aufeinander folgende Metempsychosen sich vollziehen läßt, also die Schwierigkeit der ersteren vermeidet und den Unterschied von gut und bös aufrecht hält. Allein auch davon abgesehen, daß sich nicht wohl begreifen läßt, wie die Seele, welche ihre vorausgesetzte unbußfertige Persönlichkeit in jedes neue Leben mit hinüber nimmt, in einem neuen Cyclus von Freiheit und Prüfung unfehlbar endlich zur Buße sich wenden werde, auch die Möglichkeit hievon zugegeben, so leidet diese Hypothese an dem wesentlichen Mangel, daß sie der moralischen Ordnung jeden Schluß nimmt und Gott der schrankenlosen Willkür seiner Creaturen wehrlos bloßstellt. Vielmehr ist zu sagen, daß unser irdisches Leben selbst eine Reihenfolge von Metempsychosen — Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenalter, endlich der Tod — d. h. eine Reihenfolge von besonderen Gnaden ist, welche mehr als hinreichend sind, um uns zu unserem Ziele zu führen. Erreichen wir trotzdem dasselbe nicht, so ist unsere Verwerfung mehr als verdient, und wäre jeder

Aufschub ein an der Gerechtigkeit begangener Raub. Endlich erweist sich auch der letzte Ausweg des Unglaubens, die Vernichtung der Seelen nämlich, als ein durchaus verfehlter. Denn die Vernichtung wäre zwar eine Strafe, aber eine ungenügende, weil eine dem Schuldigen erwünschte, und sie wäre wohl ein Schluß, allein ein solcher, der Gott unter die Botmäßigkeit des Sünders brächte, weil er ihn nöthigte, eines seiner vorzüglichsten Werke zu zerstören, welches er ursprünglich zu einem unvergänglichen Dasein geschaffen hat.

Aus der erwiesenen Unhaltbarkeit aller entgegengesetzten Ansichten ergibt sich, daß die christliche Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen die allein richtige ist. Es erübriget hiernach nur noch die Erledigung einiger Einwendungen, die gegen das christliche Dogma vorgebracht werden. Zunächst wird geltend gemacht, es fordere die Gerechtigkeit, daß die Größe der Strafe mit der Größe der Schuld im Verhältnisse stehe; da nun aber die Ewigkeit auch der kleinsten Strafe den Charakter der Unendlichkeit aufpräge, so wäre es höchst ungerecht, würde Gott einen, vielleicht nur zufällig begangenen, jedenfalls blos endlichen Fehler mit einer unendlichen Strafe belegen. Allein es involvirte für's erste eine sehr irrige Vorstellung von Gott, wenn man glaubte, er lauere auf eine einzige Unbedachtsamkeit, um den Menschen augenblicklich der Verdammniß zu überliefern; im Gegentheile trägt Gott unendliche Geduld und verurtheilet erst, nachdem alle Versuche seiner Güte und Langmuth an der Hartnäckigkeit des Sünders gescheitert sind. Was sodann die mit Recht geforderte Proportion zwischen Schuld und Strafe betrifft, so hat die Ewigkeit nur in Gott den Charakter des Unendlichen, für das Geschöpf dagegen ist dieselbe nur eine unbegrenzte, stetige, immer sich gleich bleibende Dauer und ändert somit den der christlichen Lehre zufolge genau nach dem Maaße der Verschuldung von Gott berechneten Grad der Strafe nicht im Geringsten. Ob nicht endlich aber die Ewigkeit der Höllenstrafen der Güte Gottes widerstreite, von der es in der Schrift heißt, daß sie über alle seine Werke gehe? Sie widerstreitet derselben so wenig, daß vielmehr gerade die Güte es ist, welche der Verwerfung der Sünder das Siegel aufdrückt. Denn davon nicht zu reden, daß die Güte mit der Gerechtigkeit Gottes nicht in Widerspruch treten darf, so liegt es in der Natur der göttlichen nicht minder als der mensch-

lichen Liebe, daß die lange verschmähte zuletzt in Haß, und zwar in um so größeren Haß umschlägt, je unverdienter, je glühender sie gewesen, und je größer die Opfer waren, welche sie gebracht hat. Nicht so fast die göttliche Gerechtigkeit ist es, was die verhärteten Sünder verurtheilt, als vielmehr die Liebe, die umsonst ihr Blut für sie vergossen hat.

Zweiundsiebzigste Unterredung.

Von der Sanction der göttlichen Regierung.

Hochwürdigster Herr!
Meine Herren!

Hat die göttliche Regierung, diese Regierung, deren Gesetze, Verfahren und Endergebnisse ich Ihnen dargelegt habe, eine Sanction? Können ihre Unterthanen ungestraft ihre Gewalt verachten und über ihren Willen sich hinwegsetzen? Ihr Wille ist, uns mittelst der Vollkommenheit zur Seligkeit zu führen; wenn wir aber darein nicht einwilligen, wenn unser freier Wille gegen dieß hohe Ziel der Vorsehung sich sträubet, was wird dann uns widerfahren? Heute können Sie, als unbeschränkte Herrn Ihres Looses, der Güte, die Sie erschaffen und erlöset hat, Hohn sprechen; werden Sie dieß immer können? Wird in der Streitsache zwischen Gott und dem Menschen, zwischen Gott dem Wohlthäter und dem undankbaren Menschen, Gott am Ende die Oberhand behalten, oder wird sie dem Menschen bleiben?

Die katholische Lehre sagt uns, daß jedes Geschöpf, welches schlechterdings zu seinem Ziele zu gelangen sich weigere, nicht dahin gelangen werde, und das ist die Sanction der Regierung Gottes. Das Ziel ist Ihnen vorgesteckt, es ist völlig nur auf Ihr Bestes berechnet, es ist eine Wohlthat, welche das Größte übersteigt, was Sie in Ihrer Einbildungskraft auch immer sich wünschen können: Sie mögen zusehen. Wenn Sie wollen, so

treten Sie ein; wo nicht, so bleiben Sie draußen; nur das mögen Sie wissen, daß, ist die Stunde der Freiheit vorüber, Ihre Wahl für die Ewigkeit getroffen sein wird, daß Sie auf ewig das sein werden, was Sie im letzten Augenblicke Ihres Lebens haben sein wollen, vereint mit Gott, oder getrennt von ihm. Sie fühlen aber wohl, daß man seine Bestimmung, und zwar eine solche Bestimmung, wie die Vollkommenheit und Seligkeit im Schooße Gottes ist, nicht verfehlen könne, ohne daß daraus ein Schmerz entspringe; und dieser Schmerz, der eben so lange als seine Ursache währet, wird folglich ewig sein, ewig in der Seele, ewig am Leibe. Das ist die Drohung der Schrift, der Glaube der Kirche und bei den Ungläubigen ein Gegenstand des Schreckens, der ihr Denken verwirrt und gegen den sie, um ihn zu beschwören, alle Federn des Raisonnements spielen lassen. Ich muß ihnen diese schwache Stütze entwinden und mit dem Zeugnisse des Gewissens und der Vernunft und mit den entscheidenden Aussprüchen des Glaubens vor das Gericht Gottes sie laden.

Es ist etwas Außerordentliches, meine Herrn, daß in keinem christlichen Zeitabschnitte die Lehre von der Ewigkeit der Strafen im Jenseits jene starken Widersprüche erfahren hat, welche sonst die Kirche so oft zerrissen haben. Jedes Dogma ist angegriffen worden, dieß allein ausgenommen; jeder wichtige Satz der geoffenbarten Theologie hat Veranlassung zu Erörterungen, Spaltungen und Entscheidungen gegeben; ein einziger, der schrecklichste von allen, ist diesem gemeinsamen Loose entgangen; die Ewigkeit der Gottlosigkeit ist bis auf uns gekommen, ohne auf diesem langen Wege einem Geiste begegnet zu sein, welcher ihre Gerechtigkeit bestritten oder wenigstens bei einem Theile seiner Zeitgenossen ihre fürchterliche Gewißheit erschüttert hätte. Origenes, sagt man, versuchte es; er wurde spät deßhalb angeklagt; allein weder die Gewalt seines Geistes noch die Größe seines Andenkens vermochten ihm einen Anhang zu gewinnen, der fähig gewesen wäre, ein Schisma oder eine Häresie zu be-

gründen. Die Mühe, die Justinian sich nahm, um seine Verwerfung durchzusetzen, war eine überflüssige Mühe, eine kaiserliche Laune, die in der Kirche ohne Ehre blieb, und selbst der Artikel dieser Verwerfung ist aus dem Texte der Concilien verschwunden, wenn er je darin gestanden ist.

Die Protestanten, welche so Vieles geläugnet, haben dieses nicht geläugnet. Während sie zerstörten, was dem menschlichen Sinne am dunkelsten war, haben sie der Hölle ihre unantastbare Physiognomie nicht genommen; an der Schwelle des Schmerzes hat ihre Hand innegehalten, dieselbe Hand, welche vor der Pforte des Tabernakels, wo im Opfer und in der Güte das Fleisch des Gottmenschen ruht, nicht zurückgebebt war. Wenn seitdem ihre Intelligenz bis zu dieser Verneinung sich vermessen hat, so haben sie dieß nicht als Protestanten gethan, d. h. nicht als Menschen, welche noch einige Bruchstücke des Glaubens bewahren, sondern als Sklaven des Rationalismus, der ihren Ruin vollendet und zum Abschlusse gebracht that. Ihr Zeugniß ist nicht mehr das des Irrglaubens, sondern das des Unglaubens. Was diejenigen betrifft, welche, auf der Spur des Glaubens bleibend, diesem Uebermaaße der Verschlechterung entgangen sind, so bekennen sie wie jeder Katholik die ewige Wahrheit jenes Wortes des Sohnes Gottes: Weichet von mir, ihr Verfluchte, in das ewige Feuer (Matth. 25, 41).

Die Heiden sogar haben mit einer einzigen Ausnahme, welche den allgemeinen Gedanken bestätigt und die ich sogleich angeben werde, an die Ewigkeit der göttlichen Rache in der künftigen Welt geglaubt, und Virgil hat diesem allgemeinen Glauben in dem bekannten Verse einen Ausdruck gegeben:

Sedet Theseus aeternumque sedebit.

Woher kommt diese Einstimmigkeit? Wie hat ein Dogma, welches das Herz unserer schwächlichen Geschlechter zurückstößt, sich durch so viele Jahrhunderte hindurchziehen können, ohne auf einen Zweifel zu stoßen, ja ohne daß es nur auch das Gefühl

einer frommen Trauer zu erregen scheint? Hört man das Alterthum, wenn es von der Hölle spricht, so glaubt man eher den Ausdruck einer gewissen Freude zu vernehmen, welche an der Befriedigung der göttlichen Gerechtigkeit Antheil nimmt und darin einen Trost für die gegenwärtigen Uebel der Menschheit findet. Woher kommt das? Woraus läßt sich diese eigenthümliche Erscheinung erklären? Daraus, meine Herrn, daß das Dogma von der Ewigkeit der Strafen unauflösbar mit dem ebenso unauflösbaren Begriffe des Unterschiedes zwischen gut und bös verknüpft ist, und Jeder, der von diesem Unterschiede ein kräftiges und tiefes Gefühl hat, eben damit auch die Nothwendigkeit einer unwiederbringlichen Scheidung zwischen den Seelen fühlt, die bis zuletzt Werkzeuge des Bösen, und denen, die bis ans Ende unbestechliche Organe des Guten gewesen sind. Es sind in der That alle Dinge von zwei Grenzen eingeschlossen, dem Prinzipe und dem Schlusse; und diese zwei Grenzen sind ihrem Wesen nach schlechthin und nothwendig ewig. Die Prinzipien sind dieß; denn wären sie es nicht, so hätten sie eine Quelle, die vor ihnen wäre, und wären folglich keine Prinzipien. Der Schluß ist es ebenso; denn wäre er es nicht, so hätte er eine Folge, wäre demnach kein Schluß. Alles ist also unabänderlich zwischen diese beiden Herkules-Säulen gestellt, zwischen die Ewigkeit, die anfängt, und die Ewigkeit, die abschließt, sofern es sich nicht um Gott handelt, welcher, da er kein Prinzip hat, auch keinen Schluß hat und untheilbar in seiner eigenen und einzigen Ewigkeit besteht. Jegliches andere Ding aber, d. h. jedes Geschöpf, jede Handlung, jeder Zustand, jede Zahl hat einen Punkt, welcher der erste, und einen andern, der der letzte ist, eine Scene, welche das Drama eröffnet, und eine andere, welche es beschließt. Fehlte das Prinzip, so wäre das Ding nicht; käme es zu keinem Schlusse, so wäre das Ding ewig unterwegs, d. h. es käme zu keinem Ziele. Nun ist aber ein Ding ohne Ziel metaphysisch unmöglich, denn es wäre damit

ohne Vernunft. Also kömmt Alles zum Schlusse, und dieser Schluß, wie jedes Prinzip, ist die Ewigkeit.

Hieraus folgt, meine Herrn, daß die moralische Ordnung, wie alles Uebrige, einen Schluß fordere, einen Schluß, welcher nothwendigerweise ewig ist. Um daher dem Dogma von der Ewigkeit der Strafen zu entgehen, müßte man sich zu dem Satze bekennen, der ebenso sehr den gesunden Menschenverstand als die Metaphysik gegen sich hat, daß nämlich der Schluß des Guten mit dem Schlusse des Bösen identisch sei, oder daß mit andern Worten der Gerechte wie der Lasterhafte unausbleiblich zu derselben Ewigkeit gelangen. Das aber behaupten, heißt den Unterschied zwischen gut und bös läugnen. Denn offenbar, wenn das schließliche Gute ebenso natürlich aus dem Bösen wie aus dem Guten entspringt, so ist, da die Wirkung dieselbe ist, auch die Ursache dieselbe, wenn man nicht etwa das Fundamental-Axiom im menschlichen Geiste umstürzen will, daß die Wirkung der Ursache und der Schluß dem Prinzipe entspreche.

Diese Folgerung hat allen Geschlechtern eingeleuchtet, und der sicherste Beweis vielleicht, daß der Begriff des Guten und Bösen in unserem Zeitalter sich abgeschwächt hat, ist die Unruhe, welche demselben ein Dogma macht, ohne welches die moralische Ordnung nurmehr ein Schattenbild und nahezu ein Spiel wäre. Deßungeachtet, trotz dieser Abschwächung des inneren Sinnes, wird die Schwierigkeit selbst in unserer Zeit von der Intelligenz eingesehen, und Jean-Jacques Rousseau gestand, „daß die Bösen eine große Verlegenheit in dieser und in der andern Welt seien." So hat man sich angestrengt, der Evidenz zu entgehen, welche die Ewigkeit der Strafen mit der Unterscheidung des Guten und Bösen verknüpft.

Man sagt: Warum sollte der strafbare und ohne Versöhnung mit Gott verstorbene Mensch dessen Vergebung nicht nach sühnenden Leiden erhalten, welche mit den Verbrechen seines Lebens im Verhältnisse stehen? Ist es dasselbe, wenn man zur Seligkeit gelangt, ohne durch den Schmerz hindurchzugehen,

wie wenn man auf dem Umwege der Thränen und Seufzer dahin gelangt? Heißt das nicht die Sprache verwirren, wenn man mit demselben Namen so verschiedene Loose benennt und behauptet, der Schluß des Guten wäre mit dem Schlusse des Bösen identisch, wenn am Ende alle Creatur in Gott zur Ruhe käme? Braucht Gott tausend Jahre, um eine Seele zu bestrafen, so mag er sie tausend Jahre von seinem Himmel ausschließen, und wenn sich endlich die Pforten der ewigen Seligkeit ihr öffnen werden, wer wird dann einwenden können, die Gerechtigkeit sei nicht zufrieden gestellt worden und habe mit der nämlichen Gleichgiltigkeit den Sünder wie den Gerechten aufgenommen?

Meine Herrn, der Weg ändert nichts am Ziele, und die Zeit, wie lange sie auch sein mag, verstümmelt die Ewigkeit nicht. Die Ewigkeit allein ist ein Schluß und, auf welchem Wege man auch zu ihr gelange, macht sie dem Wesen im Augenblicke, wo sie dasselbe ergreift, das untheilbare Geschenk ihrer selbst, ein Geschenk, welches eine ganze Fortdauer mit einer gänzlichen Ruhe enthält und, ohne bei jedem Auserwählten eine gleiche Empfindung zu erregen, der Verschiedenheit der Verdienste wegen, alle in eine vollkommene und unbeschreibliche Seligkeit versetzt. Wenn der Böse wie der Gerechte ein Recht darauf hat, so werden Sie ihm umsonst von düstern Wegen sprechen, die ihn dahin führen sollen; er wird wissen, daß die ewige Seligkeit ihm zustehe, daß Gott selber die Macht nicht habe, sie ihm zu nehmen, und als ein Logiker, den Ihre Drohungen wenig beirren, wird er der Schrecken spotten, welche Sie, aus einer metaphysischen Achtung des Unterschiedes zwischen gut und bös, ihm werden einzujagen suchen. Der Schluß ist ihm gesichert, ein Schluß, von welchem tausend Jahrtausende keinen Tag wegnehmen werden; was liegt ihm am Uebrigen? Man müßte ihm, damit er etwas darnach fragte, einen wesentlichen Unterschied ausfindig machen zwischen einer seligen Ewigkeit, welcher keine vorübergehende Leiden vorangehen, und einer

reinen und einfachen seligen Ewigkeit; allein dieser Unterschied ist nur ein unwesentlicher, und die unendliche Kraft des Schlusses wirft Alles, was nicht er selbst ist, in das Nichts zurück.

Ueberdieß setzt diese Annahme voraus, daß eine bestimmte Zeit der Leiden zureiche, um jenseits dieses Lebens die Fehler desselben abzubüßen. Das ist aber ein Irrthum, der gleichfalls den Begriff des Guten und Bösen aufhebt. Die Strafe für sich allein büßet nichts ab, weil sie im Herzen nichts ändert; was abbüßet, ist die in Reue übernommene Strafe. Nun ist aber die Reue ein Zustand der Seele, welcher das Zusammenwirken zweier Dinge, der Gnade und der Freiheit, erfordert; aber weder diese noch jene gehören mehr einer Intelligenz an, welche mit dem Tode aus den Bedingungen der Prüfung getreten ist. Der Tod versetzt den Sünder in die Gegenwart einer Wahrheit, die ihm keine Wahl mehr läßt: er sieht, er weiß, er ist gewiß mit einer Gewißheit, welche seine Willensfreiheit erdrückt; und dennoch wendet er sich nicht flehend an Gott, weil ihm die Gnade entzogen ist, und die Gnade ist ihm entzogen, weil sie schon die Vergebung wäre, die Vergebung, die er ausgeschlagen hat, da er sie noch erlangen konnte, und die er in dem Abgrunde, in den er gestürzt ist, nicht einmal mehr will. Denn der Tod, der ihn von der Welt getrennt, hat ihn nicht von seinem Herzen getrennt; der Stolz und der Haß leben noch in ihm, gesteigert und genährt durch sein Unglück, und ein ewiger Lästerer wirft er gegen Gott Alles zurück, was er sieht, Alles, was er weiß, Alles, was er fühlt. Gott müßte also gegen seinen Willen zu ihm kommen, es müßte diese Seele an einem bestimmten Tage, in diesem Jahrhunderte, zu dieser Stunde, von dem Schmerze ohne Reue, was sage ich? vom Hasse und der Lästerung zur innigen Umarmung der göttlichen Liebe übergehen. Und das wäre das Rechte! Das wäre das letzte Wort im Verkehre zwischen Gott und dem Menschen! Und das sollte im voraus gewußt werden, um hienieden die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Religion zu begründen! Gott,

der dreimal heilige Gott sollte das unentstehbare Erbtheil eines jeglichen Sünders sein, der bis zu einem gewissen Alter des Undankes und der Empörung gelangt ist, und die Himmel sollten für einen Nero sich öffnen wie für einen heil. Ludwig, mit dem Unterschiede, daß Nero später in sie einginge, um ihm Zeit zu lassen, die Unbußfertigkeit seines Lebens durch die Unbußfertigkeit seiner Abbüßung zu krönen!

Das Alterthum, meine Herrn, selbst dasjenige, welches an die Ewigkeit der Strafen nicht hat glauben wollen, hat Abscheu vor einer Lehre gehabt, welche die Züchtigung allein schon zu einem Rechte auf den Besitz Gottes stempelt. Es hat, um dem zu entgehen, ein System aufgestellt, welches eine der schönsten Zierden seiner Philosophie ist, weil dasselbe, so irrig es auch ist, tiefe Abneigung vor dem Bösen und Ehrfurcht vor der Heiligkeit Gottes beurkundet. Der Orient war der Urheber desselben. Der Orient hatte immer, was das Göttliche betrifft, einen feurigeren Blick als wir; es scheint, daß Gott aus geringerer Ferne seinen sinnigen Kindern erscheine, daß sie ihn durch die Reinheit ihres Himmels hindurch entdecken, wie wir die Sterne durch die schwache Durchsichtigkeit des unseren sehen. Der Orient begriff, daß jeder Mensch, welcher, bevor er dieses Leben verläßt, von seinen Sünden nicht gereinigt ist, des Besitzes Gottes unwürdig, und daß diese Reinigung jenseits dieser Welt unmöglich sei, wenn Gott nicht in einer anderen den befleckten Seelen ein neues Feld der Prüfung und Freiheit bereite. Er bildete sich also ein, als wäre es so, als wandelten die Seelen bis zu ihrer vollkommnen Verklärung im Guten von einem Cyclus der freien Prüfung zu einem andern Cyclus von derselben Art, indem sie im Vorbeigehen die Wasser der Vergessenheit tränken, damit das Andenken an die Vergangenheit in nichts das Geheimniß ihrer neuen Verantwortlichkeit schwächte. Diese Lehre, durch die Fabel der Seelenwanderung mehr oder weniger verunstaltet, war an sich im Stande, hoch stehende Geister zu verführen, wie einen Pythagoras z. B., der sie vom

Oriente in die Einsamkeit von Großgriechenland verpflanzte. Allein so sinnreich sie ist, so ist ihr Mangel leicht zu erschauen. Dieser Mangel besteht darin, daß sie der moralischen Ordnung jeden Schluß nimmt und Gott der ins Unendliche gehenden Verschlechterung seiner Creatur wehrlos bloßstellt.

Wie sollte in der That die Seele, die im ersten Cyclus der Prüfung sich geweigert hat, Gott zu erkennen und zu lieben, im zweiten dazu kommen, dieß zu bereuen? Der zweite ist wie der erste, ein Mischung aus Schatten und Licht, ein der Versuchung des Geistes und der Sinne zugänglicher Ort, wo die Seele frei in ihrer Wahl ist. Wie sollte sie dazu kommen, eine bessere Wahl zu treffen? Es ist die nämliche Seele; sie kann, ich will es einräumen, vergessen, was sie während der ersten Prüfung ihres Lebens gewesen war. Will man aber die verborgene Ueberleitung ihrer Persönlichkeit nicht abbrechen, so ist sie innerlich dieselbe wie ehemals. Sie trägt in sich die Wundmale ihrer Sünden, und selbst wenn sie durch die wiederherstellende Wirkung einer zweiten Geburt von diesen bewahrt bliebe, so kann sie immer noch fehlen, wie sie schon gefehlt hat, und noch einmal in der freiwilligen Trennung von Gott sterben. Sie müßte also mit einem nie erlöschenden Rechte den Lauf ihrer Wanderungen in der Hierarchie der Welten von neuem beginnen, ohne daß ihr Gott jemals Stillstand gebieten und sie anders bestrafen könnte als dadurch, daß er ihr das Mittel gäbe, ihn immer zu beleidigen. Sagen Sie nicht, sie werde endlich der Eintönigkeit ihrer Wanderung und ihrer Fehler müde werden: die Sünde ist ein Abgrund, der niemals ausgeschöpft wird, sondern von sich selber immer größer und verlockender wird. Diese Erde, die wir bewohnen, würde, so klein sie ist, für die Ewigkeit ihr zureichen, und der Sünder forderte von ihr, um zufrieden zu sein, nichts als die Dauer. Was wäre es um einen Aufenthalt, der durch Veränderung der Zeiten und Dinge sich unaufhörlich verjüngte? Man würde sich da rüsten, wie auf eine Folge zauberischer Reisen. Statt jener

erschreckenden Aussicht auf das Gericht, welche den Tod zur feierlichen Klippe des Lebens macht, ginge der Sünder mit der Sicherheit eines Wanderers, der durch eine Säulenhalle geht, ins Grab, und spräche in der Ironie seiner Straflosigkeit zu sich: die Welt ist groß, die Jahrhunderte sind lang, vollenden wir zuerst die Umseglung der Welten und Zeiten. Gehen wir vom Jupiter auf die Venus, von der Venus auf den Saturn, vom ersten Himmel in den zweiten, vom zweiten in den dritten, und sollten nach unzähligen Zeiten und Räumen die Sonnen uns ausgehen, so werden wir uns vor Gott stellen, um ihm zu sagen: da sind wir! unsere Stunde ist noch nicht gekommen, mache uns neue Himmel und neue Sterne; denn wenn du müde bist, auf uns zu warten, so sind wir nicht müde, zu wandern, dich zu lästern und dir nichts nachzufragen.

Das, meine Herrn, ist der Schluß, der in der Lehre von der Seelenwanderung der moralischen Ordnung gegeben wird. Das Urtheil darüber stelle ich Ihnen anheim.

Zudem, täuschen Sie sich nicht, was in dieser Lehre Barmherziges liegt, existirt in Wirklichkeit in dem christlichen Plane der Vorsehung. Unser Leben, so wie es Gott uns gegeben, ist eine Reihenfolge von Metempsychosen oder Umbildungen, die uns zu ihm führen. Indem wir durch dasselbe hindurch gehen, durchlaufen wir eine Menge von Welten, wo das Gute sich unserer Seele unter verschiedenen Horizonten darstellt und durch Reize sie anlockt, die sich keineswegs gleichen. Die Kindheit, die Jugend, das Mannes-, das Greisenalter, der Tod sind ebenso viele offenbarende Cyclen, die sich einander ablösen, um uns zu erleuchten und zu Gott hinzuwenden. Das Kind wächst, der Jüngling liebt, der reife Mann herrscht, der Greis ist müde, der Sterbende schaut, und jedes dieser Alter hat etwas Göttliches an sich, welches geeignet ist, die Wahrheit uns in das Herz zu graben. Aneinander gekettet durch vielfache Schattirungen und Ereignisse, die sich verstärken, bilden sie in unserer Seele einen übermenschlichen Progreß, den wir zwar nicht

immer gewahren, dessen ganze Kette aber zu gewissen Stunden in Erschütterung geräth und uns mit einem Male das Gesammtgefühl unseres Lebens gibt. Wer von Ihnen hat nicht schon diese magischen Erschütterungen erfahren, wo Gott den Menschen von oben bis unten aufregt, indem er auf ein Mal vor ihm all' die Welten erweckt, die er durchlaufen? Wer von uns hat noch nie mit bitterer, aber inniger Freude die Frömmigkeit seiner ersten Jahre, die Neigungen seiner Jugend, die grausamen Lehren des reifen Alters in einem Gesammtbilde sich vorgestellt und bei diesem Andenken, so weit er sich auch von Gott entfernt haben mochte, zu einer gewissen Achtung der Tugend, die reinigt und rettet, erschwungen? Ich habe das Kind auf dem Schooße seiner Mutter gesehen; ich habe die Güte bewundert, die hiemit uns die Pilgerschaft zur Ewigkeit beginnen läßt. Ich habe die Seufzer gehört, die sich der entflammten Brust des Jünglings entringen; ich habe die Dornen gezählt, die er am Morgen aus seinem verwundeten Fleische zog, und es hat sich mir gezeigt, wie schmerzenvoll jenes Kissen der Jugend ist, auf welchem mit so vielen Trugbildern so viele strafbare Lüste schlummern. Also rufet euch Gott, junge Leute, also ruft er euch zu der großen Liebe zurück, für die er euch geschaffen hat.

Und was euch betrifft, die ihr nicht mehr in diesem Alter stehet, sondern in die Vollkraft des Lebens eingetreten seid, ich habe die Welt und das Licht kennen gelernt, welche Gott auch euch bereitet hat. Diese Welt, dieses Licht ist die Regierung. Mit vierzig Jahren muß man regieren, muß man seine Familie, sein Glück und nebst den Privatangelegenheiten einen Theil der öffentlichen Angelegenheiten regieren. Nun trägt man aber diese Bürde der Regierung der Menschen nicht lange, ohne die Erfahrung zu machen, daß sie schwer zu tragen sei, und daß Gott allein von der Höhe seiner Vorsehung die erste Quelle jeder Ordnung, jedes Friedens, jeder Gewalt, jeder Verehrung sei. Erfährt man dieß nicht am ersten Tage, so wird man's am

zweiten erfahren. Bälder oder später offenbart sich die Hinfälligkeit der Reiche dem mächtigsten Eroberer wie dem weisesten Gesetzgeber, und der Konsul vernimmt ebensowohl wie das Kind auf dem Schooße seiner Mutter die Stimme, die zu glauben und sich zu verdemüthigen gebietet. Gott — ist die Antwort der Mutter an ihr Kind; Gott — ist die Antwort der Liebe an den Jüngling; Gott — ist die Antwort des Capitol's an jede Intelligenz, die regiert.

Und reichen diese fortlaufenden Offenbarungen des Lebens nicht hin, um die Finsternisse der Seele, der sie zutheil werden, zu zerstreuen, so warten Sie noch, es gibt noch eine neue Welt in den weißen Haaren des Greisen. Dieser hat die Tage des Menschen an ihrem Anfange gesehen, er hat geliebt und regiert; nunmehr ist er ein Zeuge, der in der Unparteilichkeit einer zurückgelegten Laufbahn sich sammelt. Die Morgendämmerung der Wahrheit bricht für ihn über Ruinen an, welche für sich allein schon ihm Licht geben. Er darf nur sich erinnern, um zu prophezeien. Und endlich wird ihm der Tod, dieß letzte Werkzeug der Vorsehung, an der Pforte der Ewigkeit selbst den letzten Zuruf bringen. Er wird am Rande des Abgrundes sich sehen, sein Gewissen auf der einen Seite, auf der anderen Gott, die Welt dahin, jede Hoffnung entschwunden außer der, der Wahrheit zu folgen, die ihn noch einmal heimsucht. Trifft nach so vielen Tagen, welche seine Seele angeregt haben, dieser ihn unempfindlich, stirbt er unüberwunden von Gott und all' den Kunstgriffen seiner Gnade, so kann ich sein Loos beklagen, weil ich Mensch bin; aber ich begreife, daß er im Bösen verhärtet ist, und daß es umsonst wäre, wenn ihm Gott, um sein Herz zu erproben, noch weitere Leben und andere Welten bewilligen würde. Sein Herz hat sein Urtheil empfangen; zwischen ihm und Gott muß es zum Abschlusse kommen, und tausend Jahre Zögerung wären blos tausend für die Gerechtigkeit verlorne Jahre, ohne eine andere Frucht für den Strafbaren zu tragen, als daß sie seinen Missethaten noch zehn Jahrhunderte zulegten.

Deßhalb, meine Herrn, suchet der Unglaube, welchem das Schlagende dieses Beweises nicht entgeht, noch einen Haltpunkt in einer letzten Spekulation des Geistes. Er stellt die Frage, ob die göttliche Gerechtigkeit nicht etwa durch Vernichtung des Sünders befriedigt werden möchte? Die Vernichtung ist eine Strafe, so zu sagen eine unendliche Strafe für ein zur Unsterblichkeit bestimmtes Wesen und gibt überdieß der moralischen Ordnung einen unbezweifelbaren Schluß. Was braucht man mehr?

Meine Herrn, ich gebe zu, die Vernichtung trägt den doppelten Charakter einer Strafe und eines Schlusses, einer unzureichenden Strafe aber und eines Schlusses, welcher den Strafbaren zum Gebieter Gottes machte. Unzureichend ist die Strafe weil der Sünder sich nach ihr sehnet, und Niemand nach einer Züchtigung sich sehnt, außer aus Liebe zur Ordnung, einer Liebe, welche man dem verstockten Sünder nicht zuschreiben kann. Der verstockte Sünder will seine Vernichtung, weil die Vernichtung ihn Gottes entledigte, und zwar für immer entledigte. Ich sage nicht genug: dieses widernatürliche Verlangen heißt so zu sagen Gott selbst vernichten; denn Gott ist in seinem Werke, und wer dieses Werk zerstört, vergreift sich an einem Gedanken und an einer That, wodurch sich Gott ein äußeres Leben gegeben hat. Obwohl ich deßhalb zugestand, daß die Vernichtung des Sünders, weil sie ewig ist, den Charakter eines Schlusses habe, so fügte ich bei, daß dieser Schluß Gott unter die Botmäßigkeit des Sünders brächte, weil er ihn nöthigte, zu zerstören, was er geschaffen, und zwar geschaffen hat, damit es immer sei. Wie! das Universum wird nicht zu Grunde gehen; seine dunkelsten Elemente, von der göttlichen Allmacht bewahrt und umgestaltet, werden dem heil. Paulus zufolge zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes (Röm. 8, 21) dienen; die Eifersucht des Schöpfers wird ewig über ihre der Vergänglichkeit enthobene Schönheit wachen; und es sollte möglich sein, daß eine Seele zugrunde ginge, weil diese Seele Gott nicht hat erkennen wollen! Das Meisterstück der unerschaffenen

Weisheit, das Gefäß der Ehre, für welches alles Uebrige ist erschaffen worden, sollte der Willkür des Sünders preisgegeben sein! Der Sünder sollte, nachdem er hienieden seinen Körper getödtet, dort oben seine Seele tödten können, und dieser Mord an seiner Seele, das größte aller Verbrechen, sollte seine einzige Züchtigung sein! Nein, glaubet das nicht; ihr werdet eure Seele nicht tödten. Ihr wünschet es wohl gegenwärtig schon; ihr arbeitet an nichts als an der Zerstörung ihres Lichtes, ihrer Freiheit, ihrer Gnade; aber es ist umsonst. Obschon diese Stätte der Hinfälligkeit bewohnend, entzieht sich dieses erhabene Wesen euren Streichen; wie erst, wenn es anlangen wird an den Gestaden, wo keine Veränderung mehr ist und die Unsterblichkeit geathmet wird, wie wir hienieden die Luft athmen? Man tödtet die Seelen nicht in der Zeit; wie werdet ihr sie tödten in der Ewigkeit? Sie werden also leben, werden immer leben; sie sind das kostbarste Werk des Schöpfers; ihr habet sie beflecken können, aber vernichten habt ihr sie nicht können, und Gott wird, indem er ihnen das Siegel seiner Gerechtigkeit aufdrückt, weil euer verhärteter Sinn es also gewollt hat, Gott wird sie selbst in ihrer Verwerfung zu Zeichen der Ordnung und zu Herolden seines Ruhmes zu machen wissen.

Weder die Vernichtung, noch die endlose Prüfung mittelst der Seelenwanderung, noch eine selige Ewigkeit nach vorübergehenden Strafen, nichts von all' diesen schwachen Erfindungen löst jenseits dieses Lebens das Problem der moralischen Ordnung, noch bringt es das Drama der Freiheit zu seinem richtigen und nothwendigen Abschlusse. Was bleibt nun aber außer diesen drei Systemen noch übrig? Nichts, meine Herrn, als das christliche System. Es ist das letztere also wahr, und wollte ich nicht daran glauben, so würde jede Gewißheit des Guten und Bösen meinem Geiste entschwinden, weil, wenn ich beide an einem und demselben Ziele anlangen sähe, ich nur mehr einen scheinbaren und erdichteten Unterschied zwischen denselben bemerkte.

Doch, meine Herrn, ich darf mich nicht damit begnügen, das unantastbare Dogma von der Ewigkeit der Strafen indirekt festgestellt zu haben; ich merke es an dem Schwanken Ihrer Intelligenz, daß noch Schwierigkeiten erübrigen. Ich kenne dieselben und will sie zu heben suchen.

Sie sprechen bei sich selber: Was haben wir soeben vernommen? Metaphysische Schlußfolgerungen. Man hat uns gezeigt, daß alle Dinge zwischen einem Prinzipe und einem Schlusse, die beide ewig sind, begriffen seien, und daß, da die moralische Ordnung diesem Gesetze sich nicht entziehen könne, es nothwendig sei, daß eine Ewigkeit auf ein strafbares Leben warte, eine unfehlbar unglückselige Ewigkeit, wenn man dem Bösen nicht etwa denselben Schluß anweisen wolle, wie dem Guten, was dem allgemeinen Bewußtsein entgegen die Identität beider involviren würde. Gut; aber was verschlägt die Metaphysik gegen die Evidenz des moralischen Gefühles? Was richtet die Metaphysik, auch die tadelloseste, gegen die innere Stimme der Gerechtigkeit aus, die uns zuruft, daß die Größe der Strafe mit der Größe der Schuld nothwendig im Verhältnisse stehen müsse? Welchen Fehler könnte nun aber der Mensch in seinem ebenso schwachen als engen Herzen begehen, der eine nach der Ewigkeit gemessene Strafe verdiente? Wie man auch die Ewigkeit fassen mag, sie ist, besonders wenn man sie auf ein beschränktes Wesen anwendet, ein Abgrund, wo der geringste Schmerz jenen unermeßlichen Charakter annimmt, den wir das Unendliche nennen, demnach zu dem Fehler, den er bestrafen soll, in keinem Verhältnisse mehr steht. Wirst du behaupten, der Fehler sei ein unendlicher? Das Bewußtsein empört sich gegen diese Behauptung. Wirst du läugnen, daß die Strafe es sei? Das Bewußtsein wird dir seine Zustimmung versagen. Wirst du sagen, ein endlicher Fehler verdiene eine unendliche Strafe? Das Bewußtsein wird noch lauter gegen dich sprechen. In diesen Alternativen hält es dich gefangen und läßt dir keinen Ausweg, um der Evidenz deines Unrechts zu entgehen.

Vor Allem, meine Herrn, werde ich den Gedanken entfernen, als verdamme Gott auf ewig den Sünder für einen einzigen Fehler, der ihm zufälligerweise vor dem Tode entschlüpft ist, gleich als ob die Vorsehung gewissermaßen die Minute unserer Verfehlungen erspähete, um sie zur Minute unseres Todes und unserer Verwerfung zu machen. Allerdings ist es Glaubenslehre, daß eine einzige schwere Sünde, eine solche nämlich, welche wissentlich und mit voller Freiheit gegen ein erklärtes Gebot Gottes begangen worden ist, den Menschen von der Vereinigung mit Gott trennt und, wofern er in diesem Zustande stirbt, dem Loose der Verworfenen überantwortet. Aber es ist nicht im entferntesten Glaubenslehre, daß Gott die Beobachter seiner Gebote mit unruhiger und finsterer Wachsamkeit verfolge und nur auf die Stunde eines vorübergehenden Falles warte, um sie in den Abgrund des ewigen Todes zu stürzen. Die ganze hl. Schrift ist voller Stellen, welche die Geduld Gottes selbst gegen die größten Sünder beweisen, und es gibt Keinen unter uns, welcher diese barmherzige Langmuth nicht schon in seinem Leben erfahren hätte. Der Herr, sagt der heil. Petrus, hält seine Verheißung nicht zurück, wie Einige meinen: er hat nur Geduld mit euch und will nicht, daß Jemand verloren gehe, sondern daß Alle zur Buße sich wenden (2. Petr. 3, 9). Es ist wahr, an andern Stellen sagt uns das Evangelium, wir sollen wachsam sein, der Tag des Herrn werde kommen wie ein Dieb (1. Thess. 5, 2); diese letzten Ausdrücke beziehen sich aber auf das Ende der Welt, und würden sie auch auf das besondere, jeden einzelnen aus uns treffende Ereigniß gehen, so würde daraus nicht folgen, daß uns die Vorsehung unverhofft über einem einzigen Fehltritte zu ertappen suche, um das Vergnügen zu haben, uns zu verderben. Man muß wachen, weil der Geist zwar willig, das Fleisch aber schwach ist (Mark. 14, 38); ebenso aber muß man dem Worte glauben, das sagte: Friede auf Erden den Menschen, die

eines guten Willens sind! (Luk. 2, 14.) Jeder Mensch, der verloren gehen wird, wird dieß trotz der Anstrengungen Gottes; er wird verloren gehen, des Undankes überwiesen, verworfen nicht durch Zufall, sondern wegen der Verhärtung seines bösen Willens.

Dieß festgestellt bleibt nur allein die Frage nach dem Verhältnisse von Strafe und Schuld noch übrig. Daß ein solches Verhältniß bestehe, ist nothwendig, ich räume es ein; das natürliche Recht fordert dasselbe, und der Glaube ebensowohl als die Vernunft befiehlt uns, daran zu glauben. Die Schrift sagt uns in der That, Gott werde einem Jeden nach seinen Werken vergelten (Matth. 16, 27), und die Kirche hat nie aufgehört, den Völkern die Gerechtigkeit der Urtheile Gottes zu verkünden. Deßhalb ist die Ewigkeit, so gleichförmig sie in Absicht auf ihre metaphysische Dauer ist, dieß nicht auf die Wirkung angesehen, welche sie auf das Gewissen, die Seele und den Leib der Verdammten übt. Jeder von denselben empfängt ihren rächenden Streich, je nachdem er es verdienet, und dieser Unterschied in ihrem Loose währet ewig, wie die Beschaffenheit ihrer Sünden und der sittliche Zustand ihres Herzens. Die Dauer der Strafe ändert ihren Grad nicht, und vor Allem verleiht sie ihr nicht den Charakter des Unendlichen; dieser Charakter eignet nur der an Gott betrachteten Ewigkeit; denn in Gott ist die Ewigkeit die untheilbare Dauer des Wesens, das substanziell eins und sich selbst in einem unwandelbaren Augenblicke gegenwärtig ist, welcher weder Vergangenheit, noch Gegenwart, noch Zukunft, weder Anfang noch Ende hat. Außer Gott ist die Ewigkeit nur noch die beständige Dauer eines beschränkten Wesens, ein Strom, dessen Lauf in eine unbegrenzte Menge von Punkten sich theilt, von denen ein jeder nur die Ausdehnung und das Gewicht des Endlichen hat, und gibt den verlornen Seelen nur eine stetige Empfindung, die immer sich selbst gleich bleibt und das von Gott gewollte Maaß bei ihrer Züchtigung einhält. Was uns hiebei irre führt, ist das, daß

wir der beständigen Dauer des anderen Lebens dieselben Gesetze und dieselben Wirkungen beilegen, wie der beständigen Dauer unseres sterblichen Lebens. Hienieden herrschet die Zeit über uns, die Zeit, welche fortschreitet, und deren Schläge mit ihrer Wiederholung an Kraft zunehmen; in der jenseitigen Welt ist die Zeit nicht mehr, weil Alles dort abgeschlossen ist und stille steht. Eine neue Aera stellet daselbst jegliches Ding unter die Herrschaft einer reinen Stetigkeit. Diese Aera ist die wirkliche Ewigkeit für die Geister, die in Gott leben, sie ist die unvollkommene Ewigkeit für die Wesen, die außer ihm leben, d. h. eine todte, fortschrittlose Dauer, aus der eine Art von Gefühl entspringt, welches uns vollkommen unvorstellbar und unbekannt ist. Könnten wir eine Viertelstunde lang ohne alle Bewegung athmen, so würden wir eine Vorstellung davon bekommen; dieß ist uns aber nicht möglich, die Bewegung dränget uns von allen Seiten, sie ist in uns und außer uns und mit ihr ein Leben, welches uns nicht gestattet, einen stetigen Schmerz zu begreifen, der jederzeit mit der Schuld, deren Strafe er ist, ohne sie zu sühnen, im Verhältnisse steht. Die Einbildungskraft kann hierin den Befehlen der Vernunft nicht nachkommen; die Vernunft aber bleibt, und sie muß man zu Rathe ziehen, wenn man ein Urtheil über Gottes Gerechtigkeit fällt.

Nie werde ich glauben, Gott sei nicht mächtig genug, dem Strafbaren ein Gefühl einzusenken, das er verdient, und die Dauer zu einem Werkzeuge seiner gerechten Urtheilssprüche zu machen. Die Dauer gehorchet Gott wie jegliches Ding, und von seiner Hand geleitet, trifft sie in dem Maaße, in welchem sie treffen soll. Damit bin ich zufrieden. Ich will nicht sagen, die Strafen der Hölle seien nicht fürchterlich; denn ich habe das Wort vernommen: *Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen* (Hebr. 13, 31). Ich will damit nur sagen, die Ewigkeit ihrer Dauer hebe ihr Verhältniß zu den Verbrechen nicht auf, deren Züchtigung sie sein sollen, ein Verhältniß, welches in der Gerechtigkeit Gottes be-

gründet und ebenso sehr ein Dogma des Glaubens als eine klare Forderung der Vernunft ist.

Nachdem die Frage wegen der Gerechtigkeit erledigt ist, nimmt der Unglaube zu der Güte Gottes seine Zuflucht. Gott ist gütig, sagt er, das ist seine erste Eigenschaft, diejenige, welche die übrigen gewissermaßen bedeckt, und die Schrift selbst hat gesagt: Gütig ist der Herr gegen Alle, und seine Erbarmung geht über alle seine Werke — Suavis Dominus universis, et miserationes ejus super omnia opera ejus (Psalm 144, 9). Ein Gedanke, welchen Milton auf bewunderungswürdige Weise in seinem verlorenen Paradiese wiedergegeben hat, da er, nachdem er die ganze Ordnung der Erlösung entworfen, Gott also sprechen läßt: „Die Gerechtigkeit wird befriediget werden, die Barmherzigkeit aber wird immer am meisten hervorleuchten, und nachdem sie zuerst geglänzt hat, wird sie zuletzt glänzen.“ Wie würde sie nun aber zuletzt glänzen, wenn es für die Sünder keine Vergebung gäbe, wenn nach Jahrhunderten, die über ihrer Züchtigung abgelaufen, Gott gegen dieses entsetzliche Unglück unempfindlich bliebe und mit trockenem Auge die Fortdauer ihrer Ewigkeit ansähe? Wie könnte er sich selbst das Zeugniß geben, daß er gütig sei, daß seine Barmherzigkeit über alle seine Werke gehe? Ein Mensch, so gering seine Güte sein mag, wäre einer ewigen Rache nicht fähig; wie sollte Gott den Anblick und die Last derselben ertragen?

Es ist wahr, meine Herrn, ein Mensch wäre nicht fähig, ewig zu strafen, zuvörderst weil er die Ewigkeit nicht begreift, weiterhin weil all' seine Tugenden kurz wie sein Leben und eng wie sein Herz sind. Sie berufen sich auf die Güte; wissen Sie wohl, was das heiße? Wissen Sie, daß es die Güte ist, welche der Verwerfung der Sünder das Siegel aufdrückt? Ich setze Sie vielleicht in Verwunderung; aber hören Sie mich und lernen Sie endlich einsehen, wie eitel die Hoffnungen und die Gründe des Menschen gegen die Urtheile Gottes sind.

Sie verknüpfen in Ihrem Geiste die Idee der Güte mit der Idee von einer Verzeihung, die immer möglich ist und immer bewilligt wird, wie groß auch die Verhärtung des Sünders im Bösen sein möge; Sie bringen dieselbe so in unversöhnlichen Widerspruch mit der Gerechtigkeit und zerreißen in Gott die nothwendige Einheit seiner Vollkommenheiten. Ich will mich nicht dabei aufhalten, Ihnen zu erklären, daß dieß ein sakrilegischer Gedanke ist, welcher den metaphysischen und moralischen Begriff Gottes in der Intelligenz zerstört; meine Absicht ist, weiter auf den Grund der Dinge zu dringen und, indem ich die Güte definire, Ihnen zu zeigen, wie sie mit der Gerechtigkeit Hand in Hand gehe, um die ewige Verwerfung der Sünder zu sichern, nachdem diese einmal mit der Zeit der Prüfung die Zeit der Versöhnung versäumt haben. Was ist also die Güte? Die Güte ist freiwillige Liebe. Derjenige ist gütig, der ohne Ursache liebt, der Jeden liebt, der mit Innigkeit liebt, der bis zum Tode liebt; und so ist die Liebe Gottes beschaffen. Gott schuldete uns nichts, weil wir nicht waren; er entdeckte an uns keinen Grund, warum er uns lieben sollte, weil wir nichts hatten, bevor er uns etwas gegeben; seine Liebe zu uns wie zu jedem Geschöpfe war somit eine freiwillige Liebe, eine That unendlicher Güte. Nun beachten Sie, ich bitte Sie, wohl: die Liebe, so gütig, ich getraue mir zu sagen, so blind gütig sie sein mag, hat gleichwohl ein Bedürfniß, das in ihrem Wesen liegt und dessen sie sich nicht entschlagen kann. Dieses Bedürfniß der Liebe, staunen Sie, so sehr Sie wollen, dieses Bedürfniß der Liebe ist, geliebt zu werden. Ich wollte, es wäre anders, so Sie es wünschen; aber ich müßte mich für verrückt halten, wollte ich der Liebe dieß ihr Bedürfniß, geliebt zu werden, nicht zugutehalten. Und wenn sie nun nicht geliebt wird, was wird sie thun? Was sie thun werde? ich will Ihnen das sagen, indem ich Ihnen im Grunde Ihres eigenen Herzens das Geheimniß der Liebe aufschließe.

Entweder täusche ich mich, oder Sie haben, wenn auch nur ein Mal, geliebt. Ich mache in diesem Augenblicke keinen Unterschied zwischen erlaubten und unerlaubten Neigungen; ich nehme sie überhaupt, vorausgesetzt, daß sie aufrichtig seien, in ihrer tiefsten Wirklichkeit. Sie haben also geliebt, und ich nehme an, auch heute noch stehe Ihre Seele unter der Herrschaft dieser hohen und furchtbaren Leidenschaft. Sie hat gewählt, sie hat sich hingegeben, hat gänzlich sich aufgeopfert; aber o Schmerz! dieses Geschenk, welches Sie mit sich selber gemacht haben, wird verschmäht. Wozu werden Sie Ihre Zuflucht nehmen? Ihre Zuflucht wird sein, nicht müde zu werden, gegen die Hoffnung zu hoffen, an den Erfolg eines so wahren, so starken Gefühles zu glauben. Beugen Sie das Knie, wenn's nothwendig ist, demüthigen Sie Ihren Stolz, bieten Sie Allem auf, um die Undankbarkeit zu überzeugen und die Unempfindlichkeit zu rühren. Wenn Sie aber am Ende doch nicht zum Ziele gelangen, was werden Sie thun? Ich werde Ihnen den Rath geben, den ich von einem großen Moralisten habe. Labruyere hat gesagt: „Wenn man viel gethan hat, und umsonst viel gethan hat, um geliebt zu werden, so gibt es noch ein Mittel, nämlich ganz und gar nichts mehr zu thun." Man hat Ihre Zudringlichkeit zurückgestoßen; versuchen Sie es mit der Vernachlässigung. Ich verstehe hierunter nicht ein ernstlich gemeintes, unwiderrufliches Verlassen, sondern ein Verlassen zur Probe, wobei die Zärtlichkeit die Rückkehr sich offen erhält. Hernach, wenn diese letzte Anstrengung Ihrer Seele erfolglos geblieben ist, wird ein Tag kommen, wo Sie zu sich sprechen werden: Wohlan, sei ein Mann, mißbrauche nicht länger dieses Vermögen zu lieben, das dir von oben gegeben worden, kehre zur Vernunft zurück, nimm deine Seele und gehe! Das ist die Geschichte des menschlichen Herzens in der Liebe, und das ist auch die Geschichte Gottes. Denn im Himmel wie auf Erden hat die Liebe nur einen Namen, nur ein Wesen, nur ein Gesetz, nur eine Wirkung.

Gott ist Ihnen mit seiner Liebe eine ganze Ewigkeit zuvor-

gekommen. Sie waren nichts für ihn, nichts für die Welt, nichts für sich selbst: er hat Sie erwählet, ehe Sie waren. Diesen Leib, das Gnadengeschenk, das Sie entweihen, er hat Ihnen denselben gegeben, einer antiken Statue gleichend, die ganz rein aus des Bildhauers Hand kommt; er hat Ihnen die Augen geöffnet, damit Sie ihn in der Welt sehen, bevor Sie ihn in seinem Wesen sehen; er hat Ihre Ohren gehöhlt, damit Sie seine Stimme hören, und Ihre Lippen gebildet, damit Sie ihm antworten. In dieses Meisterstück, welches aus seinen liebevollen Händen gekommen, hat er ein Licht gegossen, das sich selber leuchtet, und dessen Strahlen eine Verwandtschaft mit seinem eigenen Lichte haben, damit beide sich suchen, um sich eines Tages in der Entzückung Einer Flamme und Einer Ewigkeit zu verschmelzen. Ihr aber, undankbare Kinder einer so großen Güte, ihr habt die Liebe geflohen, die von euch nur Liebe verlangte. Ihr habet die Anbetung, die ihr ihr schuldet, für euch zurückbehalten; ihr habet eure Augen verschlossen, um sie nicht zu sehen, eure Ohren, um sie nicht zu hören, eure Lippen, um ihr nicht zu antworten, und in der Ausschweifung einer elenden Selbstsucht verloren, habet ihr es vorgezogen, ferne von ihr befleckt und unglückselig zu leben, als in einem Frieden ohne Tadel die Stunde ihrer letzten Offenbarung zu erwarten. Gott ist darüber betrübt; er hat befürchtet, zu wenig für euch gethan zu haben, und aus den Schatten tretend, womit er sich umhüllt hatte, hat er seine Person, seine Stimme, seine Thaten, sein Leben vor euch hingestellt, und besorgend, es möchte selbst dieß nicht genügen, ist er vor euern Augen gekreuzigt von euren Händen gestorben. Nachdem er dieß für Alle gethan, hat er sich gegen Jeden bewaffnet: er verfolget die Menschheit Seele für Seele, Tag für Tag, und erst wenn er bis zur letzten Stunde überwunden und verachtet wird, zieht er seine Liebe zurück und entweichet für immer. Denn die Liebe, das ist ihr Gesetz, tritt nicht auf die nämlichen Gestade zurück, und hat sie dieselben ein Mal verlassen, so erscheinet sie nimmer wieder.

Dante hat über seine Höllenpforte die berühmte Inschrift gesetzt:

Durch mich geht man ein zu dem ew'gen Schmerze,
Durch mich geht man ein in die Stadt der Klage,
Durch mich geht man ein zum verlornen Volke,
Ihr, die ihr eingeht, lasset die Hoffnung.

Doch warum die Hoffnung lassen? Warum muß man an einem Orte, wo die göttliche Güte sich finden muß, weil sie unzertrennlich von Gott ist, auf jede tröstliche Aussicht, so ferne sie auch liegen mag, verzichten? Der Dichter erklärt dieß in einem Verse, an den ich mich niemals erinnere, ohne vor Bewunderung außer mich zu kommen:

Die ew'ge Gerechtigkeit hat mich geschaffen und die erste Liebe.

Hätte die Gerechtigkeit nur den Abgrund gegraben, so wäre Rettung noch möglich; aber auch die Liebe, die erste Liebe ist's, die ihn geschaffen; das ist's, was alle Hoffnung benimmt. Wenn man von der Gerechtigkeit verurtheilt ist, kann man zur Liebe flüchten; ist man aber von der Liebe verurtheilt, wohin noch kann man sich flüchten? Das ist das Loos der Verdammten. Die Liebe, die ihr Blut für sie gegeben hat, dieselbe Liebe ist es, welche sie verflucht. Wie nun? ein Gott ist für euch herniedergestiegen, hat eure Natur angenommen, eure Sprache gesprochen, eure Hand berührt, eure Wunden geheilt, eure Todten erweckt; was sage ich? ein Gott hat sich für euch den Banden und den Unbilden des Verrathes überliefert, hat sich entblößt an öffentlichem Platze unter gemeine Dirnen und Diebe stellen, an einen Pfahl binden, mit Ruthen zerfleischen, mit Dornen krönen lassen, ist endlich für euch an einem Kreuze gestorben! Und nach alle dem glaubet ihr, es sei euch erlaubt, zu lästern und zu lachen und ungescheut euch in den Pfuhl aller Lüste zu stürzen! O nein! lasset euch eines Bessern belehren; die Liebe ist kein Spiel; nicht ungestraft wird man von einem Gotte geliebt, nicht ungestraft bis zum Tode geliebt. Nicht die Gerechtigkeit ist ohne Erbarmen, sondern die Liebe. Die

Liebe, wir haben es nur allzuwohl erfahren, ist Leben oder Tod, und wenn es um die Liebe eines Gottes sich handelt, so ist sie ewiges Leben oder ewiger Tod.

Einleitung zur dreiundsiebzigsten Unterredung.

Die doppelte Bedingung, unter welcher das Werk der Wiederherstellung des Menschengeschlechtes zustande und die von Christus gewirkte Erlösung dem Menschen zu gute kommen kann, ist die Einverleibung Gottes in die Menschheit und die des Menschen in Gott. Wir betrachten daher zum Schlusse die Art und Weise, wie die erstere Bedingung sich verwirklicht hat, und die letztere sich fortwährend verwirkliche.

Das von Gott angeordnete Mittel, wodurch die Lücken, die der Tod in das Menschengeschlecht macht, ausgefüllt werden, und zugleich die wesentliche Einheit seiner Glieder erhalten wird, ist die natürliche Zeugung. Diese Zeugung jedoch kann nur dadurch zustande kommen, daß ein Geist mit dem körperlichen Organismus sich verbindet und denselben belebt. Ist aber schon der creatürliche Geist einer solchen Verbindung und Belebung fähig, so können wir es nicht anders als begreiflich finden, daß dessen der schöpferische Geist in weit höherem Grade noch fähig ist, und daß aus seiner Verbindung mit der Menschennatur eine gott-menschliche Person hat hervorgehen können — der Gott-Mensch Jesus Christus. Die Art und Weise aber, wie dieß in Wirklichkeit geschehen ist, war Gottes vollkommen würdig: Christus hat dem Fleische nach einen Stammbaum — wir dürfen nur an die Namen Abraham, David, Salomon erinnern — welchem sich nach Alter, Adel, Ruhm und Größe kein anderer der Erde auch nur von ferne vergleichen läßt; seine Mutter war an diesem Baume die lieblichste Blüthe, die Gebenedeite unter den Weibern, die reinste Jungfrau vor und nach der Geburt, die Einzige, die wir mit dem wundervollen Namen Jungfrau-Mutter begrüßen. So also hat sich der Sohn Gottes der Menschheit einverleibt. Sehen wir sofort, wie die gleich nothwendige Einverleibung der Menschheit in den Sohn Gottes sich verwirkliche.

Das nächste Mittel, um ein Glied des Leibes Christi zu werden und an seinem Leben Antheil zu gewinnen, ist die durch die göttliche Gnade vermittelte übernatürliche Liebe, sofern in Gnade und Liebe das ganze gottmenschliche Leben Christi beschlossen ist. Diese Gnade und Liebe selbst aber werden regelmäßig, wiewohl nicht ausschließlich, durch die Wasser- oder Bluttaufe vermittelt. Hiedurch wird die Lebensgemeinschaft mit dem Gottmenschen grundgelegt; der Born aber, aus welchem dieses Leben in überreicher, nie versiegender Fülle strömt, der eigentliche Lebensherd ist das von Jesus Christus ausdrücklich hiezu eingesetzte Sakrament seines Leibes und Blutes. Doch gegen letzteres Geheimniß sträubt sich der menschliche Verstand: es scheint ihm unmöglich, daß der Leib Christi in einem so kleinen Raume eingeschlossen sein könne, wie er dieß sein muß, wenn er vom Menschen genossen wird. Allein abgesehen von den zahlreichen Analogien in der Natur, welche beweisen, daß die materielle Quantität nur ein Accidenz an der Substanz ist, und die Substanz auch unter den kleinsten quantitativen Verhältnissen ganz vorhanden sein kann; so ist nicht zu vergessen, daß der im Sakramente enthaltene Leib Christi nicht ein grob materieller, sondern ein verklärter, ein, wie der Apostel sagt, „geistiger" Leib ist, für dessen Feinheit und Subtilität die sinnliche Welt kein Analogon bietet. Eine weitere Schwierigkeit scheint sich dadurch zu erheben, daß der sakramentale Leib Christi der kirchlichen Lehre zufolge an mehrern Orten zugleich wirklich und wesenhaft zugegen ist. Doch auch hiefür lassen sich nicht wenige Analogien aus der Natur anführen, und kann es uns auch nimmer gelingen, dieß Geheimniß uns vollkommen begreiflich zu machen, so beruhigen wir uns mit der feierlichsten Versicherung Jesu Christi, dessen Allmacht mehr zu wirken vermag, als wir zu begreifen vermögen, und bei dem allgemeinen, stets sich gleich bleibenden Glauben der Kirche. — Die Theilnahme an dem Fleische und Blute des Gottmenschen ist jedoch, so hoch erhaben und wundervoll sie ist, noch nicht die höchste und letzte Form der Lebensgemeinschaft mit Gott. Wie den Israeliten, nachdem sie im Lande der Verheißung angekommen waren, das Manna der Wüste überflüssig ward, so wird auch uns das himmlische Manna entbehrlich werden, wenn wir im jenseitigen Leben zur Anschauung, zum vollen Besitze und Genusse des höchsten Gutes werden gelangt und in die

volleste, unauflösliche Lebensgemeinschaft mit Gott durch Jesus Christus werden getreten sein. Das ist unsere Hoffnung, und hiemit endet das Dogma.

Dreiundsiebzigste und letzte Unterredung.

Von der Einverleibung des Sohnes Gottes in die Menschheit und der Menschheit in den Sohn Gottes.

Hochwürdigster Herr!
Meine Herren!

Wir stehen am Schlusse unserer dogmatischen Unterredungen und wollen heute den letzten Stein zu dem Denkmale legen, welches wir mit einander zum Ruhme Gottes und der Wahrheit errichtet haben. Siebenundzwanzig Jahre sind es, seitdem mir Gott das Licht wieder schenkte, das ich durch meine Schuld verloren hatte, und zugleich den Gedanken mir eingab, mich seinem heiligen Dienste zu weihen, und seitdem stand nichts lebendiger vor meinem Geiste als die Ueberzeugung, daß viele Menschen dem Christenthume entfremdet sind, weil sie dasselbe nicht kennen, und daß sie es nicht kennen, weil man sie darin nicht unterweiset. Ich rief mir die Tage meiner Jugend zurück, das Wenige, was mir von Gott seit meinem Scheiden vom häuslichen Herde war gegeben worden, und ich wunderte mich, daß mitten in einem christlichen Volke Seelen bis an die Grenzen des Mannesalters gelangen könnten, ohne eine weitere Kenntniß von der Religion zu haben, als die, welche sie aus dem Katechismus während dreier Monate gegen das zwölfte Lebensjahr hin gewonnen hatten. Ich versprach mir, wofern mir Gott das Leben schenkte, die Einsicht und die Kraft, diesem außerordentlichen Mangel der Erziehung bei einem civilisirten Volke, soweit es von mir abhinge, abzuhelfen.

Zehn Jahre später, als ich in dem vielleicht hoffärtigen Geheimnisse meines Gewissens so zu mir selbst geredet hatte,

ward ich auf diese Kanzel von Notre-Dame von dem sel. Herrn von Quelen, Erzbischof von Paris, dem ersten, dem treuesten und liebenswürdigsten Beschützer meiner Jugend berufen. Von mir selbst durch viele Ueberzeugungen getrennt, umgeben von Menschen, die mich nicht liebten, nahm er mich unter die Obhut einer ebenso edlen als väterlichen Liebe, und trotz meiner Fehler und meiner Feinde, zog er von meinem unerfahrnen Haupte niemals die Hand ab, die er darauf gelegt hatte, da er ihm die Weihe des Priesterthumes und den Friedenskuß seines hohenpriesterlichen Herzens gab. Jetzt, da er nicht mehr ist, da nach siebzehn verflossenen Jahren dieß Werk der Conferenzen von Notre-Dame, dessen Urheber er war, sein Leben und sein Grab gekrönet hat, jetzt kann ich mit Ihnen auf den Gang unserer Unterweisungen nicht zurückblicken, ohne mein Gedächtniß vor dem seinen zu beugen und in diesem öffentlichen Gruße die Huldigung der Liebe ihm darzubringen, die ein Sohn seinem Vater schuldet.

Ich war dreiunddreißig Jahre alt, als mir der ehrenvolle Auftrag ward, Sie im Glauben zu unterweisen, und zwar in einer Art zu unterweisen, welche der Bildungsstufe Ihres Geistes, den Anforderungen unseres Jahrhunderts und der Erhabenheit der Kanzel entspräche, von der diese Unterweisungen Ihnen zukommen sollten. War ich genügend für diese Aufgabe vorbereitet, war ich es nicht? Ich weiß es nicht, Gott weiß es. Lasse ich die Jahre an mir vorüberziehen, welche diesen Tagen von Notre-Dame vorangegangen, den Glauben meiner Kindheit, die Verneinungen meiner Jugend, jene eifrige und unverhoffte Rückkehr, die mich ohne Uebergang aus den flüchtigen Entwürfen des bürgerlichen Lebens in das Dunkel der priesterlichen Weihe warf, darauf nach langer, mit Studien ausgefüllter Verborgenheit das Geräusch der Dinge, die mich auf einmal der öffentlichen Meinung gegenüber stellten; so kommt es mir manchmal vor, als habe die Hand des Herrn mich geführt, und als ob ich, indem ich vor Sie trat, seiner

Vorherbestimmung gefolgt sei. Wie es sich auch mit der Vergangenheit, wie es mit der Gegenwart sich verhalten möge, ich brauchte jene Unbesonnenheit, welche die Jugend gibt, gehalten von der Sicherheit, die eine geahnte Berufung einflößt; ich hatte die Unbesonnenheit von mir selbst, ich glaubte durch meinen Bischof an den Ruf Gottes. Das ganze Christenthum trat vor mich wie vor einen Menschen, der sein Baumeister für ein Geschlecht werden sollte. Zog ich meine Vorgänger zu Rathe, um von ihnen die Kunst zu lernen, so große Dinge darzustellen, so sah ich, daß sie Gott zum Anfange und gleichsam zur Vorhut ihres Werkes, unter dem Schutze einer tiefen Metaphysik, gemacht haben. Von da aus stiegen sie zu dem jüdischen Volke in die Abgründe der Geschichte hinab und langten endlich bei Christus und der von ihm gestifteten Kirche an. Ohne diese Anordnung zu tadeln, behielt ich sie doch nicht bei. Es schien mir, man solle weder von der Metaphysik noch von der Geschichte ausgehen, sondern auf dem Boden der lebendigen Wirklichkeit selbst festen Fuß fassen und die Spuren Gottes darin aufsuchen. Denn Gott, sprach ich zu mir, kann zu keiner Stunde von der Menschheit abwesend sein; er ist in ihr gewesen, ist noch in ihr und wird darin immer in einer sichtbaren Anstalt sein, welche den Bedürfnissen der Zeiten angemessen ist und für Aller Augen seine Offenbarung sein soll. Hier muß man ihn erfassen, um ihn Jenen zu zeigen, die ihn nicht sehen, um sofort von Jahrhundert zu Jahrhundert zu den Quellen seiner Thätigkeit zurückzugehen, indem man jeden Theil mit dem Lichte und der Einheit des Ganzen beleuchtet und festigt.

Nun ist aber gegenwärtig die katholische Kirche das große offenbarende Wunder Gottes. Sie ist es, die den Schauplatz der Welt mit einem Wunder erfüllt, welches heutzutage eine achtzehnhundertjährige Dauer hat; man kann sie nicht sehen, nicht hören, nicht begreifen; aber sie ist da. Sie ist da, und wer sie nicht sieht oder sie für etwas Gewöhnliches hält, der wird sich noch viel weniger dazu verstehen, den Vernunftbeweisen

zu weichen oder von der Vergangenheit sich belehren zu lassen. Die Kirche muß also die Beweisführung für das Christenthum eröffnen, weil sie sein Gipfel ist und man ihrer zuerst gewahr wird, gleichwie man an den Ufern des Niles das einsame und beleuchtete Haupt der Pyramiden schon von ferne entdeckt. So sind wir zu Werke gegangen, meine Herrn, und während langer Jahre sah man uns zusammen die Nothwendigkeit der Kirche, ihre Verfassung, das Gesetz ihrer Beziehungen zu der Welt, den erhabenen Charakter ihrer Lehre, ihren Einfluß auf den Geist, auf die Seele, auf die Gesellschaft untersuchen, und bei jedem Punkte, den ich berührte, um demselben gleich der Memnonssäule durch den Anprall des Lichtes einen Laut zu entlocken, sprach ich zu Ihnen: Deus, ecce Deus, sehet, da ist nicht der Mensch, da ist die Wahrheit, da ist Gott, demüthiget euren Stolz und bekennet, wie weit auch eure Macht reichen mag, die Macht Eines, der größer ist als ihr!

Sodann, nachdem dieses unvergleichliche und majestätische Gebäude als ein übermenschliches anerkannt war, suchten wir seinen Urheber auf, um aus seiner Geschichte und seiner Physiognomie zu erkennen, ob der Charakter des Baumeisters dem Charakter des Gebäudes entspreche. Die Annalen der Welt nannten uns Christus; wir erforschten ihn in seinem geheimen und öffentlichen Leben, in seinen Wundern, in den hundertjährigen Prophezeiungen, welche sein Kommen angekündigt und vorbereitet hatten, durch welche er auf glaubwürdige Weise mit der ganzen Vergangenheit des Menschengeschlechtes zusammenhing. Dieser Mensch erschien uns als einzig wie die Kirche und als der alleinige, welcher, nachdem er gewagt hat, sich Gott zu nennen, in Wirklichkeit wie ein Gott gesprochen, wie ein Gott gehandelt und gelebt hat.

Nachdem dieß geschehen, nachdem das Werk und der Werkmeister als göttlich anerkannt waren, betrat ich, die Kirche zur Linken, Christus zur Rechten, kühn mit Ihnen das Heiligthum des Dogma, das wir aus diesen zwei Quellen schöpften, von

Christus und von der Kirche, von Christus, der es offenbart, und von der Kirche, die es verkündet und erklärt; und Schritt für Schritt dem zugleich dunkeln und lichtvollen Geheimnisse der Lehre folgend, stiegen wir in all seine Tiefen hinab. Gott, die Welt, der Mensch, der Verkehr des Menschen mit Gott, der Fall der Menschheit, ihre Wiederherstellung, die Gesetze und Ergebnisse der göttlichen Regierung, das waren der Reihe nach die Gegenstände unserer Untersuchung, und heute habe ich ihr nur das Siegel noch aufzudrücken, indem ich in Ihre Seele einen Lichtstrahl gieße, den ich bis jetzt aufgespart habe, der das ganze Christenthum krönet, sofern es ein Körper von Wahrheiten ist.

Sie erinnern sich ohne Zweifel, daß ich Ihnen, da ich von der Wiederherstellung des Menschen handelte, auseinandergesetzt habe, daß der Tod Gottes das von der Vorsehung erkorene Mittel hat sein müssen, um unsere Verbrechen zu sühnen, der unendlichen Gerechtigkeit genug zu thun und uns dadurch in den Schooß der ewigen Liebe zurückzuführen. Dieser Tod konnte uns aber den Regeln der Solidarität gemäß nur nützlich sein durch die gegenseitige Einverleibung Gottes in den Menschen und des Menschen in Gott. Wie ist dieses zweifache Geheimniß in Wirklichkeit getreten? Wie ist Gott ein Glied der Menschheit geworden, und wie einet sich seinerseits der Mensch mit Gott, der sein Erlöser geworden, indem er einer von seines Gleichen ward? Darüber, meine Herrn, müssen wir ins Klare kommen, und das soll den Schluß unserer dogmatischen Unterweisungen bilden.

Die Menschheit kann sich, weil aus sterblichen Menschen bestehend, nur dadurch erhalten, daß sie die Lücken ausfüllt, welche der Tod in sie macht, d. h. dadurch, daß sie neue Glieder sich einverleibt, welche die Stelle der abgegangenen ersetzen. Hieraus folgt, daß diese Einverleibung eine gewöhnliche Erscheinung ist, deren allgemeines Gesetz wir erforschen können, bevor wir die Anwendung desselben auf die Person des Gott-

menschen in Betracht nehmen. Wie ersetzt also die Menschheit ihre Verluste und sichert sich ihre beständige Fortdauer? Geschieht dieß mittelst der Schöpfung? Mit nichten, meine Herrn; denn würde jeder Mensch auf dieselbe Weise unter uns erscheinen, wie der Urmensch, so wären wir ähnliche Wesen dem Baue nach, nach Ursprung aber, Wesen und Leben gänzlich verschieden, ohne Verwandtschaft wie ohne Einheit. Der Mensch würde neben dem Menschen existiren, ein menschliches Geschlecht würde nicht existiren. Nun aber existirt ein solches. Wodurch? Welches ist das Geheimniß dieser ununterbrochenen Ueberlieferung, welche es vermehrt, ohne es zu zerreißen, und den Charakter einer engen Gemeinschaft zwischen seinen aufeinander folgenden Gliedern erhält? Dieß Geheimniß besteht darin, meine Herrn, daß Gott, der die Wesen erschaffen, gleichzeitig ihnen allen und dem Menschen insbesondere das unbegreifliche Gut eines mittheilbaren Lebens gegeben hat. Er hat zu ihnen nicht gesprochen: „Lebe, und wenn du gestorben bist, werde ich einem Anderen deinen Platz und dein Blut geben." Er hat zu ihnen gesprochen: „Lebe und pflanze dich fort; lebe und erzeuge aus dir selbst ein anderes Selbst, um dich für immer fortzusetzen." Und während es Gott bei all seinen anderen Werken gefallen hat, sie ins Unermeßliche auszudehnen, so hat er hier so zu sagen mit seiner Allmacht gespielt, indem er das Leben auf einen nicht mehr bemerkbaren, dunkeln Punkt, welchen ich den Lebenskeim nennen werde, zusammendrängte, der, seiner winzigen Kleinheit ungeachtet, das lebende Wesen nach der ganzen Weite seiner Organe und das ganze Geheimniß seiner Fruchtbarkeit in sich enthält. Wer aber wird diese Fruchtbarkeit in Thätigkeit setzen? Wer wird diesen unthätigen und begrabenen Keim aus seinem Schlummer wecken? Wird dieß ein einfacher Akt des väterlichen Willens thun? Wird es genügen, daß der Mensch den Menschen rufe und zu ihm spreche: Komme! Nein, der Wille des Geschöpfes reicht für sich allein zu diesem Werke nicht hin; er bedarf der Mitwirkung einer anderen Macht, und

wenn diese ihm fehlte, so wären alle seine Anstrengungen umsonst, und das Werk der Ueberleitung des Lebens käme nie zu Stande.

Hören wir einen Propheten: Die Hand des Herrn, sagt Ezechiel, kam über mich und führte mich hinaus im Geiste des Herrn und ließ mich nieder mitten auf ein Feld, das voll von Gebeinen war. Und er führte mich durch sie hindurch allenthalben ringsum; es waren ihrer aber sehr viele auf der Oberfläche des Feldes, und sie waren sehr dürre. Und er sprach zu mir: Menschensohn! meinst du wohl, daß diese Gebeine lebendig werden? Und ich sprach: Gott, Herr, du weißt es. Und er sprach: Weissage über diese Gebeine und sprich zu ihnen: Ihr dürren Gebeine höret das Wort des Herrn! ... Und da ich weissagte, fing es zu rauschen an, und siehe es regte sich, und Gebein näherte sich zu Gebein, ein jegliches zu seinem Gliede. Und ich schaute, und siehe, Nerven und Fleisch kamen über sie, und Haut zog sich darüber; Geist aber hatten sie noch nicht. Und Gott sprach zu mir: Weissage zum Geiste, weissage, Menschensohn, und sprich zum Geiste: So spricht Gott, der Herr: Komm du Geist von den vier Winden und wehe diese Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden (Ezech. 37, 1 ff.). Das, meine Herrn, ist die fremde Macht, deren der Mensch bedarf, um in seinen eigenen Gebeinen den Keim des Lebens zu wecken; er bedarf des Geistes, und versagt ihm der Geist seine Mitwirkung, wehet er nicht von den vier Winden des Himmels, um das aufhorchende Fleisch aus seinem Grabe zu wecken, so wird des Menschen Verlangen nach Nachkommenschaft ein vergebliches sein. Die Gebeine können an die Gebeine sich reihen, die Nerven sich hindurchflechten, die Muskeln sich schwellen, die Haut kann wie ein Gewand sich darüber legen, selbst die Gestalt zum Vorscheine kommen: doch dieß ganze Meisterstück wird

nur ein Todter sein, der nach Leben verlangt, bis der Geist, der allein lebendig ist, den Körper ergreift und einen Menschen aus ihm macht. Dann wird das Herz der Mutter sich freuen, mit Bangen der traurigen und glücklichen Stunde harrend, wo ein Mensch zur Welt kommen wird.

Verhält es sich nun so, meine Herrn, mit dem Geheimnisse unserer Einverleibung in die Menschheit, kann ein Geist, der selber Geschöpf ist, den im voraus in uns vorhandenen Lebenskeim ergreifen, denselben sich unterwerfen, seine Leitung an sich nehmen und mit ihm eine menschliche Person herstellen; dürfen wir uns dann noch wundern, daß der im ausgezeichneten Sinne belebende Geist, daß der Geist Gottes sich unseres Fleisches, ohne es seiner Seele zu berauben, hat bemächtigen und so daraus ein menschliches und göttliches Wesen hat bilden können, ein menschliches vermöge unserer, ein göttliches, vermöge seiner Natur, einen wahren Menschen, weil er Alles ist, was wir sind, einen wahren Gott, weil er mit uns bleibt, was er ohne uns war, mit einem Worte, einen Gott-Menschen, um unter einen Ausdruck zu fassen, was er in einer Person, der göttlichen Person, ist, das Ergebniß der Aufnahme der Menschheit in die Gottheit nämlich? Warum sollte Ihnen dieß unbegreiflicher erscheinen als unser eigener Eintritt in das zusammengesetzte Leben, dessen Einheit wir sind? Warum sollten wir uns bei Gott gegen ein Wunder sträuben, welches wir an uns für so einfach halten? Wir sind Leib und Geist: unser Leib ist der unserer Väter, welchen unser Geist von dem ihrigen ausgeschieden hat. Unserem Leibe nach gehören wir der Welt der Materie, unserem Geiste nach der Welt der reinen Intelligenz an, und beiden nach sind wir Eins, und diese Einheit versetzt uns für immer in die größere Einheit des menschlichen Geschlechtes, in welcher die unsere sich gebildet hat, sich bethätigt und besteht, und überzeugt uns, daß wir ein ebenso großes Wunder als der Gottmensch sind. Wir dürfen also ohne Ueberraschung die Worte des hl. Apostels Johannes hören, womit

er am Eingange seines Evangeliums das Mittel uns offenbart, dessen Gott sich bedient hat, um der menschlichen Natur sich einzuverleiben und die zum Werke unserer Erlösung nothwendige Solidarität zwischen sich und uns zu begründen: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort... und das Wort ist Fleisch geworden (Joh. 1, 1 u. 14).

Dieser Text belehret uns, daß die zweite Person der heiligsten Dreieinigkeit, das Wort Gottes, es ist, welches unser Leben angenommen hat, um mit ihm und durch dasselbe die Versöhnung für die Sünden der Welt zu bewirken. Ich werde mich nicht dabei aufhalten, Ihnen zu erklären, warum es die zweite göttliche Person sei, welche die Bürde unserer Natur und unserer Erlösung auf sich genommen; es ziemte sich, daß der Vater, der vor Allem ist, die Ertheilung der Vergebung in diesem Geheimnisse sich vorbehielt; daß der Sohn, der unmittelbar nach ihm kömmt, das Amt des Mittlers und des Opfers übernahm, und daß der heil. Geist, als letzter Ausdruck der Liebe, das Werk vollendete, indem er eine Liebe darüber ausgoß, deren Erguß die zufrieden gestellte Gerechtigkeit nicht mehr aufhalten konnte. Wüßten wir aber auch nichts von dem Gesetze dessen, was so sich geziemte, so würden wir seine Dunkelheit achten, um uns an den Inhalt des Geheimnisses zu halten und uns zu fragen, auf welche Weise die fleischgewordene göttliche Person unter uns erschienen sei?

Hiemit, meine Herrn, verlassen wir das Dunkel der Metaphysik, um in das helle Licht der Geschichte und des moralischen Gefühles einzutreten. Der Sohn Gottes entziehet sich, was seine Empfängniß im Schooße eines Weibes betrifft, den Augen des Menschen, der bei solchen Tiefen nur auf das allgemeine Gesetz der menschlichen Zeugung hinweisen und aus der Rolle, welche der Geist dabei spielt, die Möglichkeit für den höchsten Geist erschließen kann, diesem Gesetze sich zu unterziehen, indem er es erweiterte. Auf die Empfängniß aber folgt die

Geburt, und die Geburt ist ein äußerer Akt, welcher nach einer Menge von Seiten in den positiven Annalen des Menschengeschlechtes sein Dasein bezeugen kann. Der Sohn Gottes ward mitten unter uns geboren, ward von einem Weibe geboren, um durch sie mit uns in die Verwandtschaft des Blutes zu treten; und dieses Weib, das einzig in der Welt dasteht, hat ohne Zweifel von Gott Züge erhalten, würdig des Werkes, dessen unaussprechliches Werkzeug sie sein sollte. Das Blut, das in ihr floß, um dem Heilande der Welt mitgetheilt zu werden, ist ohne Zweifel das edelste Blut der Erde gewesen, ein Blut, das auf sie gekommen durch eine Abstammung, die unvergleichlich ist nach Größe, Dauer, Majestät und Religion, welches in keiner menschlichen Geschlechtsfolge oder Dynastie je wieder hervorgebracht werden kann, ein Blut mit einem Worte, von dem auch nur die entfernte Nachahmung eines Tages wieder zu sehen die Jahrhunderte verzweifeln müssen. Wir können in der That nicht glauben, meine Herrn, daß der Sohn Gottes, da er unter uns erschien, um unseres Gleichen zu werden, nicht dafür sollte gesorgt haben, seiner würdige Ahnen zu haben, welche in dem geschichtlichen Charakter ihrer Geschlechter uns die Göttlichkeit ihres letzten Sprößlings zu offenbaren fähig waren. Gleich wie Gott in das Universum merkliche Zeichen seines Urhebers gelegt hat, so hat er noch wunderbarere Zeichen in sein zweites Werk legen müssen, weil dieselben in eine über der physischen Ordnung stehende, höhere Ordnung einschlagen, in jene Ordnung nämlich, wohin die Intelligenz ihre Freiheit mitbringt, und die Freiheit dem göttlichen Willen Widerstand entgegenzusetzen vermag. Während wir aber dem Schauspiele der Schöpfung, dessen einzige Zeugen die Engel waren, nicht beigewohnt haben, so haben wir Menschenkinder der Geburt des Sohnes Gottes auf Erden angewohnt; unsere Augen haben ihn gesehen, unsere Hände ihn berührt, unser Herz hat an dem seinen geschlagen, und Augenzeugen seiner Erscheinung, können wir über dieselbe besser noch urtheilen, als über die Erscheinung Gottes im Uni-

versum. Betrachten wir denn die Abstammung des Mensch gewordenen Wortes.

Sicherlich ist das Haus Frankreich das größte der Welt. Es zählet acht bis neun Jahrhunderte königlicher Stammfolge, und wenn wir noch weiter zurückgehen, um auf seine ersten Spuren zu kommen, so entdecken wir darin vielleicht einen Ueberrest des Blutes Karl's Gr., jenes Mannes, der nach Christus der Vater der neuen Zeit gewesen, und dessen Name zu allen Zeiten hochberühmt geblieben ist. Nehmen Sie zu der Größe der Zeiten und der Quelle die Größe des von diesem Geschlechte regierten Volkes hinzu, die Größe der Regierungen, welche durch ihre Siege, oder durch ihre Heiligkeit, oder durch die Wissenschaften sich berühmt gemacht haben, insgesammt aber durch ihren Einfluß auf den Gang der Dinge, die das Schicksal der Welt seit tausend Jahren bestimmt haben — und Sie werden sich leicht überzeugen, daß kein Königshaus der Erde diesem den Ehrenrang streitig machen kann. Ich spreche hievon ohne Schmeichelei, jetzt, nachdem der Blitz in diesen alten Stamm geschlagen und in der Verbannung die unverharschte Wunde des Unglückes ihm gelassen hat. Allein so vieler Ruhm bei so langer Dauer wird Ihnen fast wie Nichts erscheinen, wenn Sie den irdischen Stammbaum des Sohnes Gottes näher betrachtet haben werden.

Der Krieg ist es, der alle großen Geschlechter geschaffen. Er schuf sie zu Rom, bei jenem im ausgezeichneten Sinne kriegerischen Volke; er hat sie im Mittelalter erneuert, in jenen berühmten Feldzügen, welche die Blüthe der christlichen Ritterschaft nach Asien geführt haben, und in jüngster Zeit noch haben wir ihn auf Schlachtfeldern Namen und Ahnen schaffen sehen, welche Ihnen deutlicher zu bezeichnen nicht nothwendig ist. Der Krieg aber konnte den Stamm des Sohnes Gottes, des Mannes des Friedens, nicht einweihen, welcher Alles im Himmel und auf Erden versöhnen und sein Leben wie ein Lamm hingeben

sollte, welches sich scheeren läßt, ohne zu klagen. Er mußte Ahnen haben, die gleich ihm Männer des Friedens waren und gleichwohl einen größeren Ruhm, als der ist, den der Säbel verschafft, und eine längere und ehrwürdigere Dauer sich gesichert hatten, als die ist, welche von der Gründung eines Reiches stammt. Das ist geschehen. Es ist geschehen, sage ich Ihnen, und wenn Sie daran zweifeln, so nennen Sie Ihre Geschlechter, und ich will das meine nennen. Nennen Sie Ninus, Cyrus, Alexander, Cäsar, Karl Gr., und ich werde Ihnen einen einzigen Namen nennen, den Namen Abrahams, des Vaters aller Gläubigen. Er war nur ein Hirt auf dem Flachlande von Chaldäa; er griff nicht zum Schwerte, um sich ein weites Gebiet zu erobern, noch zur Kelle, um Ninive oder Babylon am Ufer großer Ströme zu bauen. Aber er hörte die Stimme, die zu ihm sprach: Gehe aus deinem Lande und aus deiner Verwandtschaft und aus dem Hause deines Vaters und ziehe in das Land, welches ich dir zeigen werde; und ich werde dich zu einem großen Volke machen und werde deinen Namen groß machen, ... und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde (Gen. 12, 1 ff.). Der Gehorsam gegen ein Wort, dessen endliche Erfüllung sich zwanzig Jahrhunderte hinausziehen sollte, eröffnete unter uns den langen Stammbaum des Wortes Gottes. Das dem Patriarchen verheißene Land ward seinen Nachkommen gegeben; es hatte einen Namen, den es jetzt noch führt, und eine Hauptstadt, deren Mauern annoch stehen, während Ninive, Babylon, Thebä, Memphis, Tyrus, alle andere Städte, welche dem Kriege oder der Weisheit ihren Ursprung verdankten, der Wüste nur ein Zeugniß von der menschlichen Unmacht, Thore zu gründen, die ewig sich öffnen, hinterlassen haben. Von Abraham stammten Söhne, deren Andenken von dem seinen unzertrennlich ist, Isaak und Jakob, alle drei einfache Schafhirten, alle drei geeint in jenem erhabenen Worte, welches bis an der

Zeiten Ende wird wiederholt werden: Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs.

Mit dem vierten Geschlechte tritt diese Familie in Joseph dem Throne nahe. Sie versucht sich in der Person eines für alle Zeiten berühmten höchsten königlichen Beamten in der Verwaltung der allgemeinen Angelegenheiten. Da sie sofort in Folge der Eifersucht, welche bereits ihre Größe erregt, der Unterdrückung verfällt, so begibt sich mit ihr, was noch mit keiner menschlichen Familie nachweisbar sich begeben hat: sie wird ein Volk, ehe sie ein Land besaß und ohne daß sie durch Bündniß oder Eroberung mit einem anderen Blute sich gemischt hätte. Vollständig bewaffnet zieht sie aus der Sklaverei unter der Führung eines ihrer Kinder, das ihr Gesetzgeber wird, und der Name Mosis, dieses Gesetzgebers, umgibt sich am Fuße des Sinai mit einem Glanze, dessen Größe noch nichts getroffen hat, was ihn hätte in Schatten stellen oder mit ihm wetteifern können. In zwölf Stämme getheilt, welche ihm mit dem Namen seiner Väter das Ansehen einer Familie erhielten, unterwirft sich das Geschlecht Abrahams das Land, welches ihm von Gott war verheißen worden. Hier lebte es unter einfachen Obrigkeiten, welche ihm die Rechtspflege übten, fünf Jahrhunderte in einer von Kämpfen gegen seine Feinde unterbrochenen Ruhe, bis es endlich, nachdem die Ankunft des Sohnes Gottes um tausend Jahre näher gerückt war, der Vorsehung gefiel, auf den Gipfel des Ruhmes jenen Zweig zu erheben, aus welchem unmittelbar der Ersehnte aller Völker hervorgehen sollte. Ein Königthum trat in Israel auf, ein Königthum, welches zwar kurz, aber nothwendig war, damit kein Glanz dem Blute Abrahams abginge, und damit es mit dem Purpur die Ehrenstufe erstiege, die hienieden für die höchste gilt.

Wie ein Hirt aus Chaldäa die Wurzel dieser Staunen erregenden Dynastie gewesen, so erhebt sie ein Hirt aus Palästina auf ihre letzte Höhe. David befreiet mit einer Schleuder und einem Kiesel sein Land; eine lange Wechselfolge von Glück

und Unglück erhebt ihn auf den Thron von Sion, auf jenen Berg, den er besungen hat, dessen ebenso harmoniereiches als heiliges Andenken jetzt noch nach dreitausend Jahren im Herzen der Nachwelt fortlebt. Denn vermöge eines Vorzuges, welcher keinem anderen Könige zu Theil geworden, ist David Dichter. Die Gabe, zur Harfe zu singen und die Wohlredenheit mit einem unsterblichen Rythmus zu verbinden, ist ihm seit seiner Jugend zu Theil geworden, da er nur erst Führer einer Heerde auf Bethlehems Gefilden war. Nachdem er Krieger geworden, hat er unter seiner Rüstung das heilige Feuer der göttlichen Muse bewahrt; mit ihr sänftigte er die Anfälle Sauls, des verworfenen Königs; er goß ihre Töne in Jonathans Seele und verherrlichte, den Hügeln von Gelboe fluchend, die Freundschaft dieses jungen Mannes, der besser als sein Loos gewesen. Die Krone erstickte im Fürsten die geistige Anlage des Kindes nicht; die Flamme der Poesie entzündete sich am prophetischen Feuer, und es entlockte der gealterte David seiner Lyra Gesänge, welche das Leben und Sterben Christi, dessen Ahne er war, im voraus erzählten, Gesänge, immer neu, welche von Sion in den Mund der Christenheit übergegangen sind und dieser es ermöglichen, Gott in einer seiner Wohlthaten würdigen Weise zu preisen. Indeß war David, David der Heerführer, der Dichter, der Prophet, die höchste Spitze des Königthumes in Israel noch nicht, obwohl er dessen reinste Spitze war und man eines Tages, mit Ueberspringung des Dazwischenliegenden und Verschweigung aller anderen Vorfahren, vom Worte Gottes sagen sollte: H o s a n n a d e m S o h n e D a v i d s! Auf diesen König des Krieges und der Inspiration folgt ein friedlicher König, welcher dem wahren Gotte den ersten Tempel der Welt erbaut, der die Natur seinen Forschungen unterzieht und ihre Geheimnisse seinem staunenden Zeitalter aufschließt, der mehr Schätze nach Jerusalem bringt, als es zu fassen vermag, und durch Weisheit und Glanz einen so berühmten Namen sich schafft, daß er heute noch auf den Thronen des Orientes regiert. Ich

spreche von Salomo, und obwohl andere Könige aus der Zahl seiner Nachfolger des Ruhmes nicht ermangelt haben, so werde ich Ihnen keinen weiteren mehr nennen. Babylon entführte die letzten an seine fernen Gestade, ohne jedoch in diesem Geschlechte das Königthum und damit den Charakter seiner Vorherbestimmung vernichten zu können. Daniel, ein Sohn aus Juda, erhob sich aus der Knechtschaft zur Regierung der Besieger seines Vaterlandes; er sah Babylon fallen, während er zum letzten Male seinen Fall voraussagte; und die Ueberreste von Israel, durch Cyrus befreit, kehrten zu den Ruinen Jerusalems zurück, wo Zorobabel, ihr Führer, einer der direkten Vorfahren Christi, die Grundsteine zum zweiten Tempel Gottes legte.

Hier, am Fuße jenes Tempels, in welchem Christus beten, lehren und segnen sollte, beginnet sich Dunkelheit über das Haus Davids zu breiten, damit nicht etwa, wenn seine Macht und Größe allzu lange gedauert hätten, die Welt in der Ankunft des Heilandes ein Werk erblicken möchte, welches mit allzu sehr menschlichen Hilfsmitteln war eingeleitet worden. Der Ruhm blieb denn eine Zeit lang stille stehen, und als die göttliche Majestät zu der in ihren Planen bestimmten Stunde herabstieg, um in dem Geschlechte, welches sie sich seit zwanzig Jahrhunderten zubereitet hatte, die Solidarität unserer Natur anzuziehen, so fand sie das Blut Abrahams und Davids nurmehr bei einer unbekannten Jungfrau in dem Gemache eines Zimmermannes. Die Armuth hatte mit ihrem Purpur den Purpur Salomons zugedeckt, und Gott, welcher sie so sehr, als nur möglich, verherrlichen wollte, führte seine Mutter zum Strohlager von Bethlehem, um dort mitten unter den Heerden geboren zu werden, die ehedem sein Ahne David gehütet. Aber auch hier leuchtete der Ruhm wieder auf, jener Ruhm, der gewohnt ist, aus dem Nichts hervorzugehen und so durch den Gegensatz seiner Demuth den eiteln Schimmer des Stolzes zu beschämen. Die Könige kamen vom Lande Abrahams zu Davids Stadt, um anzubeten das göttliche Kind, den Erben Himmels

und der Erde; und die Jungfrau, die es zur Welt gebracht, stieg nicht mehr von dem Throne herab, wo die Menschheit sie erwartete und Tag und Nacht zu ihr aufblickt als zu ihrer Mutter und Königin, zu der Mutter Gottes, der Königin der Engel, der Arche des Bundes, der Pforte des Himmels, dem Morgensterne, der Zuflucht der Sünder, der Trösterin der Betrübten, der Hilfe der Christen — süße und erhabene Titel, deren Ruf nie verstummet und die in dem Wunder eines anderen Namens sich einen, welcher Alles übertrifft, in dem Namen Jungfrau-Mutter. Während der Mensch nämlich Alles, selbst die Mutterschaft verdirbt, so kann Gott nirgends sich herablassen, ohne das Gute, das er vorfindet, zu achten und einen Zuwachs von Vollkommenheit demselben zu bringen. Wie sehr also und um wie viel mehr mußte er des Schooßes schonen, den er auserwählt hatte, mußte demselben, indem er ihn befruchtete, die Ehre der Unversehrtheit lassen, damit dieses unter den Weibern gebenedeite Weib die ganze Reinheit einer Jungfrau und die ganze Güte einer Mutter zu ihrem ewigen Antheil habe? Das Auge des Menschen hat diese tiefen Eigenthümlichkeiten der Geburt des Gottessohnes nicht geschaut, der Glaube allein hat sie uns geoffenbart; wenn aber die Vernunft sie prüfet, so entdeckt sie darin nichts, was der Allmacht nicht leicht und dem Werke der Heiligung, das dieselbe unter uns begründen sollte, nicht angemessen wäre. Die Jungfrau-Mutter hat alle unreinen Culte der Fabel gestürzt; sie hat im Herzen des Menschen, zum Frommen seiner gegenwärtigen und seiner zukünftigen Freude, Zärtlichkeit und Keuschheit in unaussprechlicher Weise gemischt; und wenn es verlorne Intelligenzen gibt, welche diese Geheimnisse der Schamhaftigkeit höhnen, ohne sie zu verstehen, so dienet ihnen zur Erwiderung die Liebe ihrer Mutter, die Ehre ihrer Tochter und die Tugend ihrer Schwester.

In dieser Weise, meine Herrn, ist die Einverleibung des Sohnes Gottes in die Menschheit vor sich gegangen; sehen wir, wie auf der anderen Seite die Einverleibung des Menschen in

den Sohn Gottes sich verwirkliche. Denn damit das Geheimniß unserer Wiederherstellung sein Ziel erreiche, ist nicht genug, daß das göttliche Wort, welches unser Fleisch angenommen, die Strafe für die Sünden der Welt auf sich genommen hat; die Vereinigung zwischen ihm und uns muß sich vollenden durch unsern freien Anschluß an seine Person, an sein Opfer und seine Blutsverwandtschaft. Wir müssen nach der kraftvollen Sprache der Schrift Christum anziehen (Gal. 3, 27), müssen Glieder an seinem Leibe werden (Ephes. 5, 30), müssen eingewurzelt und gegründet in ihm sein (Col. 2, 7), müssen endlich mit dem hl. Paulus sprechen können: Nicht ich lebe mehr, sondern Christus lebt in mir (Gal. 2, 20). Ohne diese Wechselseitigkeit der freiwilligen und innigen Vereinigung zwischen uns und dem Mittler-Worte bleibet die Erlösung des Menschengeschlechtes uns fremd und damit fruchtlos.

Wie aber kann man mit Christus so enge sich vereinen, daß man ihn angezogen hat gleich einem Kleide, daß man eines seiner Glieder wird und von seinem Leben lebt? Meine Herrn, der hl. Apostel Johannes sagt uns dieß in dem berühmten Worte: Drei sind, die Zeugniß geben auf Erden: der Geist und das Wasser und das Blut, und diese Drei sind Eins (1. Joh. 5, 8). Zuvörderst der Geist, d. h. die Liebe; denn wer Gott über Alles liebt, der erfüllet, dem Ausspruche Jesu Christi selber zufolge, das Gesetz und die Propheten (Matth. 22, 40); er bleibet in Gott, und Gott bleibt in ihm (1. Joh. 4, 16). Und da es uns bei unserem gegenwärtigen Zustande unmöglich ist, Gott über Alles zu lieben, ohne die Eingießung der Gnade, deren Urheber für uns und Ausspender Christus ist, so lebt ein jeder, der in dieser übernatürlichen und höchsten Liebe lebt, ebendamit in dem Leben Jesu Christi, sofern Jesus Christus Gott, und sofern er Gottmensch ist. Denn sofern Jesus Christus Gott ist, lebt er in der Liebe, die er zu seinem Vater hat, und jede

Seele, die in dieser Liebe mit ihm zusammentrifft, hat das nämliche Leben wie er; und sofern er Gottmensch, Mittler zwischen Himmel und Erde ist, lebt er in der Gnade, deren Schatz in ihm überfließet, und da diese Gnade ihm mit der durch die Liebe wiedergebornen Seele gemeinsam wird, so bilden diese Seele und die seine eine Einheit. Das göttliche und das menschliche Leben Christi gehen so auf Alle über, welche das Feuer der Liebe beseelt, jenes Feuer, das die Schrift Geist nennt, welches hienieden der erste Zeuge, d. i. das Erste ist, was Gott durch seiner würdige Gefühle und Werke Ehre vor den Menschen erweist.

Hierauf kömmt das Wasser. Da nämlich die übernatürliche Liebe nur möglich ist durch Eingießung der Gnade, so hat es Gott gefallen, dieß übermenschliche Element an äußere Zeichen zu knüpfen, welche an sich nur eine irdische Wirksamkeit haben, wenn sie aber ihre Substanz dem schöpferischen Hauche leihen, unter diesem Hauche zu göttlichen Werkzeugen werden. Das Wasser ist das erste von diesen Werkzeugen; über das Haupt des Menschen gegossen im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, dringet es bis zu den Wurzeln seines Wesens, bis dahin, wo die Sünde ihren erblichen Sitz hat, und die Liebe, die es ausgießt, führet dahin mit dem Verschwinden jeder Mackel das ganze Leben Jesu Christi ein. Nicht als ob, meine Herrn, die Einsetzung der Taufe Gott die Macht genommen hätte, unmittelbar auf die Seelen einzuwirken und, wann es ihm gefällt, übernatürliches Licht und Liebe ihnen einzugießen; denn in diesem Falle wäre die Taufe ein unheilvolles Geschenk gewesen, während sie in Wirklichkeit eine wohlthätige Zugabe bei unseren Beziehungen zu Gott ist. Die Kraft des Wassers hebt die Kraft des Geistes nicht auf; sie legt sie in unsere Hände, um uns derselben gleich Gott selber zu bedienen, indem sie uns so zu Verwaltern der Gnade macht, ohne aber ihren Urheber des Rechtes, sie auszuspenden, zu berauben. Ueberall, wo die Liebe sich findet, findet auch die Taufe sich,

da die Taufe nur durch die Liebe etwas ist; nur ist es bei der Taufe der Mensch, der als Diener Gottes die Liebe ertheilt, während es außerhalb der Taufe Gott ist, der sie unmittelbar mittheilt. Und Gott thut dieß immer, so oft wir, in das Alter eingetreten, wo wir ihn erkennen und lieben können, der Bethätigung seiner Barmherzigkeit gegen uns kein persönliches Hinderniß in den Weg legen. Indeß ist die Taufe, abgesehen von der belebenden Kraft, welche sie in sich birgt, auch ein Zeichen, welches uns rechtskräftig mit der von Jesus Christus gestifteten Kirche vereint, und aus diesem Grunde ist, die Möglichkeit vorausgesetzt, ihr Empfang nothwendig, selbst dann, wenn uns die Liebe bereits in die innigste Lebensgemeinschaft mit Christus und all denen, die an ihn glauben, gesetzt haben sollte. In dieser Weise ist das Wasser der zweite Zeuge Gottes auf Erden; mittelst desselben verbreitet der Geist seine Flamme in den Herzen, wascht er uns von der Befleckung der Sünde rein, wirket er in uns Alles, was die Liebe wirkt, und so viele getaufte Seelen es auf der Welt geben wird, so oft wird man an ihrer Verklärung die Wahrheit des Geheimnisses erkennen, das uns gerettet hat.

Die Kraft endlich, welche im Wasser und im Geiste ist, um uns Christi theilhaftig zu machen, besitzt auch das Blut; denn das für den Glauben hingegebene Blut schließet die Liebe als Ursache seiner freiwilligen Vergießung in sich, und die Liebe hinwiederum, wie wir gesagt haben, das göttliche und menschliche Leben Jesu Christi. Es ist der dritte Zeuge, ein beredter Zeuge, der die zwei andern bestätigt und im Opfer ihnen eine Sprache verleiht, welche bis ans Ende über den Spott des Unglaubens und über die Wuth der Tyrannen triumphiren wird.

Ist aber das Alles? Ist der Geist, das Wasser, das Blut, dieses dreifache Zeugniß des Lebens Christi in uns, die Grenze unserer Einverleibung in ihn? Gibt es nichts darüber hinaus? Hat die Liebe, die zu unserem Elende sich herabgelassen, nichts weiteres gefunden, um in einer göttlichen Umarmung uns zu

umschlingen? Hören Sie Jesus Christus, der Ihnen seine letzten Geheimnisse anvertraut: Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken; denn mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise, und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm (Joh. 6, 54—57). Das, meine Herrn, ist der letzte Ausdruck unserer Vereinigung mit dem Mensch gewordenen Sohne Gottes. Dieses Wort ist wunderbar; es erdrückt den Gedanken mit einer Helle, die ihn erschreckt, gleich dem Rollen des Donners, das man unerwartet am Abende eines schönen Tages vernimmt. Doch verlieren wir den Muth in dem Augenblicke nicht, wo wir uns dem Hafen nähern, und versuchen wir, dieses außerordentliche Licht zu fassen, das den Cyclus der Wahrheit am Horizonte begrenzt.

Jesus Christus ist gekommen, um unser Leben zu erneuern und zu vergöttlichen. Er hat es erneuert, indem er in unserem Fleische eines Todes starb, der die Gerechtigkeit zugleich und die Liebe befriedigte; er hat es vergöttlichet, indem er uns aus drei Quellen, dem Geiste, dem Wasser und dem Blute die Weihe der Liebe zufließen läßt, die er im Schooße seines Vaters athmet. Das war genug; aber es war noch nicht Alles. Denn das Leben setzet einen bleibenden Herd voraus, der es enthält und von dem aus es allen Wesen zufließt, welche zu seiner Aufnahme bereit sind. In Gott ist der Herd des Lebens das göttliche Wesen selbst, gleich gemeinsam den drei Personen, welche durch ihren Unterschied und ihre Untheilbarkeit das Geheimniß des Unendlichen bilden. In der Welt ist der Herd des Lebens der weite Schooß der Natur, ein Ocean ohne sichtbare Grenzen, in welchen die Welten ebensowohl wie die Würmer

versenkt sind, der jedem, wie groß oder wie klein er auch sein mag, sein tägliches Brod gibt. In der Menschheit ist der Lebensherd hinsichtlich des Leibes der von jedem Volke eingenommene Boden, hinsichtlich des Geistes die Lehre, welche in ihrer Cultur und Ueberlieferung vorwiegt. So verhält es sich, meine Herrn, auf allen Stufen, wo das Leben sich offenbart; nirgends werden Sie ein lebendes Wesen treffen, ohne eine Mitte, welche es umschließt, um des wissenschaftlichen Ausdruckes mich zu bedienen, und aus welcher es nebst dem Prinzipe seiner Existenz das Mittel zu seiner Fortdauer schöpft. Nun steht aber nach einem zweiten allgemeinen Gesetze das Leben immer im geraden Verhältnisse zu dem Herde, aus dem es seine Nahrung zieht: ändern Sie den Herd, so ändern Sie das Leben, und umgekehrt, wollen Sie das Leben ändern, so müssen Sie den Herd ändern. Daher das große Gewicht, welches die Medizin nicht minder als die Moral auf die Natur der Beziehungen legen; die eine befiehlt Ihnen, ein für Ihre Organe zu rauhes Klima, die andere, eine für Ihren Geist gefährliche Gesellschaft zu verlassen.

Jesus Christus, der allgemeine Wiederhersteller der gefallenen Menschheit, durfte sich demnach nicht damit begnügen, vorübergehend unser Fleisch anzunehmen und für uns zu sterben, und nicht einmal damit, den höhern Keim eines neuen Lebens in uns zu legen. Da er Urheber dieses neuen Lebens durch seine Menschwerdung geworden, so war es natürlich, daß er auch der Herd desselben würde, und daß er das Fleisch, welches er angenommen hatte, bewahrte, um es uns ganz erfüllt vom göttlichen Geiste zu geben. So gibt man dem Kranken eine gemeine Substanz, die an sich nicht heilskräftig, aber in einen kraftvollen und belebenden Balsam getaucht worden ist. Da er deßhalb den Unglauben einiger seiner Schüler in Beziehung auf dieses übernatürliche Manna sah, sprach er zu ihnen: Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch nützet nichts (Joh. 6, 64). Das heißt: Glaubet nicht, daß mein

Leib als Leib es sei, der euch umwandeln werde; sondern der göttliche Geist ist es, der ewig in demselben wohnet.

Gleichwohl, meine Herrn, hören Sie nicht auf, innerlich gleich den Juden zu murren: Wie kann uns Dieser sein Fleisch zu essen geben? (Joh. 6, 53.) So sehr sträubt sich die menschliche Intelligenz gegen die Dinge, sobald sie in ihrer Anwendung eine den Augen ungewohnte Gestalt annehmen! Sie wundern sich nicht darüber, daß Sie die Luft mittelst Ihrer Lippen einathmen, von wo dieselbe in Ihre Lungen geht, um Ihr Blut umzugestalten; Sie haben nichts dagegen, daß das Licht und die Wärme bis in die Tiefen Ihres Lebens dringen, um dasselbe zu erhalten. Diese Geheimnisse, wodurch sich Ihr Wesen mit dem ungeheuren Herde der Natur in Verbindung setzt und daraus das Wunder seiner Substanz schöpfet, scheinen Ihnen gewöhnliche Thatsachen, welche der Erklärung nicht einmal bedürftig sind. Sie gerathen aber in Staunen, wenn der Herr der Welt, der Urheber der Gesetze, durch die Sie leben, derselben Gesetze sich bedient, um tausendmal reinere Elemente in Sie zu bringen, als diejenigen sind, welche Ihnen das tägliche Leben geben. Denn weder die Luft, noch das Licht, noch die Wärme, noch irgend eines von den Gasen, welche gewicht- und gestaltlos die Abgründe des Raumes durchschweben, können Ihnen eine Vorstellung von dem Leibe Jesu Christi geben, so wie er durch die Glorie der Auferstehung und Unsterblichkeit geworden ist. Vernehmen Sie an meiner Statt den hl. Paulus, da er sagt: Nicht alles Fleisch ist dasselbe Fleisch... anders sind die himmlischen Körper, und anders die irdischen Körper... Anders ist die Klarheit der Sonne, anders die Klarheit des Mondes, anders die Klarheit der Sterne... So ist's auch mit der Auferstehung der Todten. Gesäet wird (der Leib) in Verweslichkeit, auferstehen wird er in Unverweslichkeit; gesäet wird er in Unehre, auferstehen wird er in Herrlichkeit; gesäet wird er

in Schwachheit, auferstehen wird er in Kraft; gesäet wird ein thierischer Leib, auferstehen wird ein geistiger Leib; denn gibt es einen thierischen Leib, so gibt es auch einen geistigen Leib (1. Cor. 15, 39 ff.). So fügt Paulus den drei hierarchischen Stufen der Materie, dem festen, dem tropfbar-flüssigen und dem gasartigen Zustande noch eine vierte Stufe bei, die der Geistigkeit. Der menschliche Leib wird in Folge der herrlichen Auferstehung einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreichen, er wird, abgesehen von der Intelligenz, der Natur der Geister so nahe kommen, daß ihn die inspirirte Sprache der Schrift nicht mehr definiren kann, als indem sie ihn einen geistigen Leib nennt. Und welcher Physiker sollte es wagen, darüber sich aufzuhalten, er, der von Gott, oder wenn er lieber will, von der Natur zu dem Bekenntnisse gezwungen ist: der Granit und das Licht, beide sind Körper? Welcher Physiker sollte es wagen, sich darüber zu beschweren, daß der Leib Jesu Christi auf dem Altare so wenig Raum einnimmt, da er doch von Gott, oder wenn er lieber will, von der Natur zu dem Eingeständnisse genöthiget ist, daß ein nicht wahrnehmbarer Tropfen Dunst, wenn er aus dem gasartigen in den tropfbar-flüssigen Zustand übergeht, vierzehntausendmal weniger Raum als zuvor einnimmt, ohne bei einer so erstaunlichen Verminderung sein Wesen einzubüßen? Und wenn man sich auf den Unterschied der organischen und der unorganischen Körper beruft, welcher Physiker ist nicht genöthigt, in dem Geheimnisse der menschlichen Zeugung einen ganzen menschlichen Körper in einem Raume anzuerkennen, welcher der größten Schärfe des Auges trotzet? Die materielle Quantität ist am Körper nur ein veränderliches Accidenz, und Gott kann dieselbe, so es ihm beliebt, auf ein unendlich Kleines reduziren.

Allein, werden Sie sagen, wie groß auch die Feinheit des in den geistigen Zustand übergegangenen Fleisches sein mag, wie soll man begreifen, daß das Fleisch Jesu Christi, welches immer-

hin wahres Fleisch bleibt, mit seiner natürlichen Gestalt und von einem bestimmten Raume umschlossen, an einer Mehrzahl von Orten zugleich gegenwärtig sein und wirklich und wesenhaft, wie der Glaube will, den Gläubigen der ganzen Welt in dem nämlichen Augenblicke könne mitgetheilt werden? Ist der Raum keine Einbildung und die Verschiedenheit der Wesen keine Täuschung, wie soll man begreifen, daß derselbe Körper zu derselben Zeit Orte einnehme, die durch unermeßliche Zwischenräume getrennt sind, daß er im Himmel sei und auf der Erde, in Ruhe und in Bewegung, und deßungeachtet immerfort im Besitze seiner Diesselbigkeit und Einheit? Meine Herrn, der hl. Thomas ist auch Ihrer Ansicht; er glaubt nicht, daß Ein Körper mehrere verschiedene Orte zugleich einnehmen könne, und daß es vermittelst einer Uebertragung geschehe, daß der Leib des Gottmenschen in allen Tabernakeln, auf allen Altären der Christenheit zugegen sei. Ich werde Ihnen seine Lehre rücksichtlich dieses Gegenstandes nicht auseinandersetzen; sie ist schwierig zu verstehen, und ich will mich lieber einer einfacheren Erklärung bedienen, welche die Kirche keineswegs mißbilligt hat und die Entdeckungen der Wissenschaft in neuester Zeit vielleicht ins Licht gesetzt haben.

Jeder Körper ist mit Ausstrahlung begabt, d. h. mit einer Expansionskraft seiner nach außen, mittelst deren er, ohne etwas von sich selbst zu verlieren, sein Wesen, seine Form und sein Leben in die Ferne projicirt. Wie ein Gebäude unter den Strahlen des Lichtes mit all seinen feinsten und am wenigsten sichtbaren Theilen auf einer gegen dasselbe gehaltenen Metallplatte sich abmalt, so wirft jeder Körper auf eine verborgene und doch offenbare Weise Strahlen um sich. Und dürfte man hinsichtlich einiger daran zweifeln, so kann man dieß unmöglich an den Gasen verkennen, welche unsichtbarer Weise den Raum bevölkern, und aus denen sich das allgemeine Leben tränket. Um wie viel mehr muß sich dieß bei einem Körper so verhalten, der durch die Auferstehung zur Herrlichkeit der Unverweslichkeit gelangt ist,

und vor Allem bei dem Leibe Jesu Christi, welcher nicht blos auf der höchsten Stufe der Verklärung der Natur durch die Gnade steht, sondern auch den allmächtigen Hauch der Gottheit besitzt? Wer vermöchte, so er es wünschte, die Bewegung der Ausstrahlung bei ihm aufzuhalten, und zwar einer vollen Ausstrahlung, welche sein Wesen, seine Gestalt, sein Leben, sein ganzes wahrhaftes Fleisch sammt seiner Seele und dem göttlichen Worte enthält? Die Sonne sendet uns in ganz ähnlicher Weise von der Höhe des Firmamentes ein Licht, welches, von der Quantität abgesehen, überall dasselbe ist; die materielle Quantität aber, haben wir gesagt, ist nur ein Accidenz der Körper, und das Mehr oder Weniger fügt weder etwas zu ihrem Wesen hinzu, noch nimmt es davon etwas weg. Das Licht ist Licht, das Gold ist Gold, in welchem Maaße sie sich auch geben, und es ist strenge Wahrheit, wenn gesagt wird, die Sonne theile uns in einem einzigen ihrer Strahlen das Ganze ihres Wesens mit. Wie wird es erst bei dem Gottmenschen sein, bei Demjenigen, welchen die Schrift die Sonne der Gerechtigkeit nennt, der zum Herde des erneuten Lebens geworden, unser Fleisch nur dazu angenommen hat, um es uns mit der Wohlthat seines Todes und seiner Auferstehung zurückzugeben? Wie? ein wenig im Raume schwebender Staub dehnet sein Wesen, seine Gestalt und sein Leben über das Universum aus, und der Gottmensch sollte dieß nicht vermögen? Wie? der Mensch ganz für sich allein findet, so schwach er ist, in seinem Innern das Geheimniß, sich zu verdoppeln, um seine Wesenheit, seine Gestalt und sein Leben einem Anderen, als er ist, mitzutheilen, und der Gottmensch sollte dieß nicht können? Freilich sind dieß bloße Bilder und Gleichnisse; aber die Bilder und Gleichnisse sind Lehren der Natur an den Stolz, ein der Intelligenz von Demjenigen vorgelegter Zweifel, der in die sichtbare Welt so viele Geheimnisse gestreut, und der, um uns zu retten, ohne Zweifel mehr vermocht hat, als er gethan hat, um uns zu schaffen.

Ja, wie es ein natürliches Brod gibt, so gibt es ein Brod der Gnade; wie es ein Brod für das sterbliche Leben gibt, so gibt es ein Brod für das ewige Leben. Ich glaube Jesus Christus, wenn er mir sagt: Ich bin gekommen, ihnen das Leben zu geben (Joh. 10, 10). Und ich glaube ihm auch, wenn er mir sagt: Ich bin das lebendige Brod, das vom Himmel herabgekommen ist (Joh. 6, 51). Ich werde meinen Mund öffnen, werde dieß himmlische Brod empfangen ohne Verwunderung; denn worüber sollte ich mich wundern? Ist mein Mund nicht ein geistiges Organ, im voraus zu so erhabener Thätigkeit eingerichtet? Wohnet ihm nicht meine Seele ein? Geht aus seinen halb geöffneten Lippen nicht die Wahrheit mit dem geheiligten Strome des Wortes hervor? Warum sollte das verklärte Fleisch des Gottmenschen durch die Pforten nicht eingehen, durch welche die Wahrheit, die von ihm stammet, ausgeht? O Mund des Menschen, geheimnißvolles Gefäß, öffne dich, um aufzunehmen den Gott, der dich geschaffen, den Gott, von dem du sprichst, den Gott, welcher die Wege kennet, um in deine Seele zu gelangen und mit ihr die wesenhafte Umarmung zu beginnen, welche in der Ewigkeit sich vollenden wird! Oeffne dich ohne Furcht und ohne Stolz; ohne Furcht, denn der Gott, der zu dir kömmt, er ist sanftmüthig und demüthig; ohne Stolz, weil du nicht verdienet hast, ihn so nahe zu berühren. Oeffne dich, um zu essen das Fleisch des Menschensohnes und zu trinken sein Blut: das sind die bestimmten Ausdrücke, deren er sich bedient hat, um dich zu diesem Mahle zu laden. Er hat sich nicht gescheuet, es hat ihm gefallen, in diesem Geheimnisse kühner zu sein als in irgend einem andern, um durch die erschreckende Klarheit seiner Sprache uns Vertrauen einzuflößen. Er hat zu uns gesprochen: Esset und trinket; esset mein Fleisch, trinket mein Blut. Und wenn es Schüler gab, welche betroffen von seiner Rede ihm geantwortet haben: Diese Rede ist hart, und wer kann sie hören? (Joh. 6, 61); wenn es andere gegeben, welche ihn verlassen

haben, um ihn nie wieder zu sehen; so ist die Menschheit weder der Schwäche, noch dem Verrathe derselben nachgefolgt: sie ist zum Gastmahle der Gnade gekommen, sie hat Tische aufgestellt, hat herrliche Monumente gebaut, um mit Schatten und Ruhm das Brod zu bedecken, von dem der Sohn Gottes gesprochen: Dieß ist mein Leib. Sie hat geglaubt, da eine Mutter ihr Kind in ihrem Schooße tragen und es noch mit ihrem Wesen nähren könne, bevor sie dasselbe zur Welt geboren, so sei es für Gott nicht unmöglich, dieselbe Macht bei derselben Liebe zu haben und die Wunder der Mutterschaft zwischen uns und sich zu erneuern. Kurz Alles hat, was auch der Grund davon sein mag, dem Worte Folge gegeben: Esset und trinket. Das Menschengeschlecht hat gegessen, indem es seine Speise anbetete; es hat getrunken, indem es seinen Trank anbetete: die Thorheit des Glaubens ist der Thorheit der Liebe gleich gekommen.

Es mußte wohl so sein, da nach all dem das erste und letzte Wort unserer Bestimmung immer gewesen ist, uns mit Gott in der Vollkommenheit und Seligkeit seines ewigen Lebens zu einen. Bevor der Mensch dieses Ziel erreicht hat, ist er noch nichts, und so groß auch die Wunder des Bundes zwischen Gott und ihm sein mögen, sie sind gleichwohl nur Zeichen, Vorbereitungen, Vorboten, dasselbe, was das Morgendunkel gegen die Helle des Mittages ist. Der Tag wird kommen, wo sogar das Fleisch des göttlichen Wortes keine hinreichende Nahrung mehr für uns sein wird; wir werden desselben uns erinnern, wie die Israeliten, nachdem sie ins Land der Verheißung gelangt, des Manna der Wüste sich erinnert haben. Die heilige Lade bewahrte sein Gedächtniß in goldenem Gefäße; aber der Sohn Abrahams lebte nicht mehr davon. Er aß unter seinem Weinstocke und unter seinem Feigenbaume die Früchte seiner Heimath und trank fröhlich aus den Quellen des Berges Sion. So werden wir, wenn wir auch unsererseits über den Jordan gelangt sein werden, in der Unverweslichkeit das Fleisch

Christi, unseres geliebtesten Heilandes, wiederfinden, werden mit unsern Lippen seine gebenedeiten Hände berühren, zu seinen Füßen von den fernen Balsamdüften seines Opfers uns sättigen, werden zu uns sprechen in einer Sprache, die wir noch nicht kennen: Siehe da Derjenige, der uns bis zum Tode geliebt hat! Aber selbst dann, wenn es uns gefallen würde, mittelst des Andenkens an die vergangenen Wonnen sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken, selbst dann könnten wir unser Herz an diesem Herde unseres alten Lebens nicht sättigen: Gott allein, Gott von Angesicht zu Angesicht geschaut, Gott nach seinem Wesen besessen, Gott, der in unserem Innern wie ein uferloser Strom fluthet — er allein wird unser letztes Gastmahl sein, das Mahl in dem neuen und ewigen Weine, von dem Jesus Christus in der Nacht seines letzten Mahles gesprochen: Von nun an werde ich nicht mehr trinken von diesem Gewächse des Weinstocks, bis zu jenem Tage, da ich es erneuert mit euch im Reiche meines Vaters trinken werde (Matth. 26, 29).

Das wird das Ende sein; bis dahin können wir uns Gott nur durch Jesus Christus einverleiben, wie Jesus Christus sich uns nur durch die Jungfrau Maria einverleibt hat. Das ist unsere Hoffnung und unser Glaube; hier verlasse ich Sie, an dem Punkte, wo das Dogma endet, und die Wahrheit als Entgelt des Lichtes von Ihnen die Tugend fordert. Vielleicht wird die Vorsehung mir gestatten, Ihnen diesen zweiten Weg zu eröffnen; ich fürchte es und verlange darnach. Ich fürchte es, weil ich mir selber mißtraue; ich verlange darnach, weil ich Sie liebe. Sollte mir aber auch eine neue Laufbahn für Gott und für meine Hingebung an Sie beschieden sein, ich kann mir nicht versagen, zu Ihnen zu sprechen, wie wenn ich Abschiedsworte an Sie richtete. Erlauben Sie mir dieß, nicht als eine Ahnung der Zukunft, sondern als einen Trost.

Ich sage als einen Trost, weil ich zwei entgegengesetzte Gefühle in mir verspüre, ein Gefühl der Freude, daß ich mit

Ihnen ein das Heil von so Manchen förderndes Werk vollendet habe, und zwar vollendet habe in einem Jahrhunderte, welches man das Jahrhundert der Fehlgeburten genannt hat; und ein Gefühl der Trauer, weil ein Werk durch einen Menschen nicht vollendet werden kann, ohne daß er den besten Theil seiner selbst, die Erstlinge seiner Kraft und die Blüthe seiner Jahre demselben zum Opfer bringt. Dante beginnt seine göttliche Epopee also: „In der Mitte des Lebensweges erwachte ich allein in einem dichten Walde.“ Ich bin, meine Herrn, an dieser Mitte des Lebensweges angelangt, da wo dem Menschen der letzte Strahl seiner Jugend entschwindet, und er in raschem Gange zu den Gestaden der Kraftlosigkeit und Vergessenheit hinabsteigt. Ich verlange nichts Besseres, als auch hinabzusteigen, da dieß das Loos ist, welches eine billige Vorsehung uns zugedacht hat; an diesem Scheidewege aber, von dem aus ich noch einmal die abgelaufenen Zeiten überblicken kann, werden Sie mir wenigstens vergönnen, einen Blick zurückzuwerfen und vor Ihnen, die Sie meine Reisegefährten gewesen, einige jener Erinnerungen heraufzurufen, welche mir diese Metropole und Sie selber so theuer machen.

Hier ist es, wo mir, nachdem meine Seele dem Lichte Gottes sich wieder geöffnet hatte, Vergebung meiner Fehler zu Theil ward, und ich erblicke den Altar, wo ich mit meinen durch das Alter gestärkten und durch die Reue gereinigten Lippen zum zweiten Male den Gott empfing, der mich beim ersten Morgenrothe meiner Jugend heimgesucht hatte. Hier ist es, wo ich, niedergeworfen auf den Estrich der Kirche, Stufe für Stufe bis zur priesterlichen Weihe aufstieg; und nach langen Umwegen, auf denen ich das Geheimniß meiner Bestimmung suchte, ist es mir hier auf dieser Kanzel geoffenbaret worden, um welche Sie seit siebzehn Jahren mit Schweigen und Ehrerbietung gestanden sind. Das ist der Ort, wohin ich bei der Rückkehr aus freiwilliger Verbannung das Ordenskleid zurückbrachte, welches ein halbes Jahrhundert der Achtung aus Paris verbannt hatte, wo das-

selbe im Angesichte einer durch Zahl und Verschiedenheit der Personen Furcht einflößenden Versammlung sich den Triumph einer einhelligen Achtung erwarb. Hier ist der Ort, wohin Sie am Tage nach der Revolution, da unsere öffentlichen Plätze noch von den Trümmern des Thrones und den Bildern des Krieges bedeckt waren, gekommen sind, um aus meinem Munde das Wort zu hören, welches allen Umsturz überlebt und an jenem Tage, getragen von der Aufregung, deren Keiner sich erwehren konnte, mit Ihrem Beifallrufe begrüßt ward. Hier ist es, unter den Steinplatten nahe am Altare, wo meine beiden ersten Erzbischöfe ruhen, derjenige, der mich ganz jung noch zu der Ehre berief, Sie zu unterweisen, und jener, der mich zurückrief, nachdem Mißtrauen auf meine Kräfte mich von Ihnen entfernt hatte. Hier ist es, auf eben diesem erzbischöflichen Stuhle, wo ich bei einem dritten Oberpriester das gleiche Herz und denselben Schutz wiedergefunden habe. Hier endlich sind alle die Zuneigungen entstanden, die der Trost meines Lebens geworden; hier habe ich, ein vereinsamter, den Großen unbekannter, den Parteien fern stehender, den Orten, wo die Menge sich drängt und die Beziehungen sich anknüpfen, fremder Mensch, hier hab' ich Seelen gefunden, die mich geliebt haben.

O ihr Mauern von Notre-Dame, geheiligte Gewölbe, die ihr mein Wort so vielen Gott entfremdeten Intelligenzen zugetragen, ihr Altäre, die ihr mich gesegnet habet, ich scheide nicht von euch; ich sage nur, was ihr für einen Menschen gewesen seid, und ich versenke mich in das Andenken eurer Wohlthaten, gleichwie die Kinder Israels, in der Heimath wie in der Verbannung, das Gedächtniß Sion's feierten. Und Ihnen, meine Herrn, einem schon zahlreichen Geschlechte, in welches ich vielleicht Wahrheiten und Tugenden ausgesäet habe, Ihnen bleibe ich in der Zukunft geeint, wie ich es in der Vergangenheit war. Sollten aber eines Tages meine Kräfte dem Fluge des Geistes nicht mehr folgen können, sollten Sie dann die Reste einer Stimme, die Ihnen theuer war, verschmähen, so mögen Sie

wissen, daß Sie mir nie werden undankbar sein; denn nichts kann fortan mehr hindern, daß Sie der Ruhm meines Lebens gewesen sind und meine Krone sein werden in der Ewigkeit.

Leichenrede
auf
Daniel O'Connell.

Beati, qui esuriunt et sitiunt justitiam, quoniam ipsi saturabuntur.
Selig sind, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit; denn sie werden gesättiget werden. Matth. 5, 6.

Hochwürdigster Herr! 1)
Meine Herren!

Ich werde Ihnen nichts über die Worte sagen, die Sie eben vernommen haben, und die zum ersten Male von Demjenigen sind gesprochen worden, der so viele neue Worte in die Welt gebracht hat. Ich werde Ihnen nichts darüber sagen, weil dieselben im ganzen Verlaufe meiner Rede wiederhallen werden, weil Sie bei jedem Worte, bei jedem Satze, bei jeder Bewegung bei sich selber sprechen werden, ohne daß ich nöthig hätte, es Ihnen zu wiederholen: Selig sind, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit; denn sie werden gesättiget werden! Und was ist jetzt schon diese Menge, diese Spannung, diese feierliche Stimmung der Herzen, was ist sie anderes als die Gerechtigkeit, welche kömmt, welche vom Himmel herabsteigt auf einen Menschen, dessen bewegtes Leben nicht so schnell der einstimmigen Anerkennung der gegenwärtigen, ja nicht einmal der der zukünftigen Zeiten sich gewärtigen mochte? Und dieser Mann, Gebieter einer kaum über seinem Grabe ge-

1) Der hochwürdigste Bischof von Saint-Flour.

bornen Nachwelt, was ist er? Durch welchen Zauber hat er so frühzeitig schon der Gerechtigkeit geboten? Ist er ein König, der sich neben seine Ahnen im Grabe gebettet, nachdem er ruhmvoll sein Volk regiert hat? Ist er ein Eroberer, der bis an die Enden der Erde seine siegreichen Waffen getragen? Ist er ein Gesetzgeber, welcher irgend eine Nation in der Verwirrung der Anfänge oder des Zerfalles gegründet? Nein doch, nichts von all dem; er ist mehr noch: er ist ein Mann, der weder Fürst, noch Heerführer, noch Gründer eines Reiches gewesen ist, und der als einfacher Bürger mehr regieret hat als Könige, mehr Schlachten gewonnen als Eroberer, mehr gethan hat, als alle jene, denen insgemein der Beruf zu zerstören und aufzubauen geworden ist. Sein Vaterland hat ihm den Namen des Befreiers gegeben, und dieser Titel, nähme man ihn auch nur in seinem beschränkten Sinne, wäre schön genug, um die ungewohnten Ehrenbezeugungen, die wir ihm erweisen, zu rechtfertigen, um uns zu erklären, warum Rom, die Gebieterin über hehren Ruhm, ihm seine Basiliken geöffnet hat, und warum, so fremd er auch unserem Lande war, diese geheiligten und patriotischen Gewölbe von Notre-Dame zu dieser Stunde auf die Bewunderung herabschauen, die sein Grab überlebt hat. Es wäre genug, sage ich, daß er der Befreier eines unterdrückten Landes gewesen, um all das zu rechtfertigen, was Rom, was Frankreich und die Welt zu seinem Gedächtnisse denken und zu seiner Verherrlichung thun. Doch bei diesem Gesichtspunkte bleib' ich nicht stehen; er ist zu enge für ihn, für Sie, für Ihre Erwartung, für die Gedanken, die in meinem Herzen sich drängen. Ich will Ihnen zeigen, daß dieser Mann eine Stelle unter den größten Befreiern der Kirche und der Menschheit einnehme. Ich lasse also, wenn es erlaubt ist, beiseite die Ideen vom Vaterland, die weder weit noch hoch genug für unsern Gegenstand gehen. Ich eröffne den weitesten Schauplatz, auf welchen ein menschliches Gedächtniß sich stellen kann, den Schauplatz der Kirche und der gesammten Menschheit.

O mein Gott, Vater der Gerechtigkeit, ich sage Dir Dank, daß Du in diesen Zeiten, welche Zeugen von nur allzu vielen Geheimnissen der Bosheit sind, meinen Lippen gestattest, hier die Lobrede auf einen Mann der Gerechtigkeit zu halten, dessen lange und viel bewegte Laufbahn keinen Tropfen Blutes, ja nicht einmal eine Thräne gekostet hat, welcher, nachdem er mehr Menschen und mehr Völker in Bewegung gesetzt, als wir sonst in irgend einer Geschichte aufgezeichnet finden, rein von jedem Vorwurfe in das Grab gestiegen ist, ohne befürchten zu müssen, daß je eine lebende Seele seinen Grabstein aufheben möchte, um ihn während der fünfzig Jahre seines öffentlichen Lebens, ich sage nicht, wegen einer strafbaren Handlung, sondern wegen eines Unglückes zur Rechenschaft zu ziehen. Ich sage Dir Dank, o mein Gott, daß ein solcher Mann der Gegenstand dieser Versammlung ist, und ebenso Dank für die Gerechtigkeit, die Du allen Menschen versprochen hast, und die ich nun in Deinem Namen und im Namen der Christenheit dem Andenken von Daniel O'Connell widerfahren lassen will.

Von den ersten Tagen der Welt an gab es auf der Welt ein göttliches Licht, eine göttliche Liebe, eine göttliche Autorität, eine göttliche Gesellschaft. Von den ersten Gefilden Eden's bis zum Gipfel des Ararat, vom Ararat bis zum Felsen von Sinai, von Sinai bis zum Berge Sion und zum Calvarienberge, vom Calvarienberge bis zum Hügel des Vatikan hat Gott niemals aufgehört, zu handeln und auf Erden gegenwärtig zu sein. Und es scheint, dieses Reich des Lichtes, der Liebe, der Autorität, die von oben stammt, diese Einigung der Seelen durch Gott und in Gott, unser aller Vater, hätte hienieden, wenn's möglich wäre, einmüthig angenommen werden, oder doch wenigstens nicht auf Feinde und Widersacher stoßen sollen. Allein wir sind hienieden im Lande des Kampfes, und Gott ist der Erste, der diesem Gesetze sich unterworfen hat; er hat sich nicht geweigert, uns sein Leben zu überliefern, soweit es dem unsern verbunden war, von uns beurtheilt und folglich von den Einen

aufgenommen, von den Andern verworfen zu werden. Dieser geheiligte Krieg, er ist so alt als die Welt, er wird so lang dauern als sie. In seinen Wechselfällen aber bemerkt man zwei Momente und zwei vor allen andern ausgezeichnete Missionen: das Moment der Verfolgung und das der Befreiung; die Mission der Verfolger und die Mission der Befreier. Wann die Welt mehr als gewöhnlich Gottes müde, wann sie es überdrüssig ist, von ihm sprechen zu hören, oder wann sie seine Macht für eine übermäßige hält, so erhebt sie sich wider ihn, und allzu schwach, durch die Kräfte der Seele allein ihn zu vertreiben, greift sie zu den Brutalitäten der materiellen Gewalt. Sie reißt nieder, senget, mordet Alles, was das Zeichen Gottes trägt, bis sie, durch das Schweigen und die Oede, die sie geschaffen, zufriedengestellt, urtheilet, daß sie, wenn auch nicht gesiegt, doch wenigstens einige Tage des Waffenstillstandes und des Triumphes sich erobert habe. Doch niemals ist Gott mächtiger als an solchen Tagen; er geht aus den Ruinen hervor wie der Pflanzenwuchs, den Niemand sich erklären kann; oder vielmehr die Menschheit, von seiner Abwesenheit gepeinigt, kehret zu ihm zurück, wie ein Kind seinen Vater zum häuslichen Herde, von dem es ihn verbannt hatte, zurückruft. Die Gerechtigkeit, die Wahrheit, die ewige Ordnung erhalten die Oberhand wieder im Bewußtsein des Menschengeschlechtes, und das Jahrhundert der Befreiung folget auf das Jahrhundert der Verfolgung. Dann tritt Einer von jenen Männern auf, wie sie die Vorsehung schon lange im Geheimnisse ihrer allmächtigen Rathschlüsse vorausbestimmt hatte; es ist ein Moses, der das Volk Gottes aus den Händen der Aegyptier rettet, ein Cyrus, der es von Babylon auf die heimathlichen Gefilde zurückführt, ein Judas Maccabäus, der seine Unabhängigkeit gegen die Nachfolger Alexanders vertheidigt, oder später ein Constantin, ein Karl Gr., ein Gregor VII. Ein Constantin, welcher den Christen die Gewissensfreiheit schenkt; ein Karl Gr., welcher gegen die griechischen Kaiser und die barbarischen Könige und selbst gegen

die Zukunft die Unabhängigkeit des Statthalters Christi sichert; ein Gregor VII., der die Kirche den tödtlichen Umarmungen des Feudalismus entreißt — gefeierte Namen, die seltensten und die größten der Geschichte! Vielleicht wird es Ihnen scheinen, als bediene ich mich, indem ich sie ausspreche, eines kleinen Kunstgriffes, und als setze ich mich damit der Gefahr aus, daß gerade der Name Desjenigen erbleiche, den ich verherrlichen soll. Was mich betrifft, meine Herrn, ich befürchte das nicht, und Sie mögen sogleich urtheilen, ob ich mich täusche.

Schlagen Sie die Weltkarte auf und betrachten Sie an ihren beiden äußersten Punkten jene zwei Inselgruppen, die Inseln von Japan und die britischen Inseln. Verfolgen Sie die Spur der Völker auf dieser Linie von dreitausend Meilen; zählen Sie Japan, China, Rußland, Schweden, Preußen, Dänemark, Hannover, England, Irland. Sie zählen umsonst; in dieser langen Reihe von Reichen gibt es kein einziges, in welchem die Kirche Gottes im Genusse ihrer unveräußerlichen Freiheiten stünde, wo ihr Wort, ihre Sakramente und ihre Versammlungen nicht niedergedrückt und gefangen gehalten würden. Wie! so viele Völker auf einmal der heiligen Unabhängigkeit der Kinder Gottes beraubt! Wie! unter diesen zweihundert Millionen Menschen haben sich keine Herzen gefunden, stark genug, irgendwie die Rechte des Gewissens und die Würde des Christen zu wahren! Ach! enttäuschen Sie sich, meine Herrn; Gott hat die Wahrheit nie ohne Märtyrer, d. h. nie ohne Zeugen gelassen, welche bis aufs Blut sie vertheidigen; und wie hier das Aergerniß der Unterdrückung den Gipfel seines Umfanges, seiner Dauer und Härte erreicht hatte, hat auch Gott seinerseits ein neues Wunder in der Geschichte des Martyriums gewirkt. Man hatte gesehen, wie Menschen und Familien für ihren Glauben starben und von diesem großen Schauspiele nur ihre verstümmelten Ueberreste und ihr unvergängliches Andenken hinterließen. Aber ein ganzes Volk, das in einem beständigen Martyrium lebt, Generationen untereinander

durch dasselbe irdische Vaterland verbundener Seelen, die sich das Erbtheil des Glaubens mit einer erblichen Marter überlieferten — das hatte man noch nicht gesehen. Gott hat es gewollt und hat es gethan; er hat es gewollt in unserer Zeit, er hat es gethan in unserer Zeit. Unter den Nationen, welche ich eben als durch den Raum und durch die geistige Knechtschaft an einander gekettet zeigte, gibt es eine, welche das Joch nicht auf sich genommen hat, welche, äußerlich Sklave, der Seele nach frei geblieben ist. Eine der stolzesten Mächte der Welt hat Leib an Leib mit ihr gerungen, um sie in den Abgrund des Schisma und der Apostasie mit hinabzuziehen. Einem Vertilgungskriege geweiht, ist sie unterlegen, ohne weder den Muth des Kampfes noch den Muth der Treue gegen Gott zu verrathen. Ihres heimischen Bodens durch riesenhafte Confiskationen beraubt, hat sie für ihre Sieger das Feld ihrer Ahnen bestellt und in ihrem Schweiße das hinreichende Brod gefunden, um mit Ehren zu leben und mit dem Glauben zu sterben. Die Hungersnoth hat dieses Stückchen Brod ihr streitig gemacht; sie hat zur Vorsehung die Augen erhoben, ohne zu klagen. Weder dem Kriege, noch der Beraubung, noch der Hungersnoth ist es gelungen, sie zu verderben oder zum Abfalle zu verleiten; ihre Bedrücker, so mächtig sie waren, haben es nicht vermocht, das Leben in ihrer Brust zu erschöpfen und die Pflicht in ihrem Herzen zum Wanken zu bringen. Endlich, da das kühnste wie das feigste Schwert nicht immer zu tödten vermag, hat die Tyrannei Etwas ersonnen, das dauerhafter als das Eisen ist, und man hat bei dieser Nation von Schlachtopfern jene Prophetie der Offenbarung des hl. Johannes in Erfüllung gehen sehen, daß die Zeit kommen werde, wo Niemand kaufen oder verkaufen kann, der nicht das Malzeichen des Thieres, d. i. der Apostasie, auf der Hand oder der Stirne hat.

Man hat also diesem Volke mit einem Schlage all seine politischen und bürgerlichen Rechte genommen. Jedes Wesen, das

entsteht, kommt mit einem Rechte zur Welt. Der leblose Stein sogar bringt mit sich ein Gesetz auf die Welt, welches ihn schützet und adelt; er steht unter dem Schirme des mathematischen Gesetzes, eines ewigen Gesetzes, das in dem Wesen Gottes begründet ist und uns verbietet, auch nur ein Atom ohne die Achtung vor seiner Kraft und seinem Rechte zu berühren. Jedes Wesen also, so schwach es auch sein mag, kommt mit einem Antheile an der Macht und Ewigkeit Gottes zur Welt; um so viel mehr noch der Mensch, ein Geschöpf, welches denkt und will, der erstgeborne Sohn der göttlichen Intelligenz und des göttlichen Willens, so daß einen Menschen seines natürlichen Rechtes berauben, ein so großes Verbrechen ist, daß selbst der Stein, wenn man das seine ihm rauben könnte, den Räuber des Hochverrathes und des Sacrilegiums anklagen würde. Was wird es demnach heißen, einem Volke sein Recht entziehen? Wohlan! das hat man dem heldenmüthigen Volke gethan, dessen Leiden und dessen Standhaftigkeit ich Ihnen schildere.

Man hat mehr gethan, meine Herrn! Diesen Rechtsraub, diesen legalen Mord an einer Nation, man hat ihn nicht in einer absoluten, sondern in einer bedingten Weise verübt, in der Weise, daß jederzeit der Nation und jedem einzelnen ihrer Glieder die Möglichkeit gegeben war, von dem öffentlichen und bürgerlichen Tode durch die Apostasie sich loszukaufen. Das Gesetz sagte zu ihnen: Ihr seid nichts; fallet ab, und ihr werdet etwas sein. Ihr seid Sclaven; fallet ab, und ihr werdet frei sein. Ihr sterbet vor Hunger; fallet ab, und ihr werdet reich sein. Welch' eine Versuchung, meine Herrn, und wie fein die Berechnung, wenn das Gewissen nicht noch fester gewesen wäre als die Hölle! Fürchten Sie nichts für dieses Märtyrervolk; zwei Jahrhunderte sind es, daß es stärker als diese Versuchung ist, daß es ruhig seine Hände zu Gott erhebt und in seinem Herzen spricht: „Gott sieht sie, und auch uns siehet er; sie werden ihre Vergeltung empfangen, und wir die unsere."

Ich werde es nicht nennen, meine Herrn, dieses theure

und geheiligte Volk, dieses Volk, das stärker als der Tod ist; meine Lippen sind nicht rein, nicht glühend genug, um es zu nennen; der Himmel aber kennet es, die Erde segnet es, alle edlen Herzen schenken ihm ein Vaterland, eine Liebe, eine Zufluchtsstätte ... O Himmel, der du es siehst, o Erde, die du es kennst, o ihr alle, die ihr besser seid und würdiger als ich, nennet, nennet es, sprechet: Irland!

Irland, meine Herrn! das war sein Loos, als das neunzehnte Jahrhundert anbrach und unter der Hand Gottes mit zwei Donnerschlägen eingeleitet ward; der eine hatte in der neuen Welt wiedergehallet an den noch wenig bekannten Küsten, der andere im Schooße unseres eigenen Vaterlandes. Diese zwei Blitze der Vorsehung warnten Irlands Bedränger; sie ließen sie ahnen, daß ein Reich der Gerechtigkeit und Freiheit in dem Bewußtsein der Menschen durch so merkwürdige Katastrophen sich vorbereitete, und war es Furcht, war es eine Anwandlung des Mitleids, sie lösten um ein weniges die Bände, welche das Leben ihres Schlachtopfers umschnürten. Unter den Rechten, die sie ihm damals zurückstellten, war ein dem Anscheine nach sehr wenig bedeutendes, das Recht nämlich, Privatangelegenheiten vor den gewöhnlichen Gerichtshöfen zu vertreten. Gewiß, meine Herrn, das Zugeständniß schien von geringer Bedeutung und Zukunft zu sein; aber England hatte nicht bedacht, daß dieß das Wort entfesseln, und das Wort entfesseln Gott entfesseln heiße; denn das Wort auf Lippen, die vom Glauben inspirirt sind, ist Wahrheit, Liebe, Autorität. Das Wort belehrt, das Wort befestigt, das Wort befiehlt, das Wort bekämpft, das Wort ist der wahre Befreier der Gewissen, und wenn die Unterdrücker ihm wieder Spielraum lassen, so kann man, ohne der Achtung gegen sie zu ermangeln, dafürhalten, daß sie nicht wissen, was sie thun. Das Wort war also in Irland frei, und von dem ersten Tage an, zu der nämlichen Stunde, wo es noch staunte, daß es keine Fesseln mehr trug, fiel es in das Herz und auf die Lippen eines jungen Mannes

von fünfundzwanzig Jahren, und es fand sich, daß diese Lippen beredt, und daß dieses Herz groß war.

Auf einmal hielten Irlands Seen auf ihren Wogen die Winde auf, die sie bewegten; seine Wälder standen zitternd und unbeweglich; seine Berge mühten sich aufzuhorchen; Irland vernahm ein freies und christliches Wort, ein Wort voll von Gott und Vaterland, geschickt, die Rechte des Schwachen zu wahren, den Mißbrauch der Autorität zur Rechenschaft ziehend, seiner Kraft sich bewußt und dem ganzen Volke sie mittheilend. Gewiß, ein glücklicher Tag ist es, wo ein Weib ihren Erstgebornen zur Welt bringt; es ist ein glücklicher Tag, an dem der Gefangene das Licht des weiten Himmels wieder erblickt; es ist ein glücklicher Tag, wo der Verbannte ins Vaterland zurückkehrt; aber keiner von diesen Glücksfällen, den größten des Menschen, erzeugt und erreicht das Entzücken eines Volkes, welches nach langen Jahrhunderten zum ersten Male wieder das menschliche Wort und das göttliche Wort in der Fülle ihrer Freiheit vernimmt. Und diese unbeschreibliche Freude, Irland verdankte sie einem jungen Manne von fünfundzwanzig Jahren; er hieß Daniel O'Connell.

In weniger als zehn Jahren hatte O'Connell die Ahnung, daß er eines Tages der Gebieter seiner Mitbürger sein werde, und von da an sann er auf den Plan, welchen er zur Anbahnung ihrer Befreiung zu befolgen hätte. Womit aber beginnen? Welches war der Ring an dieser schweren Kette, der zuerst gesprengt werden mußte? Er hielt dafür, daß die Rechte des Gewissens allen anderen vorgehen, daß hier, in dieser Knechtung der Seele, der Mittel- und Schwerpunkt aller Tyrannei liege, und daß somit hiegegen der erste Schlag geführt werden müsse. Die Emanzipation der Katholiken Irlands und Englands wurde der herrschende Gedanke aller seiner Tage, der fortwährende Traum seines Genie's. Ich werde Ihnen nicht alle Versuche und alle Täuschungen erzählen. Der einen wie der anderen waren es unzählige. Zehn neue Jahre verstrichen über

diesen fruchtlosen Versuchen. Weder der Mensch noch die Zeit waren reif; die Vorsehung geht langsam, und eine Ausdauer, welche der ihrigen gleicht, ist die Gabe, die sie den Menschen zutheilt, welche würdig sind, ihr als Werkzeuge zu dienen. Endlich schlug die Stunde, wo O'Connell sich schmeicheln konnte, das moralische Haupt seiner Nation zu sein, alle Geister und alle Herzen, alle Ideen und alle Interessen Irlands in seiner Hand zu halten, wo keine Bewegung mehr geschah als unter seiner obersten Leitung. Zwanzig Jahre Arbeit hatte es ihm gekostet, um zu dem denkwürdigen Tage zu gelangen, wo er ohne Stolz zu sich sprechen konnte: Jetzt bin ich König von Irland.

Es will viel heißen, meine Herrn, sich zu einem Parteihaupte zu erschwingen. Wenn ein Mensch das Recht hat, sich zu sagen, daß er eine Partei beherrsche, so kann damit auch der maaßloseste Ehrgeiz sich zufrieden geben; so schwer hält es, selbst diejenigen unter den Gehorsam zu bringen, welche alle unsere Gedanken und Entwürfe theilen. Es ist ein Meisterstück von Geschicklichkeit und Kraft, eine Partei zu schaffen; und doch ist das Parteihaupt nichts im Vergleiche mit einem Manne, der das moralische Haupt einer gesammten Nation geworden ist und ihr Gesetze vorschreibt ohne Armeen, ohne Polizei, ohne Tribunale, ohne eine andere Hilfsquelle als sein Genie und seine Hingebung. Die Herrschaft O'Connell's begann im Jahre 1823. In diesem Jahre gründete er durch ganz Irland einen Verein, welchen er den katholischen Verein nannte, und da kein Verein ohne ein beständiges Einkommen eine Macht hat, so führte O'Connell den Emanzipations-Beitrag ein, den er monatlich auf einen Penny festsetzte.

Hüten Sie sich zu lachen, meine Herrn; es lag in diesem monatlichen Penny eine große Finanzberechnung und eine noch klügere Berechnung des Herzens. Irland war arm, und ein armes Volk hat nur e i n Mittel, um reich zu werden, dieses nämlich, daß jede Hand dem Vaterlande das Wenige schenkt,

was sie hat. Der Emanzipations-Pfenning eiferte jedes Kind Erins an, an der ruhmvollen Arbeit der Befreiung theilzunehmen; das Elend, so tief es war, benahm keinem die Hoffnung, am Ende des Monats reich genug zu sein, um dem Golde Englands zu trotzen.

Der katholische Verein und die Emanzipations-Beiträge hatten einen unerhörten Erfolg und hoben die Thätigkeit O'Connell's zur Macht und Würde einer Regierung.

Drei Jahre später, im Jahre 1826, bei den allgemeinen Wahlen des britischen Reiches, sah man mit Staunen die Irländer, welche bisher eine schimpfliche und von ihren Unterdrückern im voraus erkaufte Stimme in die Wahlurne gelegt hatten, man sah sie, sage ich, mit Staunen, Namen in die Urne legen, welche von ihren Rechten und von ihrer Absicht, diese künftighin zu vertheidigen, Zeugniß gaben.

Das war noch nichts. Bald erschien O'Connell vor den Wählern von Clare und trug sich selbst als Candidaten für das englische Parlament an. Er ward gewählt, trotz des Eides, welcher zwischen ihm und der Gesetzgebung die Schranke der Apostasie zog. Er wagte, seine Wahl in der Hand, seinen Glauben im Herzen, in den Mauern von Westminster zu erscheinen, welche schauerten, da sie einen Katholiken ihre hundertjährige Majestät und Intoleranz durch die unerhörte Forderung antasten sahen, einen Sitz einzunehmen, und in der Person eines Geächteten, eines Katholiken, eines Irländers, die Person eines ganzen Volkes einen Sitz einnehmen zu lassen.

Die öffentliche Meinung war bis in ihre tiefsten Fundamente erschüttert; ganz Irland stand aufrecht, stolz und gehorsam, aufgeregt und friedlich; Wünsche, Zurufe, Hilfe kamen ihm von allen Punkten Europa's, von den Gestaden Amerika's und von England selbst, welches endlich in einem Theile der Seinigen auf den Ruf einer so beredt zurückgeforderten Gerechtigkeit hörte. Weder das englische Ministerium, noch der König von Großbritannien wollten die Emanzipation der

Katholiken; eingewurzelte Vorurtheile lebten noch im Schooße der beiden Kammern, welche mehrere Male seit dreißig Jahren derartige Vorschläge, obwohl durch harte Bedingungen für den protestantischen Stolz gemildert, verworfen hatten. Aber umsonst setzten die Reste der alten Leidenschaften dem allgemeinen Gefühle der Billigkeit einen Damm entgegen; die Welt befand sich in einer jener magischen Stunden, wo sie nicht thut, was sie will. Am 13. April 1829 ward die Emanzipation der Katholiken durch eine vom Ministerium eingebrachte Bill ausgesprochen, von der Gesetzgebung angenommen und vom Könige unterzeichnet.

Bleiben wir hier einen Augenblick stehen, meine Herrn, um über die Ursachen einer so denkwürdigen Begebenheit nachzudenken; denn das begreifen Sie wohl, daß ein einziger Mensch, wie groß auch sein Genie sein mochte, nicht fähig gewesen wäre, eine solche Umwälzung zu Stande zu bringen, wenn dieselbe nicht seit lange vorbereitet und durch die Macht der Zeiten selbst zur Reife gebracht worden wäre. Man muß dieß anerkennen, wenn man nicht im gerechtesten Lobe das Maaß überschreiten und die Bewunderung zu einem mehr blinden als edlen Gefühle machen will. Es war bei uns — denn ich lasse nie die Gelegenheit vorüber, auf mein Vaterland zurückzukommen — bei uns war es, in Frankreich, im achtzehnten Jahrhunderte, wo das Prinzip der Gewissensfreiheit seinen seit lange gehemmten und abgelenkten Lauf wieder begann. Die Philosophie dieses Zeitalters, obschon dem Christenthume feind, lieh diesem das Dogma von der Freiheit der Seelen, und hielt es mit einem Eifer fest, der niemals trügt, weniger ohne Zweifel aus Liebe zur Gerechtigkeit und Wahrheit, als in der Absicht, das Reich Jesu Christi zu erschüttern. Doch was auch ihre Absicht sein mochte, sie begründete in den Geistern die Rückkehr einer billigen Toleranz und bahnte für die kommenden Jahrhunderte die Befreiung so vieler, von dem eisernen Arme des Despotismus und der Häresie niedergedrückten christlichen Völker an.

Also pflegt Gott Gutes aus dem Bösen entspringen zu lassen, und nichts geschieht in der Welt, selbst gegen die Wahrheit und Gerechtigkeit, was nicht bälder oder später durch eine göttliche Umgestaltung der Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit dienen müßte. Diese französische Idee war nach England und den vereinigten Staaten Amerika's hinübergedrungen, und O'Connell, der ihr auf seiner ruhmvollen Bahn begegnete, bediente sich ihrer ohne Anstand zur Vollendung seines Werkes.

Bevor wir deßhalb, meine Herrn, auf die Dankbarkeit dringen, die wir ihm schulden, ist es gerecht, daß ich Sie einlade, mit einem aufrichtigen und einstimmigen Beifallsrufe alle Jene zu ehren, welche diesem großen Werke der Katholiken-Emanzipation ihre Unterstützung geliehen. Es ist das erste Mal, daß wir in einer französischen Versammlung, am Fuße der Altäre, unter den Augen Gottes und der Menschen, den Tribut der Dankbarkeit zu entrichten haben an Diejenigen, die zur Befreiung unserer Brüder in Irland und England mitgewirkt haben, an die verschiedenen fernen oder nahen Werkzeuge des großen Aktes vom 13. April 1829, welchen so viele Herzen herbeisehnten, den so viele Hohepriester in den geheimnißvollen Nachtwachen des Vatikan in glühenden Gebeten erfleht hatten, der für alle Zeiten in der Geschichte ein Denkmal einer der schönsten Stunden bleiben wird, die Gott dem Gewissen des menschlichen Geschlechtes bereitet hat. Vereinigen Sie sich deßhalb mit mir, o meine Brüder, vereinigen Sie sich alle mit mir von Herzensgrunde, und die Hände zu Gott erhoben, sprechen wir zusammen: Lob, Ehre, Preis und ewiger Dank dem Sir Robert Peel und Sr. Gnaden dem Herzog von Wellington, die dem englischen Parlamente die Bill der Katholiken-Emanzipation vorgelegt haben! Lob, Ehre, Preis und ewiger Dank dem Hause der Gemeinen und dem Hause der Peers von England, welche die Bill der Katholiken-Emanzipation angenommen haben! Lob, Ehre, Preis und ewiger Dank Sr. Majestät dem Könige Georg IV., der die Bill der Katholiken-Emanzipation

unterzeichnet und bestätiget hat! Lob, Ehre, Preis und ewiger Dank jenen Protestanten Englands und Irlands, welche mit dem Hochsinne eines wahrhaft patriotischen und christlichen Geistes die Einbringung, die Discussion, die Annahme der Bill, welche die Katholiken emanzipirt hat, begünstigt haben! Aber auch und vor Allem Lob, Ehre, Preis und ewiger Dank dem Manne, der mit starker Hand die zerstreuten Elemente der Gerechtigkeit und der Befreiung gesammelt, und dieselben mit kraftvoller Geduld, welche dreißig Jahre nicht haben ermüden können, zum Ziele führend, endlich den unerwarteten Tag der Gewissensfreiheit für sein Vaterland hat anbrechen lassen, und so nicht blos den Titel des Befreiers seines Landes, sondern den ökumenischen Titel des Befreiers der Kirche verdient hat!

Denn hätte auch nur Irland von dieser Emanzipation Gewinn gezogen, wo ist ein Mann in der Kirche nach Constantin, der auf einen Schlag sieben Millionen Seelen befreit hätte? Strengen Sie Ihr Gedächtniß an; forschen Sie in der Geschichte seit dem ersten und berühmten Edikte, welches den Christen die Gewissensfreiheit verlieh, und sehen Sie nach, ob sich viele solche Akte finden, die hinsichtlich ihrer Tragweite mit dem Akte der Emanzipation sich vergleichen ließen? Sehet da sieben Millionen Seelen, welche die Freiheit haben, Gott zu dienen und ihn zu lieben bis an das Ende der Zeiten; und so oft dieses Volk im Fortgange seines Lebens und seiner Freiheit einen Rückblick thun wird, um das Geheimniß seiner Wege zu erforschen, wird es dem Namen O'Connell begegnen am Ende seiner Knechtschaft und am Anfange seiner Wiedergeburt.

Doch der Emanzipationsakt hat nicht blos Irland allein berührt; er umfaßte in seiner Fülle das ganze britische Reich, d. h. außer Irland, Schottland und Großbritannien jene Inseln, jene Halbinseln und Kontinente, auf welche England ehedem zugleich mit seiner Herrschaft die Intoleranz seiner Gesetze ausdehnte. Sehet da also hundert Millionen Menschen, sehet die von zwanzig Meeren bespülten Küsten und die Meere selbst vom

geistigen Joche befreit! Hinfort segeln Englands Schiffe unter der Flagge der Gewissensfreiheit, und die zahllosen Völker, welche sie mit ihrem Kiele berühren, können in ihren Gedanken nicht mehr trennen die Macht, die Civilisation, die Freiheit der Seele, diese drei Dinge, die Christus gebracht und als sein irdisches Erbe den Nationen hinterlassen hat, welche das befreiende Geheimniß seines Kreuzes umfangen. Welche Folgen, meine Herrn, von einer einzigen That! welch' grenzenloser Horizont hat sich nicht den Hoffnungen der Kirche eröffnet! Muß ich noch mehr sagen, damit Sie die Kühnheit verzeihen, mit der ich den Namen O'Connell neben den Namen Moses, Cyrus, Judas Maccabäus, Constantin, Karl Gr. und Gregor VII. aussprach, welche alle in Kraft einer regelmäßigen Herrschergewalt handelten, während O'Connell nur die Gewalt des Bürgers und die Herrschermacht des Genie's besaß.

Und doch habe ich noch nicht Alles gesagt. Es gibt eine Gefahr, welche die moderne Gesellschaft läuft, und sie ist die größte von allen, ich meine das Bündniß geistiger Knechtschaft mit bürgerlicher Freiheit. Umstände, welche nachzuweisen zu weit führen würde, drängen auf diesen unheilvollen Abhang die Geschicke mehr als eines Volkes hinaus, und England stand da, sie mit seinem Beispiele zu ermuthigen, indem es einerseits freisinnige Institutionen besitzt, über welche es mit der äußersten Eifersucht wacht, andererseits einen Theil seiner Unterhanen mit dem Scepter eines autokratischen und intoleranten Fanatismus niederhält. O'Connell hat diese schreckliche Lehre zertrümmert, welche England dem europäischen Festlande gab. Die in der Freiheit noch jungen Völker werden nicht mehr sehen, wie ihr älterer Bruder sie auf den Weg der religiösen Knechtung durch das Schauspiel eines schmählichen Widerspruches drängt. Hinfort sind alle Freiheiten Schwestern; sie werden an demselben Tage alle mit einander ein- oder ausziehen, eine in Wahrheit unzertrennliche und geheiligte Familie, von der kein Glied sterben kann, ohne daß alle sterben.

Endlich nehmen Sie noch das in Betracht. Das Prinzip der Gewissensfreiheit, von der die Zukunft der Wahrheit in der Welt abhängt, war bereits in Europa durch die Macht der öffentlichen Meinung und die Macht des Katholizismus fest begründet; denn überall, wo die öffentliche Meinung sich aussprechen kann, fordert sie die Gewissensfreiheit, und in der Mehrzahl der großen katholischen Staaten hatte dieselbe schon rechtlichen und thatsächlichen Bestand. Der Protestantismus allein hatte seine Stimme noch nicht zu dem feierlichen Vertrage der Seelen gegeben; trotz seines scheinbar freisinnigen Prinzipes ließ er im Grunde nicht von der Unduldsamkeit, die der Häresie angeboren ist. Dank O'Connell'n, sind die öffentliche Meinung, der Katholizismus und der Protestantismus, d. h. alle intellektuelle und religiöse Mächte Europa's darüber einig, die Arbeit der Zukunft auf den billigen Vergleich der Gewissensfreiheit zu stellen.

Und wenn die Resultate hievon auf der Welt sich herausstellen werden; wenn wir, doch nicht wir, sondern die Nachkommen alle religiösen Irrthümer durch die friedliche Entfaltung des Christenthums werden überwunden sehen; wenn der bereits sterbende Islam für immer wird erloschen sein, wenn das schon bedrohte Bramathum und der Buddhismus ihren vorübergehenden Kreislauf werden vollendet haben; wenn nichts mehr stehen bleiben wird als die durchgängige Bejahung der Wahrheit und das durchgängige Nichts des Irrthumes, wenn so der Kampf der Geister dem letzten Augenblicke seiner Entscheidung sich nähern wird; — dann wird die Nachwelt O'Connell ganz kennen; sie wird beurtheilen, welches die Sendung und welches das Leben des Mannes gewesen, der in dem Heiligthume des inneren Forums alle Reiche Englands, seine Kolonien, seine Flotten, seine Macht zu befreien und dieselben in unmittelbarer oder mittelbarer Weise der Sache Gottes, seines Christus und seiner Kirche dienstbar zu machen gewußt hat. Sie wird urtheilen, ob er nicht im christlichen und allgemeinen Sinne

den Titel des Befreiers verdient habe, welchen wir ihm von heute an zusprechen.

Er ist dieß aber auch noch in anderer Weise gewesen, und dieses zu erklären, erübrigt uns noch.

Nicht blos die Kirche wird hienieden verfolgt, sondern auch die Menschheit. Die Menschheit wird wie die Kirche und aus demselben Grunde abwechselnd verfolgt und befreit. Die Kirche wird verfolgt, weil sie Rechte besitzt und Pflichten auflegt; die Menschheit wird verfolgt, weil sie auf ihrem Gebiete ebenfalls Rechte und Pflichten hat. Die Gerechtigkeit drückt uns, gleichviel auf welchem Haupte sie ruhe, und wir suchen uns ihr zu entziehen, nicht blos zum Schaden Gottes, sondern auch zum Schaden des Menschen. Wir läugnen die Rechte des Menschen, wie wir die Rechte Gottes läugnen, und man ist sehr im Irrthume, wenn man glaubt, es gebe hienieden nur einen Kampf, und habe die Kirche ihre ewigen Interessen geopfert, so blieben keine andere Interessen mehr übrig, um deretwillen man das Schwert ziehen sollte. Mitnichten, meine Herrn, enttäuschen Sie sich, die Rechte Gottes und die Rechte des Menschen hängen zusammen; die Pflichten gegen Gott und die Pflichten gegen die Menschheit sind nicht minder im Gesetze des Evangeliums als im Gesetze von Sinai mit einander vereinigt worden; Alles, was für oder gegen Gott geschieht, geschieht auch für oder gegen den Menschen. Wird Gott verfolgt, so werden es auch wir; wird Gott befreit, so werden wir es gleicherweise. Die Weltgeschichte hat so gut wie die Kirchengeschichte ihre Verfolger und ihre Befreier; ich könnte Ihnen ein Verzeichniß davon entwerfen. Doch die Zeit drängt uns; lassen wir die Vergangenheit und kommen wir von neuem auf unsern theuern und ruhmreichen O'Connell, um ihn als Sohn des Menschen zu sehen, nachdem wir ihn als Kind Gottes gesehen.

Er war vierundfünfzig Jahre an dem Tage alt, wo die Bill der Katholiken-Emanzipation erkämpft ward. Vierund-

fünfzig Jahre, meine Herrn, das ist ein gefährliches Alter, nicht etwa weil das Greisenalter herannahet, sondern weil es noch Kraft genug besitzt, um ehrgeizig zu sein, neben einer Ermattung, die mit der Vergangenheit sich zufrieden gibt und auf ruhmvolle Ruhe sinnt. Es gibt wenige Menschen, welche, nachdem sie durch dreißigjährige Arbeiten einen so herrlichen und zudem, wie der Emanzipationsakt es war, einen so hehren Triumph errungen haben, noch Muth genug in sich fühlen, eine zweite Laufbahn anzutreten und ihren Ruf den Schlägen des Schicksals auszusetzen, während sie sich eines glücklichen und ruhmgekrönten Alters erfreuen könnten. Andere lassen sich in den Schlingen eines gemeinen Ehrgeizes fangen. Man sieht diese Volkstribunen, nachdem sie in ihrer ersten Zeit der Sache der Gerechtigkeit und Freiheit gedient, unter Vorschützen irgend einer Pflicht von derselben sich lossagen, sich bereden, als gebe es zwei Weisen, derselben zu dienen, und durch ihre Unbeständigkeit getäuscht, den ersten Theil ihres Lebens durch den zweiten entehren.

O'Connell, meine Herrn, wußte beide Klippen zu vermeiden; er blieb jung und unkundig der Jahre bis an das Ende seines Lebens. Ich bemerke junge Leute in dieser Versammlung: O'Connell, meine Herrn, stand in Ihrem Alter, so lange er unter uns gelebt hat; er hat gelebt, er ist gestorben in der Aufrichtigkeit einer unveränderten Jugend. Kaum hatte er sich Zeit genommen, seinen Triumph zu sehen, kaum hatte er durch eine zweite Wahl die Pforten des Parlamentes gesprengt, als er von seinem Sitze sich erhob und zum Staunen von ganz England nach Irland eilte. Was will er dort suchen? Er will seinem theuern Erin sagen, daß es nicht genug sei, das Gewissen befreit zu haben, daß Gott und der Mensch unzertrennlich seien, und daß, nachdem man dem himmlischen Vaterlande gedient habe, auch für das irdische Vaterland noch etwas zu thun übrig bleibe, d. h. man habe erst das erste Gebot erfüllt, noch nicht aber das zweite, und da beide nur eines

ausmachen, heiße das zweite nicht erfüllt haben, auch nicht einmal dem ersten genügt haben. Er bekennt ihm, alt und ruhmbedeckt, daß es seine Absicht sei, sein Leben von vorne anzufangen und nicht einen einzigen Tag zu rasten, bis er die Gleichberechtigung zwischen England und Irland ausgewirkt hätte. Denn so war, was das menschliche Recht betrifft, der Zustand beider Länder beschaffen, daß das eine kaum als Trabant des andern erschien. England hatte das Eigenthum, den Handel, die Industrie, alle Rechte Irlands geschmälert, um die eigenen zu vermehren; und diese gehässige Taktik versetzte Irland in einen Zustand der Abhängigkeit, daß es kaum noch die Kraft zum Leben besaß. So ist der Despotismus, meine Herrn, und wir alle sind bis zu einem gewissen Grade daran Schuld; wir alle schmälern mehr oder weniger die Rechte Anderer, um die unsern zu mehren, und der Mensch, der von dieser Mackel rein ist, die unserem Geschlechte so hartnäckig anklebt, darf von sich glauben, daß er den Gipfel der Vollkommenheit der menschlichen Natur erstiegen habe.

O'Connell hat Wort gehalten; nicht einen einzigen Tag hat er abgelassen, die Gleichberechtigung zwischen England und Irland zurückzufordern, und hat auf diese große Arbeit die siebzehn letzten Jahre seines Lebens verwandt. Er brachte es dahin, daß das Ministerium mehrere Bills im Sinne der Gleichberechtigung einbrachte; das Parlament verwarf sie beharrlich. Der Befreier ließ sich nicht entmuthigen; er hatte die Freude, die ausschließlich aus Protestanten zusammengesetzten Munizipalitäten Irlands unter seinen Streichen erliegen zu sehen, und der erste Katholik seit zwei Jahrhunderten sah er auf seiner Brust die Insignien des Lord-Mayor von Dublin.

Diese Beharrlichkeit, die Menschenrechte seines Vaterlandes zurückzufordern, ohne jemals durch das Alter oder durch schlechten Erfolg sich niederbeugen zu lassen, hätten hingereicht, um O'Connell'n einen Platz unter den Befreiern der Menschheit anzuweisen; denn jeder, der seinem Lande in dem allgemeinen

Sinne der Rechte Aller dient, gehöret keiner Zeit und keinem Orte an; er spricht für die gegenwärtigen wie für die künftigen Völker, er gibt ihnen das Beispiel und den Muth, er streuet einen Samen in die Welt, welchen das Menschengeschlecht bälder oder später einernten wird. Wir werden über die bürgerliche Thätigkeit O'Connell's besser noch urtheilen können, wenn wir die Grundlage, auf die er sie stellte, und die Lehre betrachten, welche er rücksichtlich des Widerstandes gegen die Unterdrückung uns hinterlassen hat.

Das Recht zurückfordern, das war für O'Connell das Prinzip der Kraft gegen die Tyrannei. Es liegt in der That im Rechte, wie in Allem, was wahr ist, eine eigenthümliche, ewige und unzerstörbare Macht, die nur verschwinden kann, wenn das Recht selber nicht mehr genannt wird. Die Tyrannei wäre unüberwindlich, wenn ihr gelänge, die Idee des Rechtes sammt seinem Namen zu vertilgen und das Recht auf Erden verstummen zu machen. Sie versucht wenigstens, diesem letzten Ziele nahe zu kommen und mit allen Mitteln der Gewalt und Verführung der Gerechtigkeit den Mund zu schließen. Solange eine gerechte Seele mit kühnen Lippen übrig bleibt, ist der Despotismus in Unruhe, in Aufregung, ahnet, daß die Ewigkeit sich gegen ihn verschwöre. Die Uebrigen sind ihm gleichgiltig oder flößen ihm wenigstens geringe Furcht ein. Appelliren Sie an die Waffen? Das ist Sache einer Schlacht. An den Aufstand? Das ist Sache einiger Polizei-Agenten. Die Gewalt ist von der Zeit, das Recht ist vom Himmel. Welche Würde, welche Kraft liegt nicht in dem Rechte, das mit Ruhe, mit Anstand, mit Offenheit, mit dem Herzen eines rechtschaffenen Mannes spricht! Seine Natur ist ansteckend; sobald man es hört, erkennet und umfaßt es die Seele; manchmal reicht ein Augenblick hin, daß ein ganzes Volk dasselbe ausruft und vor ihm auf die Kniee sinkt. Man wendet allerdings ein, die Rückforderung des Rechtes sei nicht allezeit möglich und es gebe Zeiten und Orte, wo die Unterdrückung bereits so verjährt sei,

daß die Sprache des Rechtes ebenso chimärisch wie seine Wirklichkeit sei. Es kann dem so sein; allein das war nicht die Lage O'Connell's und seines Vaterlandes. O'Connell und Irland konnten sprechen, schreiben, petitioniren, sich associren, konnten Magistrate und Abgeordnete wählen. Irlands Recht war verkannt, aber nicht entwaffnet, und bei dieser Sachlage war die Lehre O'Connell's die Lehre des Christenthums und der Vernunft. Die Freiheit ist ein Werk der Tugend, ein heiliges Werk, und somit ein Werk des Geistes.

Die Rückforderung des Rechtes aber muß beharrlich sein. Die Befreiung eines Volkes ist nicht das Werk eines Tages; es stößt unfehlbar in den Ideen, den Leidenschaften, den Interessen und in der jeweiligen geheimen Verkettung der menschlichen Dinge auf tausend durch die Zeit gehäufte Hindernisse, welche die Zeit allein zu heben vermag, wofern man ihren Gang durch eine ihr gleichlaufende, ununterbrochene Thätigkeit unterstützt. Man muß nicht, sagte O'Connell, heute und morgen sprechen, heute und morgen schreiben, petitioniren, sich associren; man muß allzeit schreiben, allzeit petitioniren, allzeit sich associren, bis das Ziel erreicht und das Recht wieder erlangt ist. Man muß die Geduld der Ungerechtigkeit ermüden und der Vorsehung Gewalt anthun. Sie sehen, meine Herrn, hier ist nicht die Schule eitler und kraftloser Wünsche, hier ist die Schule für das Gute begeisterter Seelen, welche seinen Preis kennen und sich nicht wundern, daß er so hoch ist. O'Connell übrigens hat seine Lehre mit seinem Beispiele bekräftigt; was er sagte, das that er, und kein Leben ist bis zum letzten Augenblicke unermüdlicher und besser ausgefüllt gewesen als das seine. Er arbeitete für die Zukunft mit der Sicherheit, welche die Gegenwart einflößt; niemals war er überrascht noch mißmuthig darüber, daß er noch nicht am Ziele war; er wußte, daß er dasselbe in seinem Leben nimmer erreichen werde, wenigstens zweifelte er daran; und doch hätte man beim Anblicke seines Feuereifers sagen mögen, daß er nur noch

um einen Schritt oder um einen Tag von demselben entfernt sei. Wer mag die Versammlungen zählen, in denen er das Wort und den Vorsitz geführt, die Petitionen, die er durchgesetzt hat, seine Reisen, seine Maaßnahmen, seine Volkstriumphe und den unermeßlichen Reichthum an Gedanken und Thaten, welche das fabelhafte Gewebe seiner zweiundsiebenzig Jahre ausmachen? Er war der Herkules der Freiheit.

Mit der Beharrlichkeit in der Rückforderung des Rechtes verband er eine Bedingung, welche ihm immer von der höchsten Bedeutung zu sein schien, nämlich ein untadelhaftes Organ desselben zu sein. Und um diese Maxime durch sein Benehmen zu erläutern, zeigte er, daß er wußte, daß jeder Diener der Freiheit dieselbe gleichmäßig und im Ernste für Alle wollen müsse, nicht blos für seine, sondern auch für die gegnerische Partei, nicht allein für seine Religion, sondern für jede, nicht blos für sein Land, sondern für die ganze Welt. Die Menschheit ist eine, und ihre Rechte sind überall dieselben, ob auch ihre Ausübung je nach dem Zustande der Sitten und Geister verschieden sei. Wer bei der Rückforderung der Rechte einen einzigen Menschen ausnimmt, wer in die Knechtung eines einzigen Menschen, eines schwarzen oder weißen, einwilligt, wäre es auch nur, daß ein Haar seines Hauptes ungerechter Weise gekrümmt werden sollte, der ist kein aufrichtiger Mann und verdient nicht, für die heilige Sache der Menschheit zu kämpfen. Die öffentliche Meinung wird sich jederzeit von dem Manne abwenden, der eine exclusive oder auch nur eine um das Recht Anderer sich nicht kümmernde Freiheit verlangt; denn die exclusive Freiheit ist nurmehr ein Vorrecht, und die Freiheit, die sich um Andere nicht kümmert, ist nurmehr ein Verrath. Manches Volk sieht man, wenn es bis zu einem gewissen Grade der Entwicklung seiner sozialen Institutionen gelangt ist, plötzlich stille stehen oder sogar rückwärts gehen. Fragen Sie nicht lange nach dem Grunde. Sie können sicher sein, daß im Schooße dieses Volkes irgendein geheimes Opfer des Rechtes vor sich

geht, und daß die Vertheidiger seiner Freiheit, unfähig, dieselbe auch für Andere als für sich selber zu wollen, die Zauberformel verloren haben, welche sie erobert und rettet, welche sie wahret und mehret. Sie sind entartete Söhne heiliger Kämpfe, und ihr entnervtes Wort bewegt sich in einem falschen Zirkel, so daß man sie nur zu hören braucht, um ihnen schon geantwortet zu haben.

So war es nie bei O'Connell; niemals in fünfzig Jahren verlor sein Wort auch nur einmal den unwiderstehlichen Zauber der Aufrichtigkeit. Es ertönte für das Recht seines Feindes so gut wie für das seinige. Man hörte es die Unterdrückung brandmarken, von woher sie auch kam und auf welches Haupt sie auch fiel. So gewann er für seine Sache, für die Sache Irlands Seelen, welche durch den Abgrund der durchgreifendsten Meinungsverschiedenheit von ihm getrennt waren; brüderliche Hände suchten seine Hand von den entferntesten Punkten der Welt. Im Herzen des Ehrenmannes liegt nämlich Etwas, was für Alle spricht, und während es für Alle spricht, manchmal gegen sich selbst zu sprechen scheint; es liegt in ihm, sage ich, eine Allmacht logischer und moralischer Superiorität, welche fast unfehlbar die Gegenseitigkeit hervorruft.

Ja, Katholiken, fasset es wohl; wollet ihr die Freiheit für euch, so müsset ihr sie für alle Menschen und unter allen Himmelsstrichen wollen. Verlanget ihr sie nur für euch, so wird man sie euch niemals zugestehen. Gebet sie da, wo ihr die Gebieter seid, damit man sie euch gebe, wo ihr Sklaven seid.

O'Connell verstand auch in einem anderen Sinne noch die Maxime, daß man bei der Rückforderung des Rechtes vorwurfsfrei sein müsse. Er wollte, daß man vor der Autorität und vor dem Gesetze, das ihr höchster Ausdruck ist, eine ungeheuchelte und religiöse Achtung habe. Denn die Autorität ist auch eine Freiheit, und wer, um letztere zu vertheidigen, erstere antastet, der weiß weder, was er sagt, noch was er thut. Die Autorität ist ein integrirender Theil der Freiheit, gleichwie

die Pflicht vermöge einer offenbaren Wechselbeziehung in das Recht zurückgeht, weil das Recht eines Menschen nothwendig die Pflicht eines andern nach sich zieht. Aus diesem Grunde heiligen die bürgerlichen Verfassungen nicht minder als die Magna Charta des Evangeliums zu gleicher Zeit das Recht und die Pflicht, die Freiheit und die Autorität. Jede Hand, welche sie trennt, vernichtet sie, und nie wird ein Volk, das nicht beide zugleich in Ehren hält, fähig sein, ein freies Volk zu werden. O'Connell trieb die Achtung vor dem Gesetze bis ins Abergläubische; Alles erlaubte er sich bis zu der Grenze, wo er auf ein offenbar in Kraft stehendes Gesetz traf. Gleichwohl hat kein Mensch unter den Gesetzen, ja unter drückenden Gesetzen einen überraschenderen Gebrauch von dem freien Raume gemacht, den sie ihm zur Verfügung ließen. Seine tiefe Rechtskenntniß diente auf bewunderungswürdige Weise der Magie seiner Märsche und Gegenmärsche, und er hat den Ruhm gehabt, nach siebenundvierzig Jahren bürgerlicher Kämpfe zu sterben, ohne einer einzigen definitiven gerichtlichen Verurtheilung verfallen zu sein. Einmal, aus Veranlassung jener berühmten Versammlung von Clontarf, befürchtete er, in eine Schlinge gerathen zu sein, in welcher das Taufkleid seines volksthümlichen und christlichen Tribunates nicht mackellos geblieben wäre. Am Vorabende der Versammlung, vier Uhr Abends, in dem Augenblicke, wo Dublin und Irland von britischen Truppen überschwemmt waren, ließ der Vicekönig ein Verbot bekannt machen. Die Haare sträubten sich O'Connell'n bei dem Gedanken an einen unvermeidlichen Zusammenstoß zwischen dem Volke und der Armee. Bleich und aufgeregt sah man ihn während der ganzen Nacht Befehle auf Befehle, Couriere auf Couriere abfertigen; und endlich bei Tagesanbruch, nach einer angstvollen Nacht, hatte er das Glück, daß keine Seele auf dem Felde von Clontarf sich einfand, wo man fünfmalhunderttausende erwartete.

Das gab Gelegenheit zu seinem letzten Triumphe. Sie

wissen, wie ihn England einmal diese halbhundertjährige Aufregung büßen lassen wollte, in welcher er einen ganzen Theil des Reiches erhalten hatte; wie er vorgeladen, verurtheilt, ins Gefängniß gesetzt und endlich der Prozeß vor die Peerskammer von England gebracht wurde auf die Appellation des Mannes hin, der in derselben so viele Feinde zählte. Ein denkwürdiger Augenblick das, wo ganz Irland seinen gefangenen Befreier im Kerker besuchte, wo die versammelten Bischöfe ein allgemeines Gebet zu Gott veranstalteten, damit der Mann von Erin in der Trübsal gestärkt werden und siegreich aus derselben hervorgehen möchte! Dieß Gebet des ganzen Volkes, es ward erhöret, und nach einem hochherzigen Richterspruche, der O'Connell für unschuldig erklärte, hatte Irland noch einmal den Stolz und den Trost, seinen alten Vater in dem ganzen Ruhme zu tragen, mit dem es ihn umgeben hatte, und der weder eines Wachsthumes noch eines Endes mehr fähig schien.

Nach dem Dafürhalten der Menschen hätte O'Connell an jenem Tage sterben sollen. Allein der Herr der Schicksale und der Richter der Herzen hatte es anders beschlossen. O'Connell war Christ; der Glaube und die Liebe Gottes waren die belebenden Prinzipien seines ganzen Daseins gewesen; gleichwohl, ein so wahrer Gläubiger er gewesen ist, hatte er gegen die herrliche Verkettung seiner Tage nicht unempfindlich sein können. Der Ruhm ist ein feines Gift, welches das Erz der am besten gehärteten Herzen durchdringt. O'Connell verdiente, daß ihn Gott noch im Leben läuterte und nach so vielen Kronen, die nie verwelkt waren, die letzte Krone der Widerwärtigkeit auf das Haupt ihm drückte, ohne welche kein Ruhm, weder auf Erden noch im Himmel, vollkommen ist.

O'Connell sah einen Theil der Seinen sich von ihm lossagen: seine Seele ward verwundet um des Stolzes und der Freundschaft, und gleicherweise um des Volkes willen, dem er so zärtlich und so erfolgreich gedient hatte. Eine schreckliche Hungersnoth raffte vor seinen Augen die Kinder Erins weg;

er sah zwei Uebel, wogegen Beredtsamkeit und Genie nichts vermochten, und fühlte bis auf den Grund die ganze Unmacht des Ruhmes. Während er aber diesem schrecklichen Todeskampfe zur Beute war, ward auf einmal an den geheiligten Ufern der Tiber eine Stimme vernommen, welche die Welt und die Christenheit erschütterte. Beide erwarteten einen Vater, der die Bedürfnisse der neuen Jahrhunderte fühle, dieselben in seine hohenpriesterliche und friedliche Hand nehme und von der Erde bis zu der Höhe der Religion erfüllt. Diese Erwartung und diese Wünsche, sie wurden erhört: O'Connell konnte sterben, Pius IX. war auf der Welt; O'Connell konnte schweigen, Pius IX. redete; O'Connell konnte ins Grab steigen, Pius IX. saß auf dem Stuhle des hl. Petrus. Der alte und sterbende Vorkämpfer der Kirche und Menschheit täuschte sich darüber nicht; die Kraft und die Schwäche seines Lebens waren ihm geoffenbart worden, er erkannte, daß er nur der Vorläufer eines größern Befreiers gewesen, und gleichwie Johannes der Täufer in der Wüste den in die Welt Gesandten aufsuchte, auf den er wartete und dessen Schuhriemen aufzulösen er sich nicht für würdig erachtete, so wandte O'Connell seine Augen nach Rom, und gegen das Alter und das Unglück zum letzten Male ankämpfend begab er sich mit der Einfalt und Freude eines Pilgers auf die Reise. Doch es war zu spät; an den Küsten des Mittelmeeres, da er die Kuppeln und den Horizont Roms schon von ferne erblickte, gab er seinen Geist auf. Ganz Rom erwartete ihn und errichtete ihm Triumphbögen. Sein Herz allein gelangte in diese Stadt, wo Pius IX. es in Empfang nahm. Der Hohepriester legte seine Hände auf den Sohn O'Connell's und sprach zu ihm diese Worte: „Da ich des so lange ersehnten Glückes beraubt worden, den Heros der Christenheit zu umarmen, so möge mir wenigstens der Trost werden, seinen Sohn zu umarmen!“ Suchen wir nicht anderswo, meine Herrn, O'Connell's Grab; nicht in Irland ist es, so würdig dieses war, ihn ewig zu besitzen; das Grab O'Connell's ist in den Armen und in der

Seele Pius IX. Dort müssen wir ihn anschauen, um zum Befreier das letzte Wort zu sprechen, das Wort und das Gebet des Abschiedes.

Sammeln wir uns einen Augenblick.

Meine Herrn, die Interessen der Kirche sind die Interessen der Menschheit, und die Interessen der Menschheit sind die der Kirche. Das Christenthum, dessen lebendiger Leib die Kirche ist, hat nur durch die innige Verschmelzung seiner mit der Menschheit eine so hohe Stufe der Macht erstiegen. Nun ist die moderne Gesellschaft der Ausdruck der Bedürfnisse der Menschheit, und somit auch Ausdruck der Bedürfnisse der Kirche. Diese wenigen Worte geben Ihnen das treffendste Bild des Lebens von O'Connell. O'Connell ist in unserem Zeitalter der Spaltungen der erste Mittler zwischen der Kirche und der modernen Gesellschaft gewesen; das heißt ebenso viel, als er ist in diesem Zeitalter der erste Mittler zwischen der Kirche und der Menschheit gewesen. Ihm müssen wir folgen, meine Herrn, wenn wir Gott und den Menschen dienen wollen. Freilich die Welt hat sich von uns losgesagt, sie hat ohne uns leben und ohne uns sich regieren wollen; allein was liegt daran, von woher das Uebel gekommen, und auf welcher Seite der Stolz der Lossagung gewesen ist? Wir fühlen es heute, daß wir einander bedürfen; kommen wir der Welt entgegen, die ihrerseits uns sucht und erwartet. Diese Bewunderung, welche sie dem Andenken O'Connell's zollt, diese Zurufe der Liebe, womit sie Pius IX. überhäuft, sie sind ein Gelübde, welches sie angesichts des Himmels ablegt, sind ein Beweis, daß sie gegen Denjenigen nicht unempfindlich ist, der ihre Leiden und ihre Bedürfnisse versteht. Lernen Sie dieselben verstehen, meine Herrn; folgen wir von ferne, aber mit Vertrauen, den glorreichen Fußtapfen, die wir eben an unseren Blicken haben vorübergehen lassen. Und wenn Sie schon den Willen dazu in sich fühlen, wenn die eitlen Schatten der Vergangenheit in Ihrem Geiste schwinden, wenn die Kraft Ihnen kommt und

mit ihr das Vorgefühl, daß Sie für die Sache der Kirche und der Menschheit nicht ohne Nutzen sein werden — dann forschen Sie nicht nach der Ursache, sagen Sie zu sich, daß Gott einmal durch O'Connell's Seele zu Ihnen gesprochen hat.
